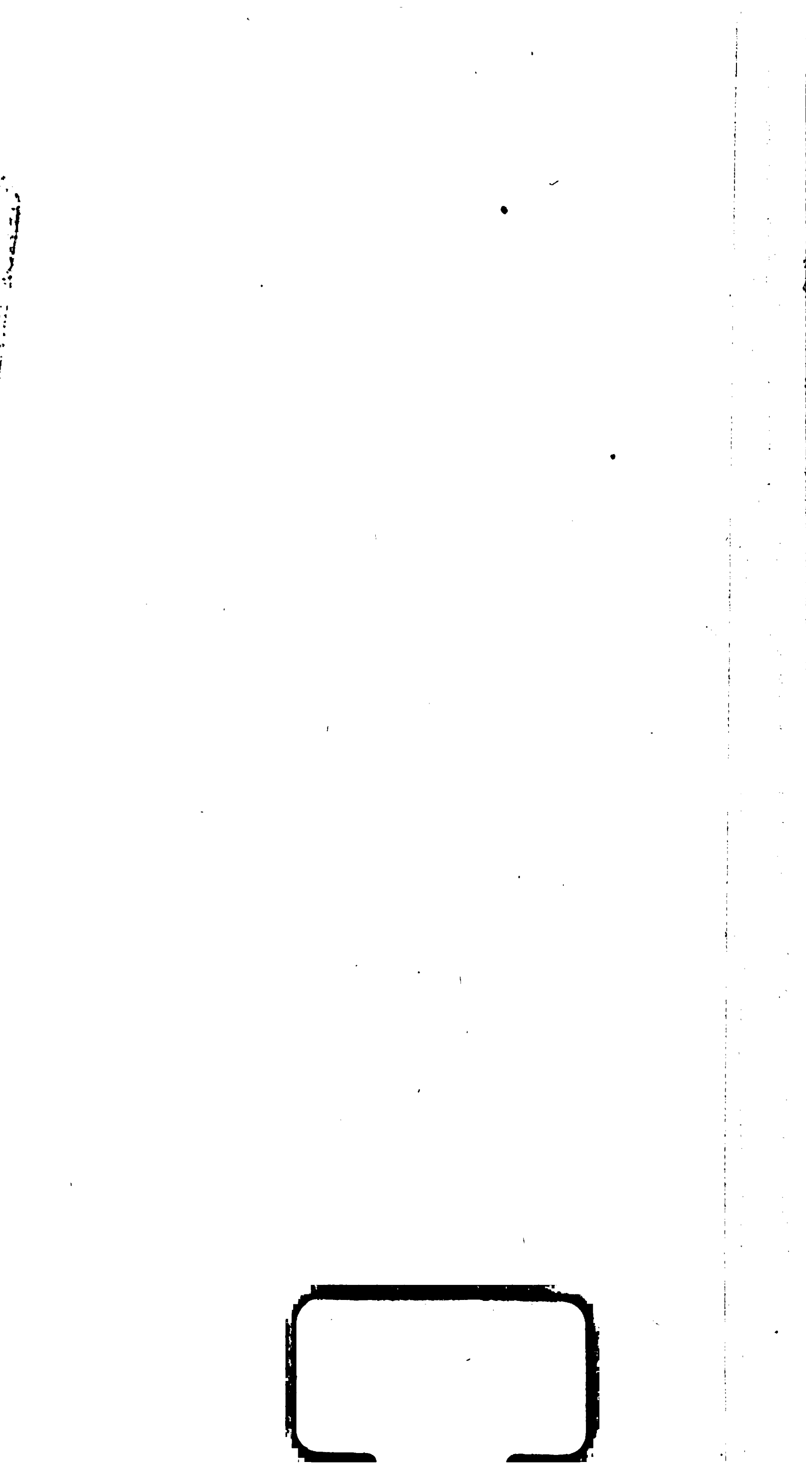
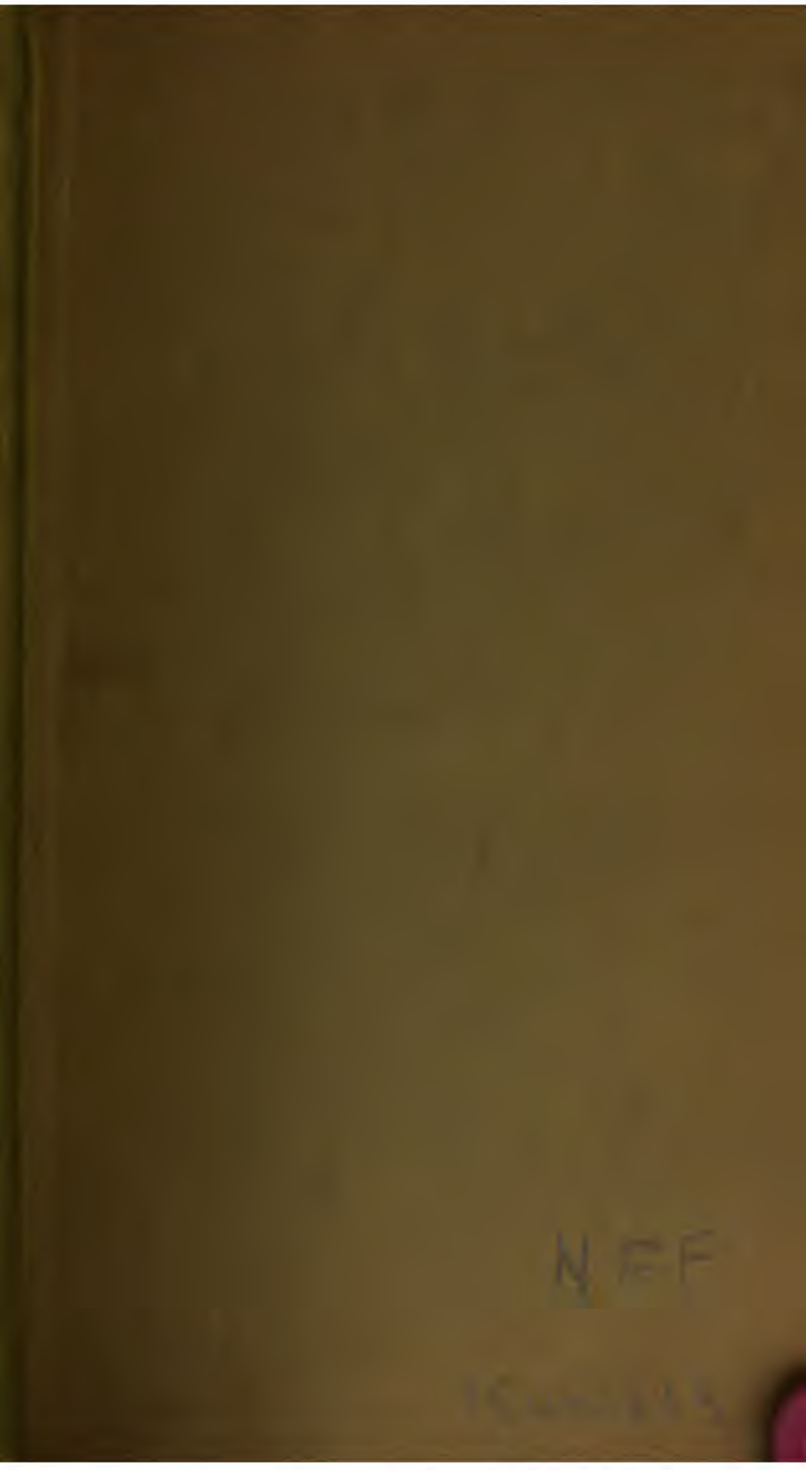
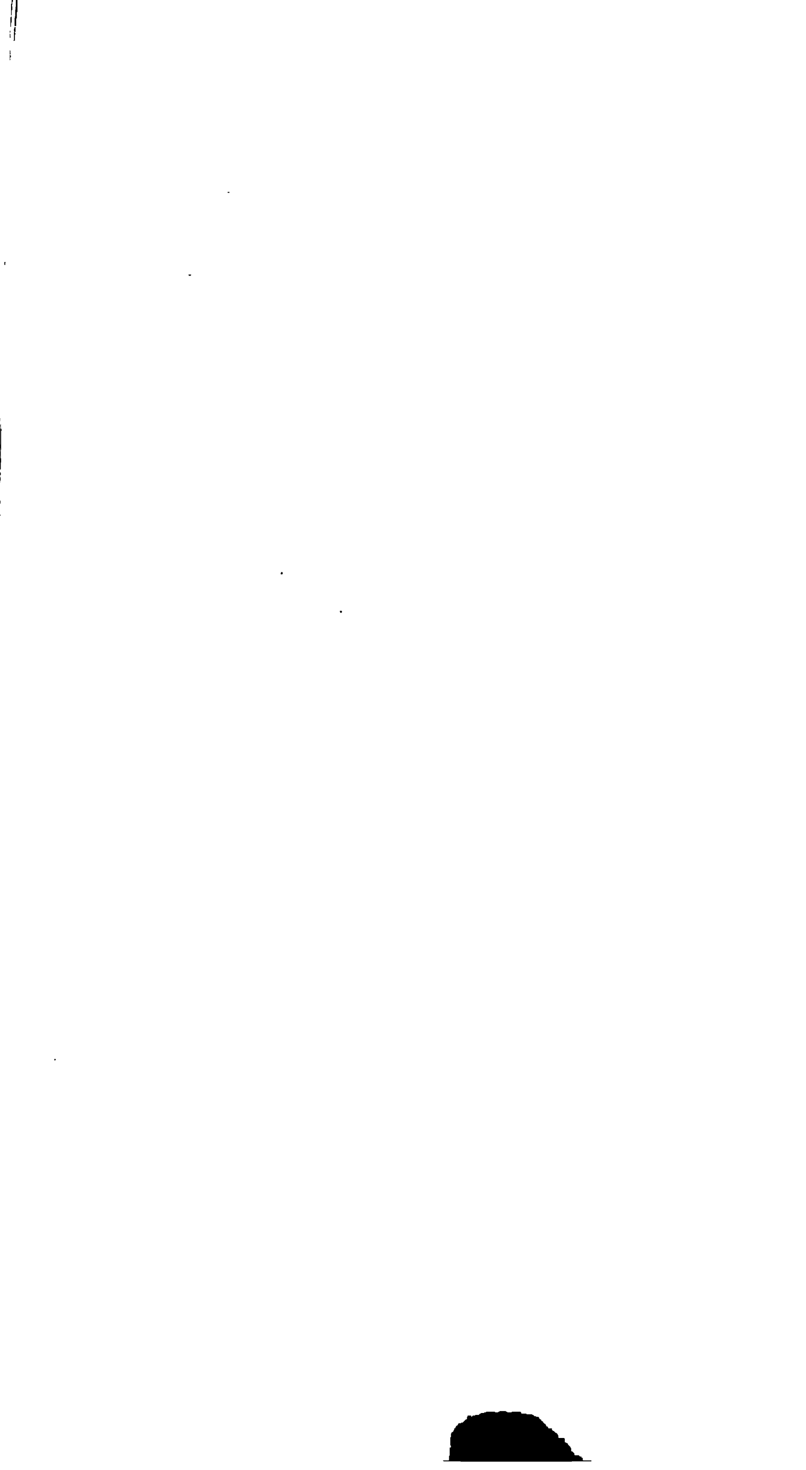



NEF



1. German literature – Collection

(Kunisch)
NFF

Handbuch der deutschen Sprache und Literatur seit Lessing



Herausgegeben

von

D. J. G. Kunisch.

Erster Theil.

Die deutschen Prosaschriftsteller.

Leipzig,
bei Johann Ambrosius Barth.
1822.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorwort.

Es hat in der neueren Zeit nicht an Versuchen gefehlt, die Entwickelung und den Gang, den unsere Literatur seit der ältesten Zeit oder wenigstens seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen, geschichtlich nachzuweisen und darzustellen. Wie verdienstlich und schätzbar manche dieser Arbeiten auch immer seyn mögen, so schien es doch noch Bedürfniß, die bedeutenderen und einflußreicheren deutschen Schriftsteller unserer Zeit in gedrängter Uebersicht zusammenzustellen, und außer einer kurzen Nachricht von ihrem Leben und ihren Werken auch noch eine Auswahl vorzüglicher Musterstellen aus ihren Schriften zu geben. Vielleicht könnte dadurch gelingen, der planlosen Leserei, die in der zunehmenden Flut neuer Zeit- und Flugschriften reich-

liche, aber desto verderblichere Nahrung findet, einen hemmenden Damm zu setzen, und zugleich das aufblühende Geschlecht von dem gehaltlosen Flitterputz und von jenen Irrgängen fern zu halten, in welche sich unser neuster Prosastil immer mehr zu verlieren scheint.

Ob der Herausgeber des vorliegenden Handbuchs allen den Anforderungen, die an ein Unternehmen der Art gemacht werden dürfen, einigermaßen genügt habe oder nicht, wagt er nicht zu entscheiden. Wenigstens war er der hier obwaltenden Schwierigkeiten sich hinlänglich bewußt, so wie der Rücksichten, die bei einem Buche zu nehmen sind, das, nicht blos für den größeren Lesekreis, sondern auch für die Jugendwelt bestimmt seyn sollte.

Daß Göthens Leben und Schriften in dieser Sammlung ein größerer Raum vergönnt worden ist als anderen, vielleicht noch beliebteren Schriftstellern, wird denjenigen nicht befremden, der da weiß, wie in Göthe's Schriften einerseits unsere Prosa den höchsten Punkt ihrer Entwickelung und

Ausbildung erreicht hat, andrerseits aber in ihm fast alle die verschiedenen Richtungen unserer schönen Literatur, wie in einem bindenden Mittelpunkt — oder vielmehr Anfangspunkt — sich vereinigen und zusammentreffen. Einer größeren Rechtfertigung indeß wird es vielleicht bedürfen, daß mancher ältere Schriftsteller, der zu früh und unverdient unter uns vergessen worden, hier wieder mit aufgenommen ist. Allein es kam hier nicht darauf an, einer vorübergehenden Vorliebe oder wohl gar einem einseitigen Modegeschmack zu huldigen, als vielmehr, jede bedeutendere Erscheinung im Felde unserer Literatur partheilos und nach ihrem bleibenden Werthe zu würdigen.

Wer übrigens die hier gegebene Uebersicht unserer vorzüglichsten Schriftsteller zu unvollständig finden, oder überhaupt eine umfassende und zusammenhängende Darstellung des ganzen Gesammtgebiets unserer Literatur vermissen sollte, den verweisen wir auf die „Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur von Dr. Ludwig Wachler" (Frankfurt a. M. 1818—1819. 2 Bde.),

ein Werk, das in den Händen eines Jeden seyn müßte, der über die geschichtliche Entwickelung unserer Sprache und Literatur, so wie über die Stellung und Beziehung jedes einzelnen Schriftstellers zu seiner Zeit und zum Ganzen eine klare und lebendige Ansicht und Kenntniß zu erlangen wünscht.

Breslau im August 1821.

D. J. G. Kunisch.

Inhalt.

Einleitung.

Einleitung.

Geschichtliche Uebersicht der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis auf Lessing (um 1760).

Wie der Ursprung aller Sprache überhaupt, so ist auch die frühste Entwickelung der deutschen Sprache in tiefes Dunkel gehüllt. Daß schon um den Anfang unserer christlichen Zeitrechnung Schlacht- und Heldenlieder, worin der Ruhm und die Thaten alter Götter und Helden gefeiert wurden, unter dem deutschen Volk umgingen, ist durch des Römers Tacitus (Annal. 2, 88. German. 2.) Zeugniß außer Zweifel gesetzt. Allein jene alten Lieder sind, theils durch die Stürme der Völkerwanderung, theils durch die Einführung des Christenthums, verdrängt worden und untergegangen, und uns ist von der ältesten Sprache unserer Vorfahren nichts übrig geblieben, als einzelne Wörter *) und Eigennamen einzelner Völker, Oerter und Personen. Wie wenig wir aber auch von dem Zustande unserer Sprache aus jener Zeit wissen, so scheint sie doch auf keinen Fall so roh und ungebildet gewesen zu seyn, als manche Neuere unüberlegt behauptet haben. Sehr früh scheint bereits zwischen den süddeutschen und den norddeutschen (sassischen) Stämmen eine mundartliche Sprachverschiedenheit obgewaltet zu haben, von denen beiden sich wieder die Mundart der Gothen und der ihnen verwandten Stämme noch bedeutend unterschied. In Lied und Dichtung scheint bei allen deutschen

*) Z. B. glessum, Glas; ganta, Gans, Plin. hist. nat. 10, 22.

Stämmen die Alliterazion geherrscht zu haben, die erst sehr spät (nach Karls des Großen Zeit) erlosch und in den eigentlichen Reim überging. Mehreres und gewißeres läßt sich über den Urzustand unserer Sprache schwerlich ausmitteln. Für die fernere Entwickelung und Ausbildung derselben ist es am bequemsten gewiße Hauptabschnitte anzunehmen.

Erster Zeitraum.

Von der frühesten Zeit bis auf Karl den Großen (um 800 nach Chr.).

Die alten Heldenlieder der Ostgothen, Longobarden, Burgunden, Franken, und anderer Stämme aus den Zeiten der Völkerwanderung sind, obwohl sie noch Karl der Große (um 800) sorgfältig sammeln ließ, wohl auf immer für uns verloren. Desto wichtiger ist uns die noch theilweise erhaltene *) gothische Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Ulfilas (goth. Wulfila d. h. Wölfele) aus der Mitte des vierten Jahrhunderts (zwischen 360 — 380). Sie ist gelehrt und treu, weiß selbst die feineren Beziehungen des Urtextes zu unterscheiden und zu bezeichnen, ja selbst abstrakte Sätze mit Glück wiederzugeben, und zeugt von einer bedeutenden Ausbildung der gothischen Sprache in jener Zeit.

Das Wenige, was sonst noch aus dieser Zeit übrig geblieben ist, besteht großentheils in Uebersetzungen geistlicher Lieder, Homilien und Glaubensregeln ins Hochdeutsche, d. h. in fränkische, oder allemannische, oder bairische Mundart; blos zwei Stücke, beide wohl noch aus dem Schluß des achten Jahrhunderts, sind mehr niederdeutsch, nemlich die altsächsische Formel der Teufelsentsagung und das Lied von Hildebrand

*) In den verschiedenen Handschriften haben sich blos die Evangelien, die paulinischen Briefe, und einige Stücke aus Esra und Nehemia erhalten.

und Hadubrand. Letzteres ist nicht blos durch seine alterthümliche Sprachform (sie ist noch alliterirt), sondern auch als das älteste Denkmal altdeutscher Heldendichtung von Wichtigkeit.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen (um 800) bis zum Regierungsanfang der Hohenstaufen.

Seit Karl dem Gr., dessen Sorgfalt für altdeutsche Heldenlieder und für deutsche Sprachbildung leider verloren ist, scheint das Hochdeutsche *) die Sprache des Hofes geworden und geblieben zu seyn, wie sich dies schon aus dem Schwur der Könige Karl und Ludwig und ihres Volkes (vom J. 842.) urkundlich erweisen läßt. In dieser Mundart sind denn auch die beiden reichhaltigsten und bedeutendsten Sprachwerke des neunten Jahrhunderts abgefaßt: Des Ungenannten prosaische Uebersetzung von Tatian's Evangelienharmonie, und Otfrieds, des Benediktinermönchs im Kloster zu Weißenburg, poetische Bearbeitung der Evangelien (um das J. 870.). Otfried ist der erste deutsche Dichter, der, statt der bisherigen Alliterazion, sich des Reims bediente; die Anordnung des Stoffes ist bei ihm ganz zufällig, daher manche Begebenheiten des Evangeliums fehlen, die Ausführung selbst ist gelehrt, fromm und gemüthlich, zuweilen mit lebendiger Anwendung auf die Sitten der Zeit. Ihm gleichzeitig wurde das fränkische Siegeslied verfaßt, welches die Besiegung der Normannen durch den westfränkischen König Ludwig bei Sodalcourt an der Somme (im J. 881.) feiert; es ist fränkisch, und gleichfalls gereimt. Das größte Verdienst aber um die

*) In Baiern (Oestreich), Schwaben (Schweiz, Elsaß), Ostfranken, Thüringen, Hessen, Wetterau, und überhaupt im damaligen fränkischen Königreich vorherschend.

Ausbildung der hochdeutschen Prosa in jener Zeit bleibt dem Mönch zu Sankt Gallen, Notker (benannt Labeo, † 1022.), der zuerst in deutscher Sprache über die Tonkunst schrieb, und unter dessen vielfachen Dolmetschungen älterer Werke wohl die Psalmenübersetzung oben an steht. Seine Schriften sind die wichtigsten Sprachurkunden des ganzen Zeitraums, und sie zeugen in Rechtschreibung, Tonzeichen und Sprachform, von einer so festen und reichen Bildung der hochdeutschen Prosa, daß, mit ihnen verglichen, die Sprache des nächstfolgenden Zeitraums fast schon wieder verwildert erscheint. — Daß indeß auch das Niederdeutsche *) nicht zurückblieb, beweist die auf Befehl Ludwigs des Frommen von einem ungenannten sächsischen Dichter verfaßte altsächsische Evangelienharmonie in alliterirenden Zeilen, und die etwas spätere niederdeutsche Psalmenübersetzung eines Ungenannten.

Die bedeutendsten, noch vorhandenen Dichterwerke aus dieser Zeit fallen offenbar in die letzte Hälfte, vielleicht gar in den Schluß dieses Zeitraums. 1) Der Hochgesang auf den heil. Anno, Erzbischof zu Köln, von einem ungenannten Dichter, niederrheinisch, aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. 2) Die in Heidelberg handschriftlich vorhandene Königschronik, die dem Liede auf S. Anno auffallend verwandt ist, und bis auf Kaiser Konrads Kreuzzug (1147.) herabgeht. 3) Das Gedicht von Karl dem Großen, vielleicht noch am Schluß des eilften Jahrhunderts unter Heinrich IV. vom Pfaffen Kunrat gedichtet.

Dritter Zeitraum.

Höchste Blüthe der altdeutschen Dichtkunst unter den Hohenstaufen. Von der Mitte des zwölften bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Das zwölfte Jahrhundert ist einem anmuthigen Frühlinge zu vergleichen, der in den südlichen Ländern Euro-

*) In Sachsen, Engern, West- und Ostphalen, und in den heutigen Niederlanden.

pa's, besonders in Südfrankreich (Provence), alle edeln Keime einer höhern geselligen und gemüthlichen Bildung, besonders der Dichtkunst, hervorrief und entwickelte, und unter dessen mildem Einfluß sich vorzüglich das Ritterthum zu einer vorher kaum geahndeten Blüthe und Bedeutung entfaltete. Der Adel und Herrenstand jener Länder wurde bald der Mittelpunkt der gesammten Bildung des Zeitalters. Eine feinere gesellige Bildung, die durch die zarte Verehrung des Frauengeschlechts bedeutend erhöht wurde, Liebe für Gesang und Dichtkunst, hoher Sinn für Männerehre, und eine romantische Begeisterung für ritterliche Großthaten, welche durch die Kreuzzüge noch mehr Nahrung erhielt, zeichnete jenen Stand bald vor allen andern aus, und so konnte es denn nicht fehlen, daß aus seiner Mitte Männer hervorgingen, welche die zarteren Gefühle des Gemüths in anmuthigen Liedern aussprachen, während andere sich mit Liebe zu den alten Heldensagen der vaterländischen Vorzeit hinwendeten, sie in Gesang und Dichtung erneuten, und sie mit den wunderbaren Mährchen und Sagen der Ostwelt verwoben und ausschmückten, welche die heimkehrenden Kreuzfahrer ins Abendland gebracht hatten. Wie hätte Deutschland bei dem nahen Verkehr, in dem es durch die Züge nach Italien und dem heiligen Grabe mit den südlichen Völkern getreten war, von dem Einflusse südlicher Bildung und Poesie lange unberührt bleiben können, zumal da sich seit dem Regierungsanfang der Hohenstaufen auch unter dem deutschen Volk ein neues und großartigeres öffentliches Leben zu entwickeln begann. Der deutsche Fürsten- und Ritterstand blieb nicht lange hinter dem südfranzösischen zurück. Seit Kaiser Friedrich Barbarossa blühte in Schwaben und am Oberrhein, und von da aus durch Franken, Baiern, Oesterreich, ja selbst durch die nördlicheren Lande deutscher Gesang und Dichtkunst auf. An den Höfen der Fürsten und Großen, wie auf den einsamen Burgen der Ritter, bei Turniren, Hochzeiten und Festlichkeiten, wie bei fröhlichen Zusammenkünften und Gelagen wurde die holde Liederkunst gehegt und gepflegt, und nicht blos Ritter und Herren, sondern selbst Kaiser, Herzöge und Grafen dichteten und besangen die Anmuth der Natur und des Frühlings, Frauenschönheit, und des Lebens Freuden und Liebeslust (Minne). Unter den einzelnen Fürstenhäusern, welche die berühmtesten

Dichter an sich zu ziehen suchten, oder wenigstens den umherziehenden Sängern (Fidelern) freundliche Aufnahme und ehrende Auszeichnung erwiesen, glänzte besonders der Hof der österreichischen Babenberger zu Wien, und das Hoflager des thüringischen Landgrafen Hermann auf Wartburg. Hier auf Wartburg war es auch, wo jener berühmte dichterische Wettkampf der sieben größten deutschen Sänger (1207.) gehalten wurde, dessen Gegenstand der Preis der Babenberger und der Thüringer Fürsten war, und der unter dem Namen des Krieges auf Wartburg bis auf unsere Zeiten gekommen ist.

Unter den mehr als 140 Dichtern, von denen sich aus jener Zeit noch Lieder erhalten haben, prangt mancher fürstliche oder sonst geschichtlich berühmte Name. Kaiser Heinrich VI., Konradin (der Hohenstaufe), König Wenzel von Böheim († 1253.), Herzog Heinrich IV. von Breslau († 1290.), Markgraf Otto IV. von Brandenburg mit dem Pfeile († 1308.), Markgraf Heinrich von Meißen († 1288.), Herzog von Anhalt (Heinrich I. † 1267.), Herzog Johann von Brabant († 1294.), Graf Otto IV. von Bottenlaube (Henneberg, † 1254.), Heinrich von Veldegk (um 1186.), Walther von der Vogelweide (1190 — 1230.), Ulrich von Lichtenstein aus Steiermark (um 1246.), Hartmann von der Aue (um 1195.), Reimar der Alte (um 1207.), Gotfried von Strasburg (um 1200.), Heinrich von Ofterdingen (um 1207.), und Wolfram von Eschilbach aus dem bairischen Nordgau (um 1207.), scheinen, so viel sich aus ihren noch übrigen Liedern urtheilen läßt, die bedeutendsten von allen gewesen zu seyn. Ihre Gedichte, die man nach ihrem Hauptinhalte schon sehr früh Minnelieder benannte, würden gleichwohl für uns vielleicht verloren gegangen seyn, wenn nicht der Züricher Rathsherr, der gesangliebende Rüdiger von Manesse, und sein Sohn (Chorherr am großen Münster zu Zürich) am Ende dieses Zeitraums (um 1300.) mit nicht geringem Aufwand an Mühe und Kosten eine handschriftliche Sammlung der beliebtesten Lieder, die damals noch von Mund zu Mund umgingen, angelegt und verfaßt hätten, die unter dem Namen der Manessischen Sammlung der Minnesinger noch jetzt vorhanden und ziemlich das einzige ist, was uns von dem unermeßlichen

Reichthum lyrischer Dichtungen aus jenen Tagen etwa noch übrig geblieben.

Ein noch grösseres und weiteres Feld eröffnete sich indeß für die deutsche Heldendichtung. Zu der Masse alter einheimischer Stammsagen aus den Zeiten der Völkerwanderung gesellten sich in dieser Zeit noch die Heldenfabeln des Auslands, die sich in Süd- und Nordfrankreich, Spanien, ja selbst auf brittischem Grund und Boden (in Wallis) ausgebildet hatten und nunmehr, bei dem ausgebreiteteren Völkerverkehr, Gemeingut aller gebildeten Nazionen Europa's geworden waren. Diese Verschiedenheit des gegebenen Stoffes und seiner dichterischen Ausbildung gab denn auch dem altdeutschen Epos eine zwiefache Richtung und Gestaltung. Aus dem einheimischen und vaterländischen Sagenstoff entwickelte sich eine volksthümliche und volksmäßige, in sich durchaus abgeschlossene und selbstständige Heldendichtung, während aus der fremden und ausländischen Heldenfabel die sogenannte romantische Ritterdichtung hervorging, die in freierem Schwunge der Phantasie und in überschwenglich reicher Gedankenfülle hinausschweifend, nicht blos Vaterländisches und Ausheimisches, sondern sogar die ganze morgenländische und abendländische Welt, Religion, Natur, Ritterthum und Minne, Himmlisches und Irdisches, auf eine so eigenthümliche wunderbare Weise verknüpfte, verschmolz, durchdrang und umfaßte, daß daraus dichterische Werke und Gebilde entsprangen, die das Höchste, Heiligste und Tiefste, das Ungeheuerste und Gewaltigste, wie das Zarteste, Rührendste und Anmuthigste, auf eine unbegreifliche Weise in sich schlossen und vereinigten.

Was zuerst den vaterländischen Sagenkreis betrift, so enthält er ausschließlich nur die Ueberlieferungen von den alten Helden der Hunnen, Ostgothen, Franken, Burgunden, von Etzel, Dietrich von Bern, Siegfried, Gunther, und anderen Helden verwandter Stämme, also das älteste, von den Vätern ererbte, geistige Eigenthum unseres Volkes. Die einzelnen Ueberlieferungen und Sagen dieses Heldenkreises scheinen früh schon häufig dichterisch behandelt und bearbeitet worden zu seyn. Dahin gehören die Heldenlieder von Hugdietrich und Wolfdietrich, von Kaiser Otnit und dem Zwerg Elberich, vom Riesen Siegenot, Ecken Ausfahrt, hörnen Sieg-

fried, Etzel's Hofhaltung, Dietlieb, Laurin, Rosengartenlied, Alphart's Tod, Dieterich's Flucht zu den Heunen, Ravenna-Schlacht, und andere, die wir sämmtlich unter dem Namen des Heldenbuches begreifen, — eine Sammlung meist kürzerer Heldendichtungen, von verschiedenen, größtentheils ungenannten, Verfassern und von sehr verschiedenem dichterischen Werthe. Das umfassendste, großartigste und herrlichste Werk aber aus diesem ganzen Dichtungskreise ist das Lied der Nibelungen, das in Anlage, Ausführung und kunstreicher Darstellung alles weit überragend, zugleich alle Zweige und Verflechtungen der vaterländischen Heldenfabel in sich wie in einem bindenden Mittelpunkt wieder vereinigt, und so zugleich als Gipfel und Schlußstück des ganzen Kreises; als ein ehrwürdiger Heldensaal der deutschen Vorzeit zu betrachten ist. In seiner letzten vollendeten Gestalt mag es wahrscheinlich in Oesterreich um das J. 1200. von einem der größten Dichter jener Zeit (Heinrich von Ofterdingen?) abgefaßt worden seyn. Obwohl es scheinbar nur von Siegfried's und Chriemhildens Leben, Lieben, Leid und Tod handelt, so bilden diese Beiden gleichwohl nur den Mittelpunkt der großen, gewaltigen Heldenfabel, deren Grundzug hier wahrhaft tragisch ist. Es ist der alte Hort jenes altnordischen Königsgeschlechts der Nibelungen, der vermöge eines auf ihm lastenden Fluchs jeden seiner Besitzer ins Verderben hinabzieht, und der nicht eher zu wirken aufhört, als bis Siegfried und nach ihm der ganze herrliche Königs- und Heldenstamm der Burgunden blutig untergegangen und er selber im Rheine versenkt ist. Zugleich aber ist das ganze Gedicht ein lebendiger Spiegel des deutschen Ritterthums, das hier in seinem höchsten Glanze erscheint. Mit großer Liebe und Ausführlichkeit ist darin überall geschildert, ritterliche Sitte und Tugend, Höflichkeit, Frauenschönheit und Züchtigkeit, anmuthige und zierliche Gespräche, Frauendienst, Ritterspiele, Hochzeiten (Feste), Bereitung und Pracht der Kleider, Botschaften, Hofefahrten, Aufzüge und Einholungen; und als Hintergrund hievon das ganze Lehenswesen, Mannen- und Magendienst, Waffenbrüderschaft bis in den Tod, und endlich eine Tapferkeit, die nirgend ihres Gleichen hat. Und so ist denn das Nibelungenlied durch Geist, Inhalt und Sprache das herr-

lichste und redendste Denkmal der Vergangenheit unseres Volkes.

Zu der eben genannten volksmäßigen Heldendichtung verhielt sich die romantische Ritterdichtung fast wie eine adelige und Hofpoesie. So wie letztere nemlich ihren Sagenstoff ausschließlich nur aus wälschen Sagenbüchern und Dichtungen schöpfte, so ist auch der ganze Kreis, in dem sich ihre Darstellungen bewegen, ja oft selbst Farbe und Ton der Behandlung, unvolksmäßig, ausheimisch, vom Einfluß Welschlands und des Morgenlandes durchdrungen, dabei meist tiefer, mystischer, kunstreicher, beschaulicher. Die sämmtlichen Dichtungen dieser ganzen Gattung lassen sich in Hinsicht auf den Stoff, den sie behandeln, in zwei verschiedene Abtheilungen bringen: 1) Dichtungen aus dem Sagenkreise von dem altbrittischen Könige Arthur (Artus) und den Rittern der Tafelrunde, und den damit verwandten und zusammenhängenden, spanischen und südfranzösischen Sagen vom heiligen Gral; 2) Rittergedichte aus dem Sagenkreise Karls des Großen; seiner Ahnen, Helden, und ihrer Thaten und Abentheuer.

Die Sagen von Artus, den Rittern der Tafelrunde, und dem heiligen Gral wurden bereits im zwölften Jahrhundert in Nord- und Südfrankreich von Chretien von Troyes (1190.) und von dem Provenzalen Guiot (Kiot) in wälscher Sprache bearbeitet und dichterisch ausgebildet. Aus dem Werke des Letzteren schöpfte der größte und gewaltigste Dichtergeist des deutschen Mittelalters, Wolfram von Eschilbach, und schuf aus dem vorgefundenen Sagenstoff das tiefsinnigste, erhabenste und kunstreichste Epos, das wir in deutscher Sprache kennen, den Titurel oder die Hüter des heiligen Grales. So wie dies Gedicht an Geist und Anlage ungeheuer zu nennen ist, so ist es auch sein Inhalt und Umfang. Von seiner älteren und ursprünglichen Gestalt sind blos größere Bruchstücke, durchaus in vierzeiligen gereimten Strophen, übrig geblieben; vollständig besitzen wir es indeß noch in der jüngeren Ueberarbeitung eines gewissen Albrecht, worin die alte vierzeilige Strophe bereits in die siebenzeilige aufgelöst erscheint. Der heilige Gral (das Abendmalsgefäß Christi), ein Kleinod und Sinnbild von tiefer, mystisch-allegorischer Bedeutung, dessen Tempel sich in einer unzugänglichen Gegend Spaniens auf dem Wun-

Rennewart, seinem Gefährten, viele Abentheuer besteht, zuletzt die schöne Arabele entführt und sich anvermählt, und am Ende seines thatenreichen Lebens Einsiedler wird, so wie seine Frau zur Nonne. Wolfram von Eschilbachs gewaltiger Geist hat sich besonders noch in diesen letztgenannten Sagen versucht. Doch umfaßt sein Markgraf von Narbonne oder der Kampf von Oranse nur den mittleren Theil von Wilhelms Heldenleben; das übrige wird durch zwei Gedichte Ulrich von Turheims und Ulrich's von dem Turlin ergänzt und vervollständigt, deren ersteres Wilhelms Jugendgeschichte und Entführung der schönen Arabele, letzteres aber, unter dem Namen der starke Rennewart, Wilhelms Mönchthum enthält.

Außer dieser Sagenwelt versuchten sich die Dichter jener Zeit auch in der Bearbeitung geschichtlicher oder doch vaterländischer Helden und ihrer Großthaten. Hierher gehört Heinrich von Veldeck's Gedicht von Herzog Ernst, dem mythischen Stiefsohne Kaiser Otto's, und seiner wunderbaren Irfahrten, ferner Heinrich der Löwe, Reinfried von Braunschweig, und ähnliche Dichtungen, die als eben so viele altdeutsche Odysseen zu betrachten sind; nicht minder auch des kärnthnischen Ritters und Sängers Ulrich von Lichtensteins Frauendienst oder Geschichte seiner Züge, Abentheuer und Ritterthaten, die er im Dienst edler Frauen vollbracht.

Auch an romantischer Umdichtung und Bearbeitung altgriechischer und altrömischer Heldensagen fehlte es nicht. So dichtete Heinrich von Veldeck die Aeneide bereits um das Jahr 1186, nach wälschem Vorbild, Albrecht von Halberstadt die Metamorphosen, und später Konrad von Wirzburg, der im letzten Nachsommer der altdeutschen Ritterdichtung lebte (st. 1287.), sein unermeßliches Epos vom Trojanischen Kriege, das außer der Belagerung Troja's auch noch die Argonautenfahrt und die Geschichten von Paris und Helena mit gemüthlicher Ausführlichkeit erzählt.

Selbst die christliche Vorzeit fand ihre Darsteller. So verfaßte Rudolf von Hohenems, Dienstmann des Grafen von Montfort, Barlaam und Josaphat, eine alte morgenländische Sage oder vielmehr Bekehrungsgeschichte nach dem Lateinischen des Johann von Damas-

lich, so wie Reinbot von Doren das Märtyrerthum des heiligen Georg nach wälscher Quelle.

Am reichsten scheint die Literatur jener Zeit an kürzeren poetischen Erzählungen, Geschichten und Novellen, geistlichen und weltlichen, ernsteren und scherzhafteren Inhalts gewesen zu seyn. Ein reicher Schatz davon hat sich in der handschriftlichen Sammlung zu Kolocza (deren Urschrift in Heidelberg) erhalten, worunter der arme Heinrich eine gemüthliche altdeutsche Geschichte von Hartmann von der Aue, der sich auch im Gebiet der romantischen Dichtung mit Glück versucht hat, wohl eine der bekanntesten und anziehendsten, so wie der satyrische Fabelroman Reinhart Fuchs, von Heinrich dem Glichsener nach wälschem Vorbild gedichtet, eine der ergötzlichsten ist.

Die deutsche Prosa scheint in diesem Zeitraum eben nicht in ihrer Ausbildung vorgeschritten zu seyn. Da Geschichtschreiber, Geistliche und Staatsmänner in ihren Schriften und öffentlichen Verhandlungen sich fast ausschließlich nur des Lateinischen bedienten, so ist uns kein Denkmal deutscher Prosa aus jener Zeit übrig. Zwar hatte bereits Kaiser Friedrich II. auf dem Reichstage zu Mainz (1235.) den Reichsabschied und den Landfrieden in deutscher Sprache abfassen lassen; doch erst durch einen Beschluß Rudolfs von Habsburg auf dem Reichstage von 1274. wurde die deutsche Sprache für immer in die öffentlichen Verhandlungen eingeführt und bei Abfassung von Reichsurkunden fortwährend gebraucht, wo denn besonders die Kanzlei zu Nürnberg durch zierliche Deutschung des Lateins berühmt wurde und den Preis der Sprachkundigkeit davon trug.

Vierter Zeitraum.

Vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis auf Luthers Kirchenverbesserung (um 1550.). Allmähliger Verfall der deutschen Dichtkunst. Höhere Ausbildung der hochdeutschen Prosa.

Da seit dem Regierungsanfang der Habsburgischen Kaiser der deutsche Adel und das Ritterthum allmählig

an Glanz, Bedeutung und Ansehn zu sinken begann, und zuletzt gänzlich in Verfall gerieth, so verstummte endlich der Minnegesang auf den deutschen Ritterburgen und die Heldendichtung der früheren Zeit erlosch bis auf die letzte Spur. Dagegen fand die gesellige Bildung des Zeitalters einen neuen Mittelpunkt in den grösseren deutschen Städten, die durch Handel, Gewerb und Kunstfleiß herrlich aufblühten und in deren Mauern sich ein kräftiges Bürgerleben zu entwickeln begann. Bei der fröhlichen Regsamkeit des städtischen Lebens mußte die Liebe zu Gesang und Dichtkunst sehr bald erwachen, nur daß letztere unter dem Einfluß des städtischen Zunftwesens sich hier zu einer ganz eigenthümlichen, mehr bürgerlichen und volksmäßigen Richtung und Gestalt ausbildete. Der frühere Minnegesang ging allmählig in den Meistergesang über, der in den deutschen Städten, besonders in Mainz, Strasburg, Augsburg, Ulm, Kolmar, und Nürnberg, von einzelnen Zünften, besonders der Schuhmacher, bei fest- und sonntäglichen Zusammenkünften in Herbergen, Rathhäusern, ja selbst Kirchen, fleißig geübt und gepflegt wurde. Der dichterische Werth dieser Meistersänger und ihrer Gedichte ist sehr verschieden. Einer der frühsten und berühmtesten unter ihnen war der Mainzische Domherr und Doktor der Gottesgelehrtheit Heinrich von Meissen genannt Frauenlob (†. 1318.), so wie sein Zeitgenosse, der Schmidt Barthel Regenbogen zu Mainz. Aber der ausgezeichnetste, vielseitigste, und fruchtbarste unter allen war der Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs (geb. 1494. gest. 1576.), der sich nicht blos in geistlichen und weltlichen Liedern, sondern in Psalmen, Novellen, Schwänken, Gesprächen, Schauspielen, Fabeln, Allegorieen, ja in allen Dichtungsgattungen versuchte, die nur irgend im Kreise seiner Zeit, seines Standes und seiner Bildung lagen. Er, der (wie ein neuerer Kunstrichter bemerkt) keine Poesie mehr vorfand, und durch seinen Beruf in beschränktem Kreise, ohne gelehrte Kenntnisse lebte, sah mit hellem Sinn, Verstand und Ehrbarkeit, die sich gern mit Schalkheit und Ironie mischen, aus seinem engen Leben in die Thorheit seiner Umgebungen, in die Geschichte der Welt, in die Vorzeit hinaus; er grübelt und zweifelt nicht, spricht über Tugend und Laster in faßlichen Bildern, und wird in der Allegorie bisweilen groß und erhebend; in den Fabeln ist er

wahrhaft liebenswürdig, in den Schwänken originell und komisch, in manchen seiner geistlichen Lieder nicht ohne Andacht und Erbauung; ganz mittelmäßig und unbedeutend wird er nur in seinen Geschichtserzählungen, die er aus verschiedenen Büchern schöpfte. Zu den volksmäßigeren Gattungen seiner Dichtungen gehören auch seine Fastnachtsspiele. Schon Hans Rosenplüt, der Schnepperer d. h. der Bader, hatte (nach dem J. 1460) zu Nürnberg in dieser Gattung, die offenbar aus den Fastnachts-Mummereien und Lustbarkeiten hervorgegangen war, sich nicht ohne Laune und derben, oft bäuerischen, Witz versucht. Hans Sachs hat das Fastnachtsspiel zwar nicht eben weiter ausgebildet, doch sind, bei aller Rohheit und Kunstlosigkeit in Anlage und Ausführung, mehrere seiner Stücke, besonders die, worin er ausheimischen Vorbildern folgt, wahrhaft lustig und ergötzlich zu nennen.

An die Stelle der erloschenen Heldendichtung waren gleich zu Anfang dieses Zeitraums die ersten Versuche der Geschichtschreibung in hochdeutscher Prosa getreten. Den Uebergang bildet gleichsam die von dem steiermärkischen Ritter Ottokar von Horneck (zwischen 1290 und 1310) verfaßte Rheinchronik, worin die gleichzeitigen Geschichten Oesterreichs, Kärnthens und Steiermarks unter den ersten Habsburgern Rudolf I. und Albrecht I. mit gemüthlicher Einfalt, zum Theil mit dichterischer Anmuth erzählt und dargestellt werden. Auf sie zunächst folgt das erste prosaische Zeitbuch, die Elsassische und Strasburgische Chronik des Strasburger Domherrn Jakob Twinger von Königshofen (geb. 1346. gest. 1420.). Die Lust an Aufzeichnung gleichzeitiger Begebenheiten erwachte immer mehr, und ihr verdanken wir eine grose Anzahl von Chroniken größtentheils in hochdeutscher Mundart, die, obwohl in Hinsicht auf Geschichte und Sprache von sehr verschiedenem Werthe, sich doch alle durch biedere Treuherzigkeit und schmucklose Einfalt auszeichnen. Ueber alle diese Chronikenschreiber ragt am Schluß dieses Zeitraums der Erzväter der deutschen Geschichtschreibung, Johann Thurmaier, geboren im J. 1477 zu Abensberg in Oberbaiern, und daher auch Aventinus genannt, (gest. 1534.). Dieser, durch klassische Alterthumsstudien gebildet, sammelte mehr als zwanzig Jahre lang mit unermüdetem Fleiß und Forschungseifer aus Urkunden, Handschriften, Zeitbüchern, Sagen und Liedern den Stoff

zu den baierischen Geschichten, die er sodann in seiner Chronik mit unbefangenem Freimuth, mit gründlicher Ausführlichkeit und mit seltner Kraft des Ausdrucks und der Darstellung beschrieb.

Hinter der Geschichtschreibung war unterdeß die deutsche Beredsamkeit, zumal die geistliche und religiöse, keinesweges zurückgeblieben. Gleich an der Spitze des vierzehnten Jahrhunderts steht der deutsche Predigermönch Johann Tauler (geb. 1294. gest. zu Strasburg 1361.), einer der feurigsten, phantasiereichsten und tiefsten Köpfe, zugleich der größte Redner seiner Zeit. Er hat zuerst unter den Deutschen den Ausdruck und die Bezeichnung für das Uebersinnliche und Geistige, für die körperlosen Begriffe und Ideen, für die geheimsten Regungen und Ahndungen des Gemüths, für die ganze innere Welt der Beschauung und des Gedankens gesucht und gefunden, wie sich dies aus seinen noch vorhandenen Predigten klar genug darthun läßt; er ist der eigentliche Schöpfer der deutschen Kanzelberedsamkeit, ja überhaupt als derjenige zu betrachten, der sie durch die erstaunliche Kraft seines Geistes auf eine Höhe emporgebracht, die vor und nach ihm keiner wieder zu erreichen vermocht hat. Leider fand er keinen geistesverwandten Nachfolger, der die Sprache und Beredsamkeit in seinem Geist weiter fortgebildet hätte. Denn der weit spätere Johann Geiler von Keisersberg (geb. zu Schafhausen 1445. st. zu Strasburg 1510.), dessen witzig-satyrische Sittenpredigten über Sebastian Brant's Narrenschif mit so hohem Beifall aufgenommen wurden, nahm sich mehr das damalige Weltleben und besonders die Thorheiten und Laster des Zeitalters zum Gegenstand, und suchte diese mit Witz und Laune, in einer volksmäßigen, oft derbkräftigen Sprache zu konterfeien. An vielseitiger Wirkung auf sein Zeitalter, so wie an umfassender und tiefer Ausbildung der hochdeutschen Sprache und Schreibart, ist indeß keiner mit Martin Luther (geb. 1483. st. 1546.) zu vergleichen, der an der letzten Scheidegrenze dieses Zeitraums steht, und der in seinen geistlichen Reden wie in seinen Erbauungs- und Volksschriften, vor allen aber in seiner unübertroffenen Bibelübersetzung, dem unvergänglichen Denkmale seines Geistes, den ganzen Reichthum und Wohllaut, so wie die ganze Kraft und Vielseitigkeit unserer Sprache entfaltete. Hier zeigt sich besonders jeder

Vorzug und jede Schönheit der hochdeutschen Mundart: die alterthümliche Einfalt in den Büchern der Geschichten, das Erhabene und Gewaltige in den Psalmen und Propheten, die gedrängte Kürze in den Sprüchen, das Zarte und Anmuthige im Hohenliede, das Liebliche und Gemüthergreifende in den Evangelien auf bewunderns-würdige Weise. Luther hatte den wahren Ton gefunden, der ans Herz des Volkes dringt, daher denn auch die unglaublich schnelle Verbreitung seiner Schriften, und der allgemeine Eingang, den sie unter allen Ständen fanden. Noch ein besonderes Verdienst um Sprache und Dichtkunst erwarb sich Luther durch seine geistlichen Kirchenlieder. Sie sind nicht bloß der lebendigste Erguß seines gottbegeisterten Herzens, sondern auch unnachahmlich und unübertroffen an Feuer und Kraft der Sprache und des Ausdrucks.

Eine eigenthümliche Erscheinung dieser Zeit ist auch die Auflösung der älteren Helden- und Rittergedichte in Volksromane und Volksbücher. Der Stoff jener früheren Dichtungen erscheint hier in prosaischer Umarbeitung, zum Theil bedeutend abgekürzt oder verändert, durchaus aber volksmäßig eingekleidet, und im Volkstone erzählt und vorgetragen. Mehrere darunter mögen dem Ausland entlehnt oder doch nachgebildet seyn, einige aber sind ursprünglich und ächtdeutsch, wie der lustige Volksroman von Till Eulenspiegel und die wunderbaren Abentheuer des Schwarzkünstlers Faust.

Fünfter Zeitraum.

Von der Kirchenverbesserung bis auf Lessing oder die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Noch tieferer Verfall der Dichtkunst und Ausartung der deutschen Prosa.

Während im Verlaufe dieses Zeitraums durch die Religionsspaltungen Deutschlands innere und äußere Macht geschwächt und sodann im dreißigjährigen Kriege die letzten Reste deutscher Volkskraft aufgelöst oder gebrochen wurden, konnte auch Sprache und Literatur der ungünstigen Einwirkung der Zeitverhältnisse nicht entgehen. Die allgemein erwachende Begeisterung für die klassischen Alterthumsstudien zog allmählich die Gemüther vom Vaterländischen und Volksthümlichen ab, und bewirkte endlich, daß der deutsche Gelehrtenstand sich immer mehr vom Volke entfernte und zuletzt sogar die lateinische Sprache ausschließlich für seine Schriften und Verhandlungen wählte; während andrerseits der steigende Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf den Adel und die höheren Stände Deutschlands die deutsche Muttersprache allmählich von den Fürstenhöfen und aus den gebildeteren Kreisen verdrängte, so daß diese zuletzt blos dem Volk zum Gebrauch überlassen blieb.

Die lyrische Dichtkunst dieser Zeit sank, bis auf wenige Ausnahmen, immer mehr zur bloßen Reimerei, zuletzt sogar zur Gelegenheitsdichterei herab, und wurde durch Einführung des französischen Alexandriners noch matter. Vergeblich suchte man nach dem Vorgange des Auslands den Mangel an dichterischem Geist dadurch zu ersetzen, daß man altrömische Götternamen, ja die ganze alte Götterlehre, reichlich in alle Gedichte verwob; durch diesen fremdartigen Schmuck wurde die damalige Dichtkunst nur noch steifer und dem Volke mehr entfremdet. Nur das Kirchenlied wurde noch von den Deutschen mit Glück fortgebildet, und unter den geistlichen Dichtern dieses Zeitraums ist besonders der Jesuit Friedrich Spee (geb. 1591. gest. 1635.) wegen seiner Trutznachtigall mit Auszeichnung zu nennen, dessen Lieder voll tiefen Gefühls und einer glühenden, oft romantisch-schwärmerischen Andacht selbst unserer Zeit noch zur Erbauung und zum Muster dienen könnten. Außerdem zeigte sich blos

noch in den sogenannten Volksliedern, die aus der Mitte des Volkes hervor- und im Munde desselben umgingen, und wovon sich noch manches schöne und treffliche bis auf uns erhalten hat, ein Anklang früherer, besserer Zeiten und der alten ächten Volkspoesie.

Unter den übrigen Gattungen der Dichtkunst scheint fast blos die dramatische in dieser Zeit weiter ausgebildet und vorgeschritten zu seyn. An der Spitze des ganzen Zeitraums ist zuerst Jakob Ayrer, Prokurator und Notarius zu Nürnberg, zu nennen, der um 1610. eine bedeutende Anzahl von Schauspielen schrieb. Wenn er gleich im Fastnachtsspiel an Erfindung und Darstellung hinter seinem Vorgänger Hans Sachs bedeutend zurücksteht, so übertrifft er doch diesen in seinen historischen Schauspielen, zumal in denen, die er nach englischen Mustern (um 1600. durchzog eine Truppe sogenannter englischer Komödianten ganz Deutschland) arbeitete. Doch weit bedeutender als er und alle gleichzeitigen Dichter ist der Schlesier Martin Opitz (geb. 1597. st. 1639.), der vielseitigste, gebildetste und einflußreichste Dichter seiner Zeit. Gebildet durch das Studium der großen Alten und durch Belesenheit in den besten Werken des Auslands, suchte er alle Zweige der vaterländischen Dichtkunst höher auszubilden und emporzubringen, und versuchte sich daher in allen Gattungen und Arten derselben (außer der epischen), besonders im Lehrgedicht. Allein bei seinem Mangel an schöpferischem Dichtergeist und an geistiger Eigenthümlichkeit, und bei seiner Abhängigkeit vom Geschmack des Auslands, Frankreichs und Hollands, hat er in keiner Art etwas Vollendetes oder auch nur Ausgezeichnetes geleistet, und die meisten seiner größern und kleineren Dichtungen sind, wofern man einige lyrische ausnimmt, trocken und rhetorisch. Aber sein Hauptverdienst bleibt sein Eifer für die grammatische Ausbildung und regelgemäße Feststellung der deutschen Sprache, und für die Reinigung derselben vom Einfluß und von der Einmischung des Fremden und Ausländischen, obwohl er auch hierin mit seinem Beispiel nicht überall durchzudringen vermochte. Opitz fand in Deutschland überall viele Nachahmer, die freilich im Allgemeinen großentheils hinter ihm zurückstehen. Der eigenthümlichste Dichter aus dieser Schule, der zugleich seinen Vorgänger in einzelnen Dichtungsarten an Phantasie und Erfindungskraft weit

überragt, ist Andreas Greif oder Gryphius (geb. 1616. st. 1664.). Seine Gedichte und Lieder offenbaren zum Theil wahrhaft dichterisches Gefühl, doch bedeutender sind seine Schauspiele, die überhaupt als die ersten gebildeteren Versuche in der dramatischen Gattung, die in Deutschland gemacht worden, zu betrachten sind. Unter diesen haben seine Trauerspiele, die er meist fremden Mustern nachbildete, wohl den mindesten Werth; desto höheren aber haben seine Schimpf- und Scherzspiele, die zwar dem Stoff nach nicht von ihm selbst erfunden, aber dafür mit einer reichen Ader von keckem, oft derbem Witz und beißender Laune ausgestattet sind. Die späteren Dichter stehen in jeder Art hinter den ebengenannten bedeutend zurück, und nur in Christian Günther (geb. 1695. st. 1723.) zeigt sich wahrhaftes, wenn gleich nicht ausgebildetes Talent für die Liederdichtung.

Nicht besser stand es mit der deutschen Prosa in diesem Zeitraum. Selbst in denjenigen Schriftwerken, die noch deutsch abgefaßt wurden, verschwand allmählich der volksthümliche Geist früherer Zeiten, dazu wurde die Sprache und Schreibart, besonders seit dem dreißigjährigen Kriege, immer mehr mit lateinischen, französischen, und anderen ausländischen Wörtern und Wendungen überschwemmt und entstellt. Unter den Chronikenschreibern dieser Zeit ist kein einziger durch Darstellungsweise oder Schreibart einigermaßen ausgezeichnet, dagegen entstellt die meisten der damaligen Geschichtsbücher die widerlichste Sprachmengerei. Auch die Beredsamkeit verfiel gänzlich. Als geistlicher Redner ist bloß Ulrich Megerle oder nach seinem Ordensnamen Abraham a Sancta Clara (geb. 1642. st. 1709.), kaiserlicher Hofprediger in Wien, der Auszeichnung werth. Seine Reden und Schriften verrathen ein seltnes, obwohl nicht veredeltes, natürliches Talent zur Beredsamkeit, einen hellen Geist, und eine scharfeindringende Beobachtung und Kenntniß der Menschen und der Welt, wie der herrschenden Thorheiten und

Laster des Zeitalters; sie sind so reich an Witz, Laune, schalkhafter Satyre und ächtem Humor, daß sie auch noch in unsern Zeiten ihren Zweck nicht verfehlen würden, wofern nur der Ausdruck etwas weniger derb, und der Hang zum Niedrigkomischen und Gemeinen darin minder vorherrschend wäre.

Die prosaische Bearbeitung und Wiederholung der älteren Rittergeschichten in Volksbüchern dauerte fort. Dazu gesellte sich noch eine neue Gattung, die Liebes- und Heldenromane, die alle mehr oder weniger weitschweifig, geschmacklos, trocken und schwerfällig, und bald belehrenden oder moralischen Inhalts, bald geschichtlicher Art waren. Der beste darunter in Absicht auf Reinheit der Sprache und Kraft und Bestimmtheit der Schreibart bleibt der Roman Arminius und Thusnelda von Kaspar von Lohenstein (um 1690.), in dem sich ein unverkennbares Talent für rednerische und geschichtliche Darstellung offenbart.

Am Schluß des ganzen Zeitraums steht Joh. Christoph Gottsched (geb. 1700. st. 1766.), in dem alle die verschiedenen Bestrebungen und fehlerhaften Richtungen der damaligen Literatur und des Zeitgeschmacks gleichsam wie in einem Mittelpunkt vereinigt erscheinen. Sein Bestreben ging darauf hinaus, die ganze deutsche Dichtkunst zu reinigen und zu vervollkommnen, und besonders die dramatische nach Kunstregeln, die er von den Franzosen entlehnt hatte, gänzlich umzugestalten. Daraus ging denn auch seine Deutsche Schaubühne hervor, eine Sammlung von Trauer- und Lustspielen, die theils aus dem Französischen übersetzt, theils im französischen Geschmack frostig und geistlos gedichtet sind, und die gleichwohl als feststehendes Muster in dieser Gattung gelten sollten. Eben so matte Reimereien sind seine Oden und Gelegenheitsgedichte, die durch die Alexandriner, worin sie größtentheils abgefaßt sind, nur noch schleppender werden. Auch auf die Ausbildung der deutschen Beredsamkeit suchte

Gottsched zu wirken, besonders durch seine Lob- und Gedächtnißreden, die gleichwohl nur geschmacklose Deklamazionen sind und hinter ihren französischen Vorbildern noch weit zurückstehen. Sein Hauptverdienst bleiben indeß seine Bemühungen um Reinigung und Verbesserung der Muttersprache, und um Bekanntmachung der älteren Denkmale deutscher Dichtkunst. Gegen Gottsched und seine Anmaßung, den einseitig französischen Kunstgeschmack in Deutschland einzuführen, erhoben sich zwei geistvolle Schweitzer, Bodmer und Breitinger, die, durch die Werke der Alten und durch Englands Dichter gebildet, gegen die französirende Regelmäßigkeit eiferten und auf eine freiere und unbefangenere Auffassung des Schönen drangen. Der Streit beider Parteien ist für die Folgezeit wenigstens noch in sofern wichtig gewesen, daß durch ihn manche hemmende Schranke und Fessel gebrochen wurde, und daß in ihm für die Dichtkunst und Behandlung der deutschen Sprache eine neue Morgenröthe aufging, die sodann jenen hellen Tag der deutschen Literatur heraufführte, der mit Klopstock und Lessing begann und in dessen lichtem Abendglanze wir in diesem Augenblick noch zu stehen scheinen.

Erster Band.

Deutsche Prosa-Schriftsteller.

I.

Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing, geboren am 22. Janur 1729 zu Kamenz, wo sein Vater Prediger war, ist als derjenige zu betrachten, der gleichzeitig mit Klopstock und Winckelmann, aber vielseitiger und tiefer eingreifend als beide, die deutsche Sprache und Literatur aus ihrer tiefen Erschlaffung und Erstarrung wiedererweckte, sie von den Fesseln der Ausländerei befreite, und ihr eine neue, eigenthümliche Richtung gab. Von seinem Vater in den wissenschaftlichen Vorkenntnissen wohl vorbereitet, kam er als zwölfjähriger Knabe (1741) auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er sich besonders dem Griechischen und Lateinischen so wie der Mathematik widmete, und bezog von da die Universität Leipzig (1746), wo er vorzugsweise Ernesti's Vorlesungen besuchte und zuerst schriftstellerisch zu arbeiten anfing. Ohne sich für ein bestimmtes Fach zu entscheiden, lebte er hier fast nur den allgemeineren Studien, im engeren Umgang seiner Freunde, Mylius, Weiße, J. H. Schlegel, uud außerdem noch einiger Schauspieler, die ihm Interesse für die deutsche Bühne einzuflößen wußten. Nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin (1750), wo er mit Mylius Manches arbeitete und herausgab, wandte er sich nach Wittenberg, wo er mit seinem Bruder eifrig fortstudirte und zuletzt die Magisterwürde erwarb. Außer andern schriftstellerischen Arbeiten übersetzte er hier noch Huart's Buch von der Prüfung der Köpfe aus dem Spanischen, ging aber schon nach wenigen Jahren wieder nach Berlin zurück (1753), und übernahm daselbst statt Mylius die Besorgung des gelehrten Artikels der Vossischen Zeitung. Hier machte er Bekanntschaft mit Nikolai und Moses Mendelssohn, und vollendete

(zu Potsdam) seine Miß Sara Sampson, das erste bürgerliche Trauerspiel in Deutschland. Im folgenden Jahre (1755) wählte er wieder Leipzig zum Aufenthalt, wurde Gesellschafter des jungen Kaufmanns Winkler für eine große Reise ins Ausland, die aber schon in Amsterdam abgebrochen wurde, kehrte wieder nach Leipzig zurück, lebte hier im Umgange Kleist's und Brawe's, und gab mit Nikolai und Mendelssohn die Bibliothek der schönen Wissenschaften (1757), die erste kritische Zeitschrift in Deutschland, heraus. Von hier ging Lessig abermals nach Berlin (1759), verfaßte den Philotas, schrieb mit an den Briefen die neueste Literatur betreffend, und arbeitete seine Fabeln aus. Nicht lange darauf (1760) wurde er Sekretär bei dem General Tauenzien in Breslau. Allein das zerstreuende Leben und die fremdartigen Beschäftigungen bewogen ihn, Breslau wieder zu verlassen (1765), und nun gab er zu Berlin den schon in Breslau begonnenen Laokoon, über die Grenzen der Poesie und Malerei (1766), und sein Schauspiel Minna von Barnhelm (1767) heraus. Von hier folgte er einem Rufe nach Hamburg, wo er die Leitung der dortigen Bühne übernahm, und aus Beruf seine unübertroffene Dramaturgie (1768) schrieb, während eine literarische Streitigkeit gegen Kloz seine Antiquarischen Briefe veranlaßte. Seiner Lage bald überdrüßig, hatte er eben den Plan zu einer Reise nach Italien entworfen, als er einen Ruf als Bibliothekar nach Wolfenbüttel erhielt, dem er (1770) folgte. In unermüdeter schriftstellerischer Thätigkeit vollendete er hier sein Trauerspiel Emilia Galotti (1772), und obwohl seine Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente ihm mancherlei Streitigkeiten und selbst Censur-Unannehmlichkeiten zuzog, die im Verein mit Kränklichkeit seine Ruhe vielfach störten und trübten, so schrieb er doch noch seine Gespräche über Freimaurerei, Ernst und Falk (1778), sein vollendetstes Drama, Nathan den Weisen (1779), und seine letzte, in Absicht auf Sprache und Darstellung vorzüglichste Schrift, die Erziehung des Menschengeschlechts (1780). Nach einer längern Kränk-

lichkeit starb er am 15. Febr. 1781. Seine sämmtlichen Schriften (Berlin 1771—1794. 30 Bände.). Sein Leben und literarischer Nachlaß, herausgegeben von K. G. Lessing (Berlin 1793. 3 Bde.). Eine scharfsinnige Beurtheilung seines wissenschaftlichen Wirkens s. in Fried. Schlegels Charakteristiken Th. 1. S. 170. f.

---

1. Aus Lessings Dramaturgie.

Ueber Schauspielkunst.

Wenn Shakespear nicht ein eben so großer Schauspieler in der Ausübung gewesen ist, als er ein dramatischer Dichter war, so hat er doch wenigstens eben so gut gewußt, was zu der Kunst des einen, als was zu der Kunst des andern gehöret. Ja vielleicht hatte er über die Kunst des erstern um so viel tiefer nachgedacht, weil er so viel weniger Genie dazu hatte. Wenigstens ist jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldene Regel für alle Schauspieler, denen an einem vernünftigen Beifalle gelegen ist.

Man spricht so viel von dem Feuer des Schauspielers; man zerstreitet sich so sehr, ob ein Schauspieler zu viel Feuer haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum Beweise anführen, daß ein Schauspieler ja wohl am unrechten Orte heftig, oder wenigstens heftiger seyn könne, als es die Umstände erfordern: so haben die, welche es leugnen, Recht zu sagen, daß in solchem Falle der Schauspieler nicht zu viel Feuer, sondern zu wenig Verstand zeige. Ueberhaupt kömmt es aber wohl darauf an, was wir unter dem Worte Feuer verstehen. Wenn Geschrei und Kontorsionen Feuer sind, so ist es wohl unstreitig, daß der Akteur darin zu weit gehen kann. Besteht aber das Feuer in der Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Stücke, die den Akteur ausmachen, das ihrige dazu beitragen, um seinem Spiele den Schein der Wahrheit zu geben: so müßten wir diesen Schein der Wahrheit nicht bis zur äußersten Illusion getrieben zu sehen wünschen, wenn es möglich wäre, daß der Schauspieler allzuviel Feuer in diesem Verstande anwenden könnte. Es kann also auch nicht dieses Feuer seyn, dessen Mäßigung

Shakespear, selbst in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenschaft verlangt: er muß blos jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegungen meinen; und der Grund ist leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringste Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauspieler sich in beiden Stücken mäßigen müsse. Es giebt wenig Stimmen, die in ihrer äußersten Anstrengung nicht widerwärtig würden; und allzu schnelle, allzu stürmische Bewegungen werden selten edel seyn. Gleichwohl sollen weder unsere Augen noch unsere Ohren beleidiget werden; und nur alsdann, wenn man bei Aeußerung der heftigen Leidenschaften alles vermeidet, was diesen oder jenen unangenehm seyn könnte, haben sie das Glatte und Geschmeidige, welches Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn sie den höchsten Eindruck machen, und ihm das Gewissen verstockter Frevler aus dem Schlafe schrecken sollen.

Die Kunst des Schauspielers stehet hier zwischen den bildenden Künsten und der Poesie mitten inne. Als sichtbare Mahlerei muß zwar die Schönheit ihr höchstes Gesetz seyn; doch als transitorische Mahlerei braucht sie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunstwerke so imponirend macht. Sie darf sich, sie muß sich das Wilde eines Tempesta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr alles das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich ist, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künsten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß sie nicht allzu lange darin verweilen; nur muß sie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmählig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanständigen auflösen; nur muß sie ihm nie alle die Stärke geben, zu der sie der Dichter in seiner Bearbeitung treiben kann. Denn sie ist zwar eine stumme Poesie, aber die sich unmittelbar unsern Augen verständlich machen will; und jeder Sinn will geschmeichelt seyn, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälscht überliefern soll.

Ueber dramatische Charaktere.

Viele stellen sich vor, daß die Tragödie in Griechenland wirklich zur Erneuerung des Andenkens großer und sonderbarer Begebenheiten erfunden worden; daß ihre erste Bestimmung

also gewesen, genau in die Fußtapfen der Geschichte zu treten, und weder zur Rechten noch zur Linken auszuweichen. Aber sie irren sich. Denn schon Thespis ließ sich um die historische Richtigkeit ganz unbekümmert. Es ist wahr, er zog sich darüber einen harten Verweis von dem Solon zu. Doch ohne zu sagen, daß Solon sich besser auf die Gesetze des Staats, als der Dichtkunst verstanden: so läßt sich den Folgerungen, die man aus seiner Mißbilligung ziehen könnte, auf andere Art ausweichen. Die Kunst bediente sich unter dem Thespis schon aller Vorrechte, als sie sich, von Seiten des Nutzens, ihrer noch nicht würdig erzeigen konnte. Thespis ersann, erdichtete, ließ die bekanntesten Personen sagen und thun, was er wollte: aber er wußte seine Erdichtungen vielleicht weder wahrscheinlich, noch lehrreich zu machen. Solon bemerkte in ihnen also nur das Unwahre, ohne die geringste Vermuthung von dem Nützlichen zu haben. Er eiferte wider ein Gift, welches, ohne sein Gegengift mit sich zu führen, leicht von übeln Folgen seyn könnte.

Die Facta betrachten wir als etwas Zufälliges, als etwas, das mehreren Personen gemein seyn kann; die Charaktere hingegen als etwas Wesentliches und Eigenthümliches. Mit jenen lassen wir den Dichter umspringen, wie er will, so lange er sie nur nicht mit den Charakteren in Widerspruch setzet; diese hingegen darf er wohl ins Licht stellen, aber nicht verändern; die geringste Veränderung scheinet uns die Individualität aufzuheben, und andere Personen unterzuschieben, betrügerische Personen, die fremde Namen usurpiren, und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, seinen Personen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geschichte giebt, als in diesen freiwillig gewählten Charakteren selbst, es sey von Seiten der innern Wahrscheinlichkeit, oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verstoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie bestehen; nicht aber dieser. Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl, hervorzubringen vermag, macht seinen Reichthum aus; was es gehört oder gelesen, hat es entweder wieder vergessen, oder mag es weiter nicht wissen, als in so fern es in seinen Kram taugt; es verstößt also, bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorsatz, so oft, so gröblich, daß wir andern guten

Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir stehen und staunen und schlagen die Hände zusammen, und rufen: „Aber, wie hat ein so großer Mann nicht wissen können! — wie ist es möglich, daß ihm nicht beifiel! — überlegte er denn nicht!" O laßt uns ja schweigen! wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in seinen Augen lächerlich; alles, was wir besser wissen, als er, beweiset blos, daß wir fleißiger zur Schule gegangen als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten.

Mögen die Charaktere immer ganz anders seyn, als sie mich die Geschichte kennen lehret, wenn sich nur zeigt, daß, ob sie schon nicht aus dieser Welt sind, sie dennoch zu einer andern Welt gehören könnten: zu einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben so genau verbunden sind, als in dieser; zu einer Welt, in welcher Ursachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken; kurz, zu der Welt eines Genies, das — (es sey mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch sein edelstes Geschöpf zu bezeichnen!) das, sage ich, um das höchste Genie im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt versetzet, vertauscht, verringert, vermehrt, um sich ein eignes Ganzes daraus zu machen, mit dem es seine eigenen Absichten verbindet.

---

2. Laokoon.

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so sonderbare Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ohngefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen seyn, die sich nichts weniger als von selbst darbieten. Dabei setzten sie voraus, daß, wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sey, als für den Künstler.

Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sey. Denn vielleicht hat der Dichter eben so wenig

den Künstler, als der Künstler den Dichter nachgeahmt, sondern beide haben aus einerlei älteren Quelle geschöpft.

Bewiesen oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es blos annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geschrei habe ich mich schon erklärt.

Der Einfall, den Vater mit seinen beiden Söhnen durch die mörderischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist ohnstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein malerischen Phantasie zeiget. Wem gehört er? dem Dichter, oder den Künstlern?

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kömmt, ergreifen sie auch ihn. Nach ihrer Größe konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen schon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verschlungen hielten. Dieser Augenblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn sattsam empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war itzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheinet eine Stelle des Donatus zu bezeugen. Wie viel weniger wird er den Künstlern entwischt seyn, in deren verständiges Auge alles, was ihnen vortheilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führet, vermeidet er sehr sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen.

Hierin mußten ihm die Künstler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affekte besonders ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur sowohl als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meisten beschäftiget, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist.

Weiter aber auch nichts, als diese Freiheit der Arme, fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals

des Laokoon sich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Dieses Bild füllet unsere Einbildungskraft vortrefflich; die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Gesichte. Dem ohngeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Haupttheile so frei seyn als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf sie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben seyn. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen seyn, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußersten Last gewirket worden. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freie hinausragenden spitzen Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstößig geworden wäre. Die alten Bildhauer übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erforderte. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse um die Schenkel und Füße. Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrucke unbeschadet, so viel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nämlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunstrichter diese Verschiedenheit, welche sich in den Windungen der Schlangen zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters so deutlich zeiget, gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben. Sie erhebet die Weisheit der Künstler eben so sehr als die andere, auf die sie alle fallen, die sie aber nicht sowohl anzupreisen wagen, als vielmehr nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die Verschiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon ist in seinem priesterlichen Ornate, und in der Gruppe erscheinet er mit seinen beiden Söhnen völlig nackend. Man sagt, es gebe Leute, welche eine große Unge-

reimtheit darin fänden, daß ein Königssohn, ein Priester, bei einem Opfer nackend vorgestellet werde. Und diesen Leuten antworten Kenner der Kunst in allem Ernste, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche sey, daß aber die Künstler dazu gezwungen worden, weil sie ihren Figuren keine anständige Kleidung geben können. Die Bildhauerei, sagen sie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwei Unbequemlichkeiten habe man also die geringste wählen, und lieber gegen die Wahrheit selbst verstoßen, als in den Gewändern tadelhaft werden müssen. Wenn die alten Artisten bei dem Einwurfe lachen würden, so weiß ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschiehet. Denn gesetzt, die Skulptur könnte die verschiedenen Stoffe eben so gut nachahmen, als die Malerei: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet seyn müssen? Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, eben so viel Schönheit, als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerlei Fähigkeiten, ist es einerlei Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht seyn, und ist es ihnen gleich viel, womit sie getäuscht werden?

Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht: sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar, wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllet. Ja sie hindert nicht allein nicht, diese Binde; sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehen und Verehrung verschafft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiliget.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdruckes. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr

geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie, gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

---

3. Wie die Alten den Tod gebildet.

Die poetischen Gemälde sind von unendlich weiterem Umfange, als die Gemälde der Kunst: besonders kann die Kunst, bei Personificirung eines abstrakten Begriffes, nur bloß das Allgemeine und Wesentliche desselben ausdrücken, auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von diesem Allgemeinen seyn würden, welche mit diesem Wesentlichen in Widerspruch stehen würden, muß sie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges würden das Ding selbst unkenntlich machen, und ihr ist an der Kenntlichkeit zuerst gelegen. Der Dichter hingegen, der seinen personificirten abstrakten Begriff in die Klasse handelnder Wesen erhebt, kann ihn gewissermaßen wider diesen Begriff selbst handeln lassen, und ihn in allen den Modifikationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall giebt, ohne daß wir im geringsten die eigentliche Natur desselben darüber aus den Augen verlieren.

Wenn die Kunst also uns den personificirten Begriff des Todes kenntlich machen will: durch was muß sie, durch was kann sie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukommt? und was ist dieses sonst, als der Zustand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten sie ausdrücken wollte, die in einem einzelnen Falle die Idee dieser Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, desto unkenntlicher müßte nothwendig ihr Bild werden; falls sie nicht ihre Zuflucht zu einem beigesetzten Worte, oder zu sonst einem conventionalen Zeichen, welches nicht besser, als ein Wort ist, nehmen, und sonach, bildende Kunst zu seyn, aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits selbst die abstrakten Begriffe zu selbstständigen Wesen erhoben; und das nämliche Wort hört nie

auf, die nämliche Idee zu erwecken, so viel mit ihm streitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kann den Tod noch so schmerzlich, noch so fürchterlich und grausam schildern; wir vergessen darum doch nicht, daß es nur der Tod ist, und daß ihm eine so gräßliche Gestalt nicht an sich, sondern bloß unter dergleichen Umständen, zukömmt.

Todt seyn, hat nichts Schreckliches; und in so fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtseyn ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben itzt, in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter sterben, kann schrecklich werden, und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende, und es ist nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn sie beide diese Zustände, den Zustand, welcher unvermeidlich in den Tod führet, und den Zustand des Todes selbst, mit einem und eben demselben Worte benennet. Ich weiß, daß diese Armuth oft eine Quelle des Pathetischen werden kann, und der Dichter daher seine Rechnung bei ihr findet: aber dennoch verdienet diejenige Sprache ohnstreitig den Vorzug, die ein Pathetisches, das sich auf die Verwirrung so verschiedener Dinge gründet, verschmähet, indem sie dieser Verwirrung selbst durch verschiedene Benennungen vorbauet. Eine solche Sprache scheinet die ältere griechische, die Sprache des Homer, gewesen zu seyn. Ein anderes ist dem Homer Κηρ, ein anderes Θανατος; denn er würde Θανατον και κηρα nicht so unzähligemal verbunden haben, wenn beide nur eines und dasselbe bedeuten sollten. Unter Κηρ versteht er die Nothwendigkeit zu sterben, die öfters traurig werden kann; einen frühzeitigen, gewaltsamen, schmählichen, ungelegenen Tod: unter Θανατος aber einen natürlichen Tod, vor dem keine Κηρ vorhergeht: oder den Zustand des Todtseyns, ohne alle Rücksicht auf die vorhergegangene Κηρ. Auch die Römer machten einen Unterschied zwischen Lethum und Mors.

Endlich will ich an den Euphemismus der Alten erinnern, an ihre Zärtlichkeit, diejenigen Wörter, welche unmittelbar eine ekle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechseln. Wenn sie, diesem Euphemismus zufolge, nicht gern geradezu sagten: „er ist gestorben,“ sondern lieber: „er hat gelebt, er ist gewesen, er ist zu den Mehreren abgegangen,“ und dergleichen; wenn eine der Ursachen dieser Zärtlichkeit, die so viel als mögliche Vermei-

dung alles Ominösen war, so ist kein Zweifel, daß auch die Künstler ihre Sprache zu diesem gelindern Tone werden herabgestimmt haben. Auch sie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgestellt haben, bei welchem einem jeden unvermeidlich alle die ekeln Begriffe von Moder und Verwesung einschießen, nicht unter dem Bilde des häßlichen Gerippes; denn auch in ihren Compositionen hätte der unvermuthete Anblick eines solchen Bildes eben so ominös werden können, als die unvermuthete Vernehmung des eigentlichen Wortes. Auch sie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen soll, durch einen anmuthigen Umweg führet: und welches Bild könnte hierzu dienlicher seyn, als dasjenige, dessen symbolischen Ausdruck die Sprache selbst sich für die Benennung des Todes so gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

Doch so wie der Euphemismus die Wörter, die er mit sanfteren vertauscht, darum nicht aus der Sprache verbannet, nicht schlechterdings aus allem Gebrauche setzt; so wie er vielmehr eben diese widrigen, und itzt daher vermiedenen Wörter, bei einer noch gräulicheren Gelegenheit, als die minder beleidigenden, versucht; so wie z. E. wenn er von dem, der ruhig gestorben ist, sagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den schrecklichsten Martern ermordet worden, sagen würde, daß er gestorben sey: eben so wird auch die Kunst diejenigen Bilder, durch welche sie den Tod andeuten könnte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag, darum nicht gänzlich aus ihrem Gebiete verweisen, sondern sie vielmehr auf Fälle versparen, in welchen sie hinwiederum die gefälligern, oder wohl gar die einzig brauchbaren sind.

Es ist gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte.

Von dieser Seite wäre es also zwar vermuthlich unsere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Gränzen der Kunst verdrungen hätte! Da jedoch eben dieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollte; da auch sie uns versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders, als sanft und erquickend seyn könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und sich wiederum in den Besitz jenes besseren Bildes zu setzen. Die Schrift redet von einem Engel des Todes: und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

II.

Winckelmann.

Johann Joachim Winckelmann, der große Wiedererwecker des Studiums der Antike und zugleich Schöpfer der Kritik und Geschichte der alten Kunst, war der Sohn eines armen Schuhmachers zu Stendal in der Altmark, und am 9. Dezember 1717 geboren. Er besuchte die Schulen zu Stendal und Salzwedel, zuletzt das Köllnische Gymnasium zu Berlin, und von da aus die Universität Halle (1738), wo er mehr die alte Literatur studirte, als die Theologie, für welche er bestimmt war. Nachdem er ein Jahr (1741) in Osterburg Hauslehrer gewesen, ging er nach Jena, wo er im Kampf mit bitterer Armuth Italienisch und Englisch lernte. Sein Eifer für das Alterthum war so groß, daß auf die Nachricht, des berühmten Fabricius Büchersammlung solle in Hamburg öffentlich versteigert werden, er, der geldlose Jüngling, eiligst dahin abreiste, und unterwegens bei Adeligen, Beamten und Pfarrern milde Beisteuern sammelte, um davon die besten Ausgaben der Klassiker erstehen zu können. Während sein rastloser Geist alte und neue Sprachen und Geschichte zu erlernen und in sich aufzunehmen strebte, mußte er seines Lebensunterhaltes wegen die Konrektorstelle an der Schule zu Seehausen (1743) übernehmen. Unter den drückendsten Amtsgeschäften und bei den kärglichsten Einkünften bewahrte er hier gleichwohl den tiefen Sinn und die hohe Begeisterung für die Alterthumswelt. Endlich nahm ihn auf sein Anerbieten der Graf von Bünau zu sich nach Nöthenitz bei Dresden, um ihn als Gehilfen bei seinen geschichtlichen Arbeiten zu benutzen. Die Nähe Dresdens, das Anschauen der dortigen Kunstschätze, die Bekanntschaft mit Lippert, Hagedorn und Oeser, und manches Andere führte ihn immer tiefer in das Studium der

alten Kunst, und steigerte seine Vorliebe für Italien und seinen Wunsch, diese Heimat der Kunst zu schauen, zu einer unauslöschlichen Sehnsucht. Er machte im Bünauschen Hause die Bekanntschaft des päbstlichen Nunzius Archinto, der ihm eine Stelle an der Vatikanischen Bibliothek in Rom versprach, im Fall er katholisch werden wollte. Nach manchen Bedenklichkeiten trat er endlich (1754) zur katholischen Kirche über, und eilte sodann, nachdem er zuvor noch seine erste Schrift, **Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke** (1755), herausgegeben, nach Rom, in das Land seiner Sehnsucht. Er fand hier bald die gewünschte Unterstützung durch die Bekanntschaft mit dem Kardinal Albani und mit dem deutschen Maler Rafael Mengs. Sein großer und tiefer Sinn, unterstützt von einer seltnen klassischen Gelehrsamkeit, lernte hier bald die Kunstwelt des Alterthums so verstehen und begreifen, wie keiner vor ihm. Ihm gelang es, den Geist der alten Kunst und ihrer Werke so hell und in jener ursprünglichen Reinheit und Schönheit zu schauen, daß er als Lehrer seiner Zeitgenossen auftreten, und ihnen die Idee, Form und Bedeutung jedes einzelnen Kunstwerks enthüllen und auslegen konnte. In diese Zeit fällt seine Schrift **über die Baukunst der Alten** (1761), so wie seine ersten **Nachrichten über die herkulanischen Entdeckungen** (1762); die er wiederholt in Augenschein genommen und untersucht hatte. Doch sein unsterblichstes Verdienst erwarb er sich als Forscher um die alte Kunstgeschichte, in die er zuerst Licht und Klarheit brachte, und die er zuerst nach Zeiträumen und Bildungsepochen abtheilte und ordnete. So entstand seine **Geschichte der Kunst** (1774), das höchste Denkmal seines Geistes, das in diesem Gebiet der Forschung immer noch als Muster gelten darf, obwohl er erst noch in seinen späteren Jahren die letzte vollendende Hand daran zu legen gedachte. Der Ruf seiner Forschungen hatte ihm unterdeß die Stelle eines Oberaufsehers der Alterthümer in und um Rom, so wie die eines Scrittore am Vatikan verschafft (1763), und Winckelmann beschloß nun, sich von seiner italischen Kunst-

Heimat nie wieder zu trennen. Nur noch einmal wünschte sein für Freundschaft glühendes Gemüth das Vaterland und die Jugendfreunde jenseits der Alpen wiederzusehen. Voll Freudigkeit begann er seine Reise (1768); allein schon beim Eintritt in Tyrol änderte sich seine heitre Stimmung. Die schroffen Felsenwände der Alpen und weiterhin in Deutschland die gothischen Spitzdächer versenkten ihn in Schwermuth, die ihn endlich in Regensburg zur plötzlichen Rückreise nach Rom bestimmte. Er reiste über Wien, wo er von Maria Theresia und dem Fürsten Kaunitz sehr gütig aufgenommen wurde, nach Triest, um sich von da einzuschiffen. Allein hier erhielt seine schwermüthige Ahnung eine andere Deutung, als er ihr selbst gegeben. Ein treuloser Italiener, Franz Archangeli, der sich unterwegens zu ihm gesellt und ihn durch erheuchelte Liebe zur Kunst gewonnen hatte, eigentlich aber nur von seiner Sammlung goldner Münzen gelockt war, ermordete ihn, als W. vor seinem Koffer knieend ihm auf seinen Wunsch die Goldmünzen eben zeigen wollte, am 8. Juni 1768. Der Mörder erlangte zwar die gewünschten Schätze nicht, raubte aber der Welt den kostbarsten Schatz, den sie in dem rastlos fortstrebenden, nach immer tieferer Erkenntniß der Kunst ringenden Geiste des Mannes besaß, und zugleich der Geschichte der Kunst ihre letzte Vollendung.

Winckelmann war seinem Zeitalter weit vorausgeeilt. In der Frühdämmerung seines Jahrhunderts lebend, erschaute sein geistiges Auge bereits jenes heitre Morgenland des wahrhaft Schönen, das seine Zeitgenossen kaum ahndeten, und das erst jetzt unsern Blicken sich völlig zu enthüllen scheint. In Schilderung der Kunstwerke und in Darstellung ihrer Grundidee ist er meisterhaft; seine den Alten nachgebildete Schreibart, Sprache und Darstellung ist durchaus edel, gedankenreich, kraftvoll, oft begeistert und dichterisch blühend. Die neue Ausgabe seiner Werke ist von Fernow begonnen, von Meyer und Schulze beendigt worden. (Dresden 1808—1820. 8 Bde.).

Vergl. Winckelmann und sein Jahrhundert von Göthe. (Tübingen 1805.).

1. Beschreibung des Torso.

Ich führe dich itzo zu dem so viel gerühmten, und niemals genug gepriesenen Trunk eines Herkules; zu einem Werke, welches das schönste in seiner Art, und unter die höchsten Hervorbringungen der Kunst zu zählen ist, von denen, welche bis auf unsere Zeiten gekommen sind. Wie werde ich dir denselben beschreiben, da er der schönsten und der bedeutendsten Theile der Natur beraubet ist! So wie von einer prächtigen Eiche, welche umgehauen und von Zweigen und Aesten entblößet worden, nur der Stamm allein übrig geblieben ist, so gemißhandelt und verstümmelt sitzet das Bild des Helden; Kopf, Arme und Beine und das oberste der Brust fehlen.

Der erste Anblick wird dir vielleicht nichts, als einen verunstalteten Stein entdecken: vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. Alsdenn wird dir Herkules wie mitten in allen seinen Unternehmungen erscheinen, und der Held und der Gott werden in diesem Stücke zugleich sichtbar werden.

Da, wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen: Jene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen, und mit der Göttin der ewigen Jugend ist vermählet worden; dieser aber zeiget uns denselben in einer vergötterten Gestalt, und mit einem gleichsam unsterblichen Leibe, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den mächtigen Umrissen dieses Leibes die unüberwundene Kraft des Besiegers der gewaltigen Riesen, die sich wider die Götter empöreten, und in den phlegräischen Feldern von ihm erleget wurden; und zu gleicher Zeit stellen mir die sanften Züge dieser Umrisse, die das Gebäude des Leibes leicht und gelenksam machen, die geschwinden Wendungen desselben in dem Kampfe mit dem Achelous vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen seinen Händen nicht entgehen konnte.

In jedem Theile dieses Körpers offenbaret sich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer besonderen That, und man siehet, so wie die richtigen Absichten in dem vernünftigen Baue eines Pallastes, hier den Gebrauch, zu welcher That ein jedes Theil gedient hat.

Ich kann das Wenige, was von der Schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwei Gebirgen, die ganze Last

der himmlischen Kreise geruhet hat. Mit was für einer Größheit wächset die Brust an, und wie prächtig ist die anhebende Rundung ihres Gewölbes! Eine solche Brust muß diejenige gewesen seyn, auf welcher der Riese Antäus und der dreileibige Geryon erdrücket worden. Keine Brust eines drei- und viermal gekrönten olympischen Siegers, keine Brust eines spartanischen Kriegers, von Helden geboren, muß sich so prächtig und erhöhet gezeiget haben.

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen ist? Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maaße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollen, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer neblichen Unruhe mit spielenden Wellen anwächset, wo eine von der andern verschlungen, und aus derselben wiederum hervorgewälzet wird: eben so sanft aufgeschwellet und schwebend gezogen fließet hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebet, und ihre Bewegung zu verstärken scheinet, verlieret sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen.

Hier möchte ich stille stehen, um unseren Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken; allein die hohen Schönheiten sind hier in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächset zugleich hieher aus den Hüften, deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewanket, und nie sich beugen müssen!

In diesem Augenblicke durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Gränzen seiner Mühseligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhete, geführet durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft, und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fing an, diese entfernten Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken. Ich wurde entzückt, da ich diesen Körper von hinten ansahe, so wie ein Mensch, der, nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel, auf die Höhe desselben geführet würde, wo ihn

das Gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von neuem in Erstaunen setzet.

Ich sehe hier den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln, und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeiget sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckete Landschaft, über welche die Natur den mannigfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegossen. So wie die lustigen Höhen derselben sich mit einem sanften Abhange in gesenkte Thäler verlieren, die hier sich schmälern und dort erweitern: so mannichfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle, offenbar werden.

Scheinet es unbegreiflich, außer dem Haupte, in einem andern Theile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernet hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermögend ist. Mich deucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheinet, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Thaten beschäftiget ist; und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebet, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden: es sammlet sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen, und wirket gleichsam eine plötzliche Ergänzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie stark die Arme gewesen, die den Löwen auf dem Gebirge Cithäron erwürget, und mein Auge suchet sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführet haben. Seine Schenkel und das erhaltene Knie geben mir einen Begriff von den Beinen, die niemals ermüdet sind, und den Hirsch mit Füßen von Erze verfolget und erreichet haben.

Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführet, und in diesem Sturze ist ein Denkmal derselben, welches ihm keine Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet: der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden giebt keinen Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbaret sich der gesetzte große Geist; der Mann, welcher sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größesten Gefährlichkeiten ausgesetzet, der den Ländern Sicherheit, und den Einwohnern Ruhe geschaffet.

In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllet, und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheinet den Raum der sterblichen Theile eingenommen, und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher annoch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Oeta von den Schlacken der Menschheit gereiniget worden, die sich von dem Ursprunge der Aehnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus, noch die zärtliche Jole den Herkules gesehen; so lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen Speise und groben Theilen ist sein Leib ernähret: ihn erhält die Speise der Götter, und er scheinet nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne angefüllet zu seyn.

O möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbaret hat, um nur allein von dem Ueberreste sagen zu können, was er gedacht hat, und wie ich denken sollte! Mein großes Glück nach dem seinigen würde seyn, dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich stehen, und so wie Psyche anfing die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernet; so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelangt bin.

Die Kunst weinet zugleich mit mir: denn das Werk, welches sie den größten Erfindungen des Witzes und Nachdenkens entgegensetzen, und durch welches sie noch itzo ihr Haupt wie in ihren goldenen Zeiten zu der größten Höhe menschlicher Achtung erheben könnte; dieses Werk, welches vielleicht das letzte ist, in welches sie ihre äußersten Kräfte gewandt hat, muß sie halb vernichtet und grausam gemißhandelt sehen. Wem wird hier nicht der Verlust so vieler hundert anderer Meisterstücke derselben zu Gemüthe geführet! Aber die Kunst, welche uns weiter unterrichten will, rufet uns von diesen traurigen Ueberlegungen zurück, und zeiget uns, wie viel noch aus dem Uebriggebliebenen zu lernen ist, und mit was für einem Auge es der Künstler ansehen müsse.

2. Die Bildsäule des Vatikanischen Apollo.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Er übertrifft alle andere Bilder desselben, so weit Homers Apollo den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre, und spielet mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

Geh mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, und den Geist mit Bildern, die sich über die Materie erheben, zu erfüllen. Denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern und Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er erst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen wünschen. In allen uns übrig gebliebenen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarete, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen.

Eine Stirn Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken seinen Willen erklären: Augen, der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollust eingeflößet. Sein weiches Haar spielet wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um

dieses göttliche Haupt. Es scheinet gesalbet mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden.

Ich vergesse alle andere über den Anblick dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheinet sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich im Geiste weggerückt nach Delos und in die Lycischen Haine, Orte, die Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheinet Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit: wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben? Die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand führen, die ersten Züge, die ich hier entworfen, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, welche das Haupt der Gottheiten, die sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

III.

H a m a n n.

Johann Georg Hamann, einer der tiefsten Denker seiner Zeit, wurde geboren am 27. August 1730 zu Königsberg in Preußen, wo sein Vater Wundarzt war. Nachdem er früher einen sehr mangelhaften, planlosen und unzusammenhängenden Privatunterricht genossen, bereitete er sich zuletzt auf der Kneiphöfschen Schule seiner Vaterstadt mit großem Eifer für die höheren Wissenschaften vor. Hierauf bezog er (1746) die dasige Universität, um sich der Gottesgelehrtheit zu widmen, die er nachher mit der Rechtswissenschaft vertauschte, ohne in einem der beiden Fächer bedeutende Fortschritte zu machen, da die Bekanntschaft mit dem Alterthume und mit der schönen Literatur der Neuern ihm alle ernsteren und strengeren Studien verleidete. Nach sechsjährigem Besuch der akademischen Vorlesungen, verließ er das väterliche Haus (1752) und gieng als Hauslehrer nach Kurland, wandte sich aber bereits

nach einem halben Jahre, durch ungünstige Verhältnisse verdrängt, von da nach Riga, wo er einige Monate geschäftlos verlebte. Nachdem er (1753) abermals eine Hauslehrerstelle beim General von Witten übernommen, kehrte er nach zwei Jahren wiederum nach Riga zurück, wo er, unterstützt von dem Handelshause Berens, Staats- und Handlungswissenschaft studirte. Nach dem Tode seiner Mutter (1756), deren letzten Segen er noch empfangen, unternahm er in Geschäften des genannten Rigaer Handelshauses eine Reise, besuchte Berlin, Lübeck, Amsterdam und London, hielt sich an letzterem Orte unter sehr mannigfaltigen Schicksalen ein Jahr lang auf, und kehrte sodann (1758) wieder nach Riga zurück. Zu Anfang des J. 1759 rief ihn sein damals kranker Vater, den nach seinem Umgange verlangte, nach Königsberg, und die enge Verbindung mit dem Hause Berens in Riga löste sich um diese Zeit auf, da sie eben durch Hamann's Vermählung mit einer Tochter desselben auf immer befestigt werden sollte. Er lebte nun vier Jahre zwanglos und vergnügt in seines Vaters Hause, widmete seine Muße der alten Literatur und den morgenländischen Sprachen, und verfaßte zugleich seine ersten Schriften, die Sokratischen Denkwürdigkeiten (1759), die Wolken (1761), und die Kreuzzüge des Philologen (1762). Um seinen künftigen Unterhalt zu sichern, nahm er (1763) zuerst bei dem Magistrat, sodann bei der Kammer zu Königsberg Dienst in der Kanzlei, entsagte aber diesem geisttödtenden Amte wieder, das ihm den Verlust seiner Gesundheit drohte, und machte, um eine anderweitige Anstellung zu suchen, eine Reise nach Deutschland und dem Elsäß. Von da zurückgekehrt, gieng er (1765) zum Hofrath Tottien nach Mietau, wandte sich aber nach zwei Jahren, auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters, wieder nach Königsberg zurück, wo er bei der neuerrichteten Accisedirektion angestellt wurde. Im Jahre 1777 ward er Packhofverwalter, und würde nun mehr Muße für geistige Beschäftigungen gehabt haben, wäre nicht sein Körper durch Sorge, Verdruß und Anstrengung zu sehr erschöpft gewesen.

In der Folge entriß ihm (1782) ein Machtspruch der General-Accise-Administration den größten Theil seiner Einkünfte, und er war von nun an mit vier Kindern in Dürftigkeit. Doch ein wohlhabender Jüngling zu Münster in Westphalen, Franz Bucholz, Herr von Welbergen, erhielt durch Lavater Kenntniß von Hamann's Verdiensten und von seiner Noth, und schenkte ihm (1784) eine bedeutende Geldsumme, die ihn in eine sorgenfreie Lage versetzte. H. wünschte nun seine geschwächte Gesundheit durch eine Reise nach Deutschland herzustellen. Den oft verlangten Abschied erhielt er endlich (1787) nebst einer Pension, und trat nun seine Reise an. Die letzte Hälfte des J. 1787 und die erste von 1788 verlebte er abwechselnd zu Münster, Düsseldorf und Welbergen, in der Nähe liebevoller Menschen, die sein Gemüth verstanden, obwohl fortwährend gedrückt von körperlicher Schwäche und Kränklichkeit. Er starb bereits am 21. Juni 1788 zu Münster, wo seine Asche im Garten der Gräfin Gallitzin ruht. Hamann hatte das gewöhnliche Schicksal großer Seelen, von dem eignen Zeitalter nicht begriffen, ja selbst verkannt zu werden. Seine tiefsinnigen Ahnungen über das Leben des Geistes und der Natur, seine fast orakelhaften Sprüche und Sentenzen, seine geheimnißreichen Bilder und Hindeutungen auf den unerforschten Urgrund alles Daseins, wie sie sich in seinen zahlreichen Schriften, Abhandlungen, Briefen und Beurtheilungen niedergelegt finden, wurden dunkel und unverständlich gefunden, endlich nicht weiter beachtet. Erst nachdem Herder, Jean Paul, Jakobi, und neuerdings Göthe, wiederholt auf ihn aufmerksam gemacht hatten, ward er von den Deutschen anerkannt, und es erwachte der Wunsch, seine fast schon verschwundenen Schriften in vollständiger Sammlung zu besitzen, dessen Erfüllung nunmehr von dem K. Baierischen Ministerialrath Fr. Roth begonnen ist. Hamanns Schriften, herausgegeben von Friedrich Roth, Berlin 1821. 1ster Band.

---

1. Aus Hamann's Denkmal auf seine Mutter.

Dank sey der Vorsehung für diese Jahre und ihren Gebrauch, deren Vernunft und Erfahrung mich gelehrt, wie viel eine Mutter, wie Du, ihrem Kinde werth sey. — So kann sich die Blume im Thale der Natur und ihres Schöpfers mehr rühmen, als der Thron Salomons seines Schöpfers und seiner Herrlichkeit. — Doch das Lob meiner Mutter soll kein Tadel der Welt seyn, die von ihr gefürchtet und überwunden worden; sondern, gleich ihrem Wandel, ein stilles Zeugniß für sie, das mein Herz Gott zur Ehre ablegt, und ihr Andenken mein stummer und treuer Wegweiser zur Bahn desjenigen Ruhms, den Engel austheilen. — Ihr Geist genießt im Schooß der Seligkeit jene Ruhe, in deren Hoffnung der Trost, und in deren Besitz der Gewinn des Glaubens besteht. Von der Sehnsucht desjenigen gerührt, was Gott dort bereitet hat, linderte sie schon hier den Ekel der Eitelkeit und die Geduld des Leidens durch den Gedanken ihrer Auflösung. Zu ihrer Freude erhöht, unsern Sinnen und Wünschen hingegen entzogen, liegt nichts, als ihr entseelter Körper, ihr blasser Schatten vor mir. Sey mir selbst als Leiche gesegnet, Du, in deren Zügen mir die Gestalt des Todes lieblich erscheint, und bei deren Sarge ich mich heute zu meiner eigenen Gruft salben will! —

Die letzten Stunden meiner frommen Mutter öffnen mein weiches Herz zu diesem Unterrichte; der unser Leben und das Ende desselben heiliget! Gott meiner Tage! Lehre mich selbige zählen, daß ich klug werde. Diese Erde ist nicht mein Erbtheil und ihre niedrige Lust tief unter dem Ziel meiner Bestimmung; diese Wüste, wo Versuchungen des Hungers mit betrüglichen Aussichten abwechseln, nicht mein Vaterland, das ich lieben; diese Hütte von Lehm, welche den zerstreuten Sinn drückt, nicht der Tempel, in dem ich ewig dienen, und für dessen Zerstörung ich zittern darf. —

Schon sucht mein neugieriger Blick schmachtend die Gegenden der Seligkeit, welche meine Mutter aufgenommen; — noch höre ich in ihren Seufzern (welche bei Gott diejenigen wiederzusehen beteten, die er ihr auf der Welt gegeben, die sie als Säuglinge das Lob ihres Schöpfers und Mittlers gelehrt, und denen ihre Spuren nach der Heimath des Christen unauslöschlich seyn werden) die feierlichste und zärtlichste Einladung der Gnade zu einer Herrlichkeit, deren Vorstellung

allein die Trauer unseres Verlustes mäßigt. — Das späteste Opfer ihres Andenkens weihe die Neigung und Pflicht meines kindlichen Gehorsams dem — mit dessen Erkenntlichkeit und Liebe sie ihre erschöpften Kräfte noch beseelte, und zu deren Nachahmung das Beispiel und Muster ihrer letzten Augenblicke als dringende Bewegungsgründe hinzugekommen.

2. Aus Hamann's Biblischen Betrachtungen eines Christen. (1758.)

Ich habe heute mit Gott den Anfang gemacht, zum zweitenmal die heilige Schrift zu lesen. Da mich meine Umstände zu der größten Einöde nöthigen, worin ich wie ein Sperling auf der Spitze des Daches sitze und wache, so finde ich gegen die Bitterkeit mancher traurigen Betrachtungen über meine vergangenen Thorheiten, über den Mißbrauch der Wohlthaten und Umstände, womit mich die Vorsehung so gnädig unterscheiden wollen, ein Gegengift in der Gesellschaft meiner Bücher, in der Beschäftigung und Uebung, die sie meinen Gedanken geben. Die Aussicht einer dürren Wüste, worin ich mich von Wasser und Aehren verlassen sehe, ist mir jetzt näher als jemals. Die Wissenschaften und jene Freunde meiner Vernunft, scheinen gleich Hiobs mehr meine Geduld auf die Probe zu stellen, anstatt mich zu trösten, und mehr die Wunden meiner Erfahrung blutend zu machen, als ihren Schmerz zu lindern. Die Natür hat in alle Körper ein Salz gelegt, das die Scheidekünstler auszuziehen wissen, und die Vorsehung (es scheint) in alle Widerwärtigkeiten einen moralischen Urstoff, den wir aufzulösen und abzusondern haben, und den wir mit Nutzen als ein Hülfsmittel gegen die Krankheiten unserer Natur und gegen unsere Gemüthsübel anwenden können. Wenn wir Gott bei Sonnenschein in der Wolkensäule übersehen, so erscheint uns seine Gegenwart des Nachts in der Feuersäule sichtbarer und nachdrücklicher. Ich bin zu dem größten Vertrauen auf seine Gnade durch eine Rücksicht auf mein ganzes Leben berechtigt. Ich erkenne selbst in meiner gegenwärtigen Verfassung einen liebreichen Vater, der in ernsthaften Blicken warnt, der mich wie den verlornen Sohn hat in mich selbst gehen lassen, und meine bußfertige Rückkehr zu ihm nicht nur mit der Zurückhaltung meiner verdienten Strafe, sondern auch mit einer huldreichen Vergebung und unerwarteten Aufnahme beantworten wird. Es hat weder an meinem bösen

Willen gelegen, noch mir an Gelegenheit gefehlt, in ein weit tieferes Elend, in weit schwerere Schulden zu fallen, als worin ich mich befinde. Gott! wir sind solche armselige Geschöpfe, daß selbst ein geringerer Grad unserer Bosheit ein Grund unserer Dankbarkeit gegen dich werden muß. Gott! wir sind solche unwürdige Geschöpfe, daß nichts als unser Unglaube deinen Arm verkürzen, und deiner Freigebigkeit zu segnen, Grenzen setzen und sie wider ihren Willen einschränken kann.

Wie die ganze Dauer der Welt nichts als ein Heute der Ewigkeit ist! Die ganze Zeit macht einen einzigen Tag in Gottes Haushaltung aus, wo alle Stunden zusammenhängen und in Einen Morgen und Einen Abend eingeschlossen sind. Die Ankunft unseres Heilandes machte den Mittag der Zeit aus. Gott! was ist die Ewigkeit! und was ist der Herr derselben! wie viel Millionen Tage haben dazu gehört, wie viel Millionen Bewegungen hat die Erde gemacht, ehe sie zu derjenigen gekommen, die sie heute macht; und wie viele Millionen werden auf selbige folgen, die du alle gezählt hast, wie die vergangenen gezählt sind! Wie diese Ewigkeit von Tagen, die in der Welt gewesen sind und noch seyn sollen, nichts als Heute für dich sind, so ist der heutige Tag eine Ewigkeit für mich, ja der jetzige Augenblick eine Ewigkeit für mich. Herr, dein Wort macht uns klug, wenn es uns auch nicht mehr gelehrt hätte, als, diese unsere Tage zählen. Was für ein Rausch, was für ein Nichts sind sie in unsern Augen, wenn die Vernunft sie zählt! was für ein All, was für eine Ewigkeit, wenn sie der Glaube zählt! Herr! lehre mich meine Tage zählen, auf daß ich klug werde! Alles ist Weisheit in deiner Ordnung der Natur, wenn der Geist deines Wortes den unsrigen aufschließt. Alles ist Labyrinth, alles Unordnung, wenn wir selbst sehen wollen. Elender als blind, wenn wir dein Wort verachten und es mit den Täuschgläsern des Satans ansehen. Unsere Augen haben die Schärfe des Adlers, gewinnen das Licht der Engel, wenn wir in deinem Worte alles sehen, dich, liebreicher Gott! Himmel und Erde, die Werke deiner Hände, die Gedanken deines Herzens gegen beide und in beiden. Der Christ allein ist ein Mensch, er allein liebt sich, die seinigen und seine Väter, weil er Gott liebt, der ihn zuvor geliebt hat, da er noch nicht da war. Der Christ allein ist ein Herr seiner Tage, weil er ein Erbe der Zukunft ist. So hängt unsere Zeit mit der Ewigkeit zu-

sammen, daß man sie nicht trennen kann, ohne beiden das Licht ihres Lebens auszublasen. Ihre Verbindung ist die Seele des menschlichen Lebens, so ungleich sie auch ihrer Natur nach sind, wie die Verbindung der Seele mit dem Leibe das zeitliche Leben ausmacht.

Welche Geheimnisse unserer Natur finden wir in Gottes Wort aufgeklärt! Der ganze Mensch scheint ohne dasselbe nichts als Erde zu seyn, ohne Gestalt, leer, und Finsterniß auf der Fläche der Tiefe. Hier ist eine Tiefe, die kein menschlicher Verstand absehen kann; eine Tiefe, auf der Dunkelheit liegt, die unsern Augen nicht einmal erlaubt, die Oberfläche recht zu unterscheiden. Wollen wir etwas wissen, so lasset uns den Geist fragen, der über dieser Tiefe schwebt, der diese ungestalte, leere, geheimnißvolle Welt in die Schönheit, die Klarheit, die Herrlichkeit versetzen kann, gegen welche die übrige Schöpfung ihren Glanz zu verlieren scheint.

Was ist die Stimme unseres eignen Herzens, die wir das Gewissen, oder das Lispeln der Vernunft, oder unsern Schutzengel nennen? Ach! mehr als unser Herz und als ein Engel! Der Geist Gottes verkleidet sich in unsere eigene Stimme, daß wir seinen Zuspruch, seinen Rath, seine Weisheit aus unserem eigenen, steinigen Herzen hervorquellen sehen.

---

3. Bruchstücke aus Hamann's Schriften.

Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitverwandten nicht verstanden, und dafür gemißhandelt zu werden, durch den Geschmack an den Kräften einer besseren Nachwelt. — Glücklich ist der Autor, welcher sagen darf: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark! — aber noch seliger ist der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolken jener Zeugen verliert, — deren die Welt nicht werth war.

Das Gebiet der Sprache erstreckt sich vom Buchstabiren bis auf die Meisterstücke der Dichtkunst und feinsten Philosophie, des Geschmacks und der Kritik; und der Charakter derselben fällt theils auf die Wahl der Wörter, theils auf die Bildung der Redensarten. Da der Begriff von dem, was man unter Sprache versteht, so vielbedeutend ist; so wäre es am besten, denselben nach der Absicht zu bestimmen, als das

Mittel, unsere Gedanken mitzutheilen und anderer Gedanken zu verstehen. Das Verhältniß der Sprache zu dieser doppelten Absicht würde also die Hauptlehre seyn, aus welcher die Erscheinungen von dem wechselsweisen Einfluß der Meinungen und der Sprache sowohl erklärt, als zum Voraus angegeben werden könnten.

Ein Kopf, der auf seine eigene Kosten denkt, wird immer Eingriffe in die Sprache thun; ein Autor hingegen, auf Rechnung einer Gesellschaft, läßt sich die ihm vorgeschriebenen Worte, wie ein Miethsdichter die Endreime, gefallen, die ihn auf die Gleise derjenigen Gedanken und Meinungen bringen, so sich am besten schicken. Das gemeine Wesen hat mehrentheils für dergleichen gangbare Schriftsteller die Schwäche eines bestallten Schulmeisters gegen solche Kinder, die fertig aufsagen können.

Die Unwissenheit der Gelehrten in den Tiefen der Sprache biethet unendlichen Misbräuchen die Hand, kommt aber vielleicht noch größern zuvor, die dem menschlichen Geschlecht desto nachtheiliger fallen würden, je weniger die Wissenschaft ihr Versprechen, den Geist zu besseren, heutiges Tages erfüllen. Dieser Vorwurf beschämt die Sprachkünstler und Philologen am stärksten, so man als die Banquier der gelehrten Republik ansehen kann.

Das menschliche Leben scheint in einer Reihe symbolischer Handlungen zu bestehen, durch welche unsere Seele ihre unsichtbare Natur zu offenbaren fähig ist, und eine anschauende Erkenntniß ihres wirksamen Daseyns außer sich hervorbringt und mittheilt.

Ich bewundere hier den Baumeister einer Ewigkeit, wo wir auch Wohnungen finden sollen, blos aus dem Gerüste dazu, und halte die Reihe meiner Jahre für nichts als Trümmer, auf denen ich mich retten, und durch ihre kluge Anwendung den Hafen erreichen kann, der in das Land der Wonne einführt.

Die ganze Zeit macht einen einzigen Tag in der Haushaltung Gottes aus, wo alle Stunden zusammenhängen, in einen Morgen und einen Abend eingeschlossen sind. Die Ankunft unseres Heilandes macht den Mittag der Zeit aus. Wie

die Menge der Tage nichts, als heute für Gott, so ist der heutige Tag eine Ewigkeit für uns. Herr! dein Wort macht uns klug, wenn es uns auch nicht mehr gelehrt hätte, als diese unsere Tage zählen. Was für ein Rausch, was für ein Nichts sind sie in unsern Augen, wenn die Vernunft sie gezählt hätte! Was für ein Schatz, was für ein All, wenn sie der Glaube zählt! — Herr! lehre mich meine Tage zählen, auf daß ich klug werde! —

Jeder Augenblick der Zeit ist vollkommen rund; daß eine Schnur aus demselben wird, rührt von dem Faden her, den die Vorsehung durch denselben gezogen, und der ihm eine genaue Verbindung giebt, welche unser schwaches Auge uns nicht beobachten läßt. Dieser Faden macht den Zusammenhang der Augenblicke und Theile der Zeit so fest und unauflöslich, so in einander gewachsen, daß alles aus einem Stücke besteht und zu bestehen scheint.

Der Christ allein ist Herr seiner Tage, weil er ein Erbe der Zukunft ist. So hängt unsere Zeit mit der Ewigkeit zusammen, daß man sie nicht trennen kann, ohne beiden das Licht ihres Lebens auszublasen. Ihre Verbindung ist die Seele des menschlichen Lebens, so ungleich sie auch ihrer Natur nach sind, wie die Verbindung der Seele mit dem Leibe das geistliche Leben ausmacht.

Wenn der Engel des Todes an der Schwelle des Grabes mich zu entkleiden warten, wenn er, wie der Schlaf des müden Taglöhners, mich übermannen wird, nach dem Schauer, in dem ein sterbender Christ jenen Kelch vorübergehen sieht, den der Versöhner für ihn bis auf die Hefen des göttlichen Zornes ausgetrunken: so laß dies letzte Gefühl seiner Erlösung mich zum Eintritt seines Reichs begleiten!

Die Weissagung der heiligen Schrift ist von keiner einzelnen oder menschlichen Auslegung. Es sind nicht Abrahams Werke und Moses Wunder und Israels Geschichte der Inhalt dieses Buches; es betrifft keine einzelnen Menschen, keine einzelnen Völker, ja nicht einmal die Erde allein; sondern alles ist ein Vorbild höherer, allgemeiner himmlischer Dinge. Wenn Moses den Willen gehabt hätte, auf seinen eigenen Antrieb zu schreiben, so dürften wir vielleicht nichts, als eine Sammlung von Urkunden und einzelnen Nachrichten von ihm erwar-

ten. Es ist nicht Moses, nicht Esaias, die ihre Gedanken und die Begebenheiten ihrer Zeit in der Absicht irdischer Schriftsteller oder Bücherschreiber der Nachwelt oder ihrem Volke hinterlassen haben. Es ist der Geist Gottes, der durch den Mund und den Griffel dieser heiligen Männer sich offenbarete; der Geist, der über die Wasser der ungebildeten, jungen Erde schwebte, der Marien überschattete, daß von ihr das Heiligste geboren wurde; der Geist, der die Tiefen der Gottheit allein zu erforschen vermag. Mit wie viel Ehrfurcht soll uns dies bewegen, das göttliche Wort zu lesen und zu genießen.

Der Geist der Beobachtung und der Geist der Weissagung sind die Fittige des menschlichen Genie's. Zum Gebiete des ersteren gehört alles Gegenwärtige, zum Gebiete des letzteren alles Abwesende, der Vergangenheit und Zukunft. Das philosophische Genie äußert seine Macht dadurch, daß es, vermittelst der Abstraktion, das Gegenwärtige abwesend zu machen sich bemüht; wirkliche Gegenstände zu nackten Begriffen und blos denkbaren Merkmalen, zu reinen Erscheinungen und Phänomenen entkleidet. Das poetische Genie äußert seine Macht dadurch, daß es, vermittelst der Fiktion, die Visionen abwesender Vergangenheit und Zukunft zu gegenwärtigen Dingen erklärt. Kritik und Politik widerstehen den Usurpationen beider Mächte, und sorgen für das Gleichgewicht derselben durch die nemlichen positiven Kräfte und Mittel der Beobachtung und Weissagung.

IV.

K a n t.

Immanuel Kant, der scharfsinnige Begründer der neueren deutschen Philosophie und zugleich einer der größten Denker des achtzehnten Jahrhunderts, wurde am 22. April 1724 zu Königsberg geboren, wo sein Vater ein armer, aber sehr rechtlicher Bürger war. Nachdem er auf dem dasigen Friedrichskollegium den ersten Unterricht in den gelehrten Wissenschaften erhalten hatte, bezog er die Universität seiner Vaterstadt, und widmete sich, unter dem Druck dürftiger Umstände,

der Gottesgelehrtheit. Im Jahr 1755 erlangte er die Magisterwürde, und war sodann neun Jahre lang Hauslehrer auf dem Lande. Ohne sein Ansuchen ward ihm hierauf (1766) eine Aufseherstelle an der K. Bibliothek zu Königsberg übertragen, welche er nach einigen Jahren (1770) mit einer Professur an der Königsberger Universität vertauschte. Von nun an hielt er mit dem ausgezeichnetsten Beifalle Vorlesungen über alle Zweige der philosophischen Wissenschaften, und arbeitete durch Schriften und Vorträge darauf hin, die damalige Philosophie in Deutschland völlig umzugestalten. Bei dieser vielseitigen Thätigkeit und bei einer einfachen, ruhigen Lebensweise brachte er sein Leben bis zum achtzigsten Jahre, und starb endlich, geehrt und geachtet von seinen Mitbürgern, zu Königsberg am 12. Februar 1804. — In seinem Privatleben war Kant ein durchaus rechtlicher Mann, der mit dem Ernst eines wahrhaft sittlichen Charakters ein so seltnes Talent für geselligen Umgang verband, daß er in den gebildeteren Kreisen Königsbergs für einen der heitersten, angenehmsten und unterhaltendsten Gesellschafter galt. Obwohl seine philosophische Bildung von der Wolfischen Schule ausgegangen war, fühlte er doch sehr bald das Mangelhafte und Unzusammenhangende jenes Systems. Um die Nichtigkeit desselben zu zeigen, und zugleich den wahren Weg für die philosophische Forschung aufzudecken, führte er dieselbe mit Gründlichkeit und Scharfsinn bis auf ihre eigentlichen Anfangspunkte zurück, und brach von da aus eine neue Bahn. Nachdem er früher bereits durch einzelne Schriften z. B. seine **Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen** (1764) und die **Träume eines Geistersehers** (1766), die sich auch von Seiten ihres Stils auszeichnen, Aufmerksamkeit erregt hatte, erschienen seine beiden Hauptwerke, die **Kritik der reinen Vernunft** (1781), und die **Kritik der practischen Vernunft** (1787), durch welche jene große Umgestaltung der deutschen Philosophie bewirkt wurde, die nachmals durch Fichte, Schelling und Hegel, wenn gleich in ganz verschiedenen Richtungen und von ganz verschiedenen Standpunk-

ten aus, weiter fortgeführt worden ist, und die in diesem Augenblick noch nicht als beendet zu betrachten ist. Eine Darstellung seiner Philosophie, welche auch die kritische genannt worden ist, gehört nicht hierher. Seine Sprache und Schreibart ist kraftvoll, bündig und gedrängt, nur selten schwerfällig und dunkel.

Aus Kants vermischten Schriften.

1. Aus der Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels (1755.)

Man darf nicht erstaunen, selbst in dem Großen der Werke Gottes, eine Vergänglichkeit zu verstatten. Alles, was endlich ist, was einen Anfang und Ursprung hat, hat das Merkmal seiner eingeschränkten Natur in sich; es muß vergehen, und ein Ende haben. Die Dauer eines Weltbaues hat, durch die Vortrefflichkeit ihrer Errichtung, eine Beständigkeit in sich, die, unsern Begriffen nach, einer unendlichen Dauer nahe kommt. Vielleicht werden tausend, vielleicht Millionen Jahrhunderte sie nicht vernichten; allein, weil die Eitelkeit, die an den endlichen Naturen haftet, beständig an ihrer Zerstörung arbeitet; so wird die Ewigkeit alle mögliche Perioden in sich halten, um durch einen allmählichen Verfall den Zeitpunct ihres Unterganges doch endlich herbei zu führen. Newton, dieser große Bewunderer der Eigenschaften Gottes, aus der Vollkommenheit seiner Werke, der mit der tiefsten Einsicht in die Trefflichkeit der Natur, die größte Ehrfurcht gegen die Offenbarung der göttlichen Allmacht verband, sahe sich genöthiget, deren Natur ihren Verfall durch den natürlichen Hang, den die Mechanik der Bewegung dazu hat, vorher zu verkündigen. Wenn eine systematische Verfassung durch die wesentliche Folge der Hinfälligkeit, in großen Zeitläuften auch den allerkleinsten Theil, den man sich nur gedenken mag, dem Zustande ihrer Verwirrung nähert; so muß in dem unendlichen Ablaufe der Ewigkeit doch ein Zeitpunkt seyn, da diese allmähliche Verminderung alle Bewegung erschöpfet hat.

Wir dürfen aber den Untergang eines Weltgebäudes nicht als einen Verlust der Natur bedauern. Sie beweiset ihren Reichthum in einer Art von Verschwendung, welche, indem

einige Theile der Vergänglichkeit den Tribut bezahlen, sich durch unzählige neue Zeugungen in dem ganzen Umfange ihrer Vollkommenheit unbeschadet erhält. Welch eine unzählige Menge Blumen und Insecten zerstöret ein einziger kalter Tag; aber wie wenig vermisset man sie, ohnerachtet es herrliche Kunstwerke der Natur und Beweisthümer der göttlichen Allmacht sind; an einem andern Orte wird dieser Abgang mit Ueberfluß wiederum ersetzet. Der Mensch, der das Meisterstück der Schöpfung zu seyn scheinet, ist selbst von diesem Gesetze nicht ausgenommen. Die Natur beweiset, daß sie eben so reich, eben so unerschöpflich in Hervorbringung des trefflichsten unter den Kreaturen, als des geringschätzigsten, ist, und daß selbst deren Untergang eine nothwendige Schattirung in der Mannigfaltigkeit ihrer Sonnen ist, weil die Erzeugung derselben ihr nichts kostet. Die schädlichen Wirkungen der angesteckten Luft, die Erdbeben, die Ueberschwemmungen, vertilgen ganze Völker von dem Erdboden; allein es scheinet nicht, daß die Natur dadurch einigen Nachtheil erlitten habe. Auf gleiche Weise verlassen ganze Welten und Systeme den Schauplatz, nachdem sie ihre Rolle ausgespielet haben. Die Unendlichkeit der Schöpfung ist groß genug, um eine Welt, oder eine Milchstraße von Welten, gegen sie anzusehen, wie man eine Blume, oder ein Insect, in Vergleichung gegen die Erde, ansiehet. Indessen, daß die Natur mit veränderlichen Auftritten die Ewigkeit auszieret, bleibt Gott in einer unaufhörlichen Schöpfung geschäftig, den Zeug zur Bildung noch größerer Welten zu formen.

Es ist uns nicht einmal recht bekannt, was der Mensch anjetzo wirklich ist, ob uns gleich das Bewußtseyn und die Sinne hievon belehren sollten; wie viel weniger werden wir errathen können, was er dereinst werden soll. Dennoch schnappet die Wißbegierde der menschlichen Seele sehr begierig nach diesem von ihr so entfernten Gegenstande, und strebet, in solchem dunkeln Erkenntnisse einiges Licht zu bekommen.

Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punct des Weltraumes, an unsere Erde jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anschauens theilhaftig werden? Wer weiß, ist es ihr nicht zugedacht, daß sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes, und die Treflichkeit ihrer Anstalten, die schon

Gedankenlosigkeit statt finden können. Dieses Gefühl ist es, wovon ich eine Seite betrachten will. Doch schließe ich hiervon die Neigung aus, welche auf hohe Verstandeseinsichten geheftet ist, und den Reiz, dessen ein Keppler fähig war, wenn er, wie Bayle berichtet, eine seiner Empfindungen nicht um ein Fürstenthum würde verkauft haben. Diese Empfindung ist gar zu fein, als daß sie in gegenwärtigen Entwurf gehören sollte, welcher nur das sinnliche Gefühl berühren wird, dessen auch gemeinere Seelen fähig sind.

Das feinere Gefühl, das wir jetzt erwägen wollen, ist vornämlich zweifacher Art; das Gefühl des Erhabenen und Schönen. Die Rührung von beiden ist angenehm: aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges dessen beschneite Gipfel sich über die Wolken erheben, die Beschreibung eines rasenden Sturmes, oder die Schilderung des höllischen Reiches von Milton, erregen Wohlgefallen, aber mit Grausen: dagegen die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Thäler mit schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Heerden, die Beschreibung des Elysium, oder Homers Schilderung von dem Gürtel der Venus, veranlassen auch eine angenehme Empfindung, die aber fröhlich und lächelnd ist. Damit jener Eindruck auf uns in gehöriger Stärke geschehen könne: so müssen wir ein Gefühl des Erhabenen, und, um die letztere recht zu genießen, ein Gefühl für das Schöne haben. Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Hayne sind erhaben, Blumenbetten, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind schön. Die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön. Gemüthsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabends, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurchbricht, und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählig in hohe Empfindungen gezogen, von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein. Das Erhabene rührt; das Schöne reizt. Die Mine des Menschen, der im vollen Gefühle des Erhabenen sich befindet, ist ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt. Dagegen kündigt sich die lebhafte Empfindung des Schönen durch glänzende Herrlichkeit in den Augen, durch Züge des Lächelns, und oft durch laute Lustigkeit an. Das Erhabene ist wiederum verschiedener Art. Das Gefühl desselben ist bisweilen mit einigem Grausen, oder auch Schwermuth, in einigen Fällen blos mit ruhiger Bewunderung, und

noch in andern mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erstere will ich das Schreckhafterhabene, das zweite das Edle, und das dritte das Prächtige nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art. Daher große weitgestreckte Einöden, wie die ungeheure Wüste Chamo in der Tartarei, jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versetzen.

Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein seyn. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann geputzt und geziert seyn. Eine große Höhe ist eben sowohl erhaben, als eine große Tiefe: allein diese ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der Bewunderung; daher diese Empfindung schreckhaft erhaben, und jene edel seyn kann. Der Anblick einer Aegyptischen Pyramide rührt, wie Hasselquist berichtet, weit mehr, als man sich aus aller Beschreibung es vorstellen kann; aber ihr Bau ist einfältig und edel. Die Peterskirche in Rom ist prächtig. Weil auf diesen Entwurf, der groß und einfältig ist, Schönheit z. E. Gold, mosaische Arbeit u. s. w. so verbreitet ist, daß die Empfindung des Erhabenen doch am meisten hindurch wirkt: so heißt der Gegenstand prächtig. Ein Arsenal muß edel und einfältig, ein Residenzschloß prächtig, und ein Lustpallast schön und geziert seyn.

Eine lange Dauer ist erhaben. Ist sie von vergangener Zeit, so ist sie edel; wird sie in einer unabsehlichen Zukunft voraus gesehen, so hat sie etwas vom Schreckhaften an sich. Ein Gebäude aus dem entferntesten Alterthume ist ehrwürdig. Haller's Beschreibung von der künftigen Ewigkeit flößt ein sanftes Grausen, und von der vergangenen starre Bewunderung ein. *

V.

v. Hippel.

Theodor Gottlieb von Hippel, ein ausgezeichneter philosophisch-humoristischer Darsteller, wurde 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Schulrektor war. Früh schon zeigte er eine lebendige Einbildungskraft und einen Hang

zur Einsamkeit und Schwärmerei. Dabei faßte er den Unterricht seines Vaters und des dortigen Predigers, besonders in den Sprachen, so schnell, daß er in einem Alter von funfzehn Jahren bereits die Universität Königsberg beziehen konnte, um sich der Gottesgelehrtheit zu widmen. Die Bekanntschaft mit dem holländischen Justizrath Voigt, welcher den geistvollen Jüngling in sein Haus aufnahm und in ihm die erste Neigung zur Rechtswissenschaft weckte, wirkte auf die ganze Richtung seines Lebens entscheidend. Noch bedeutender wurde für ihn die Bekanntschaft mit dem in Königsberg sich aufhaltenden russischen Lieutenant von Keyser. Letzterer nahm ihn (1760) mit sich nach Petersburg und führte ihn dort in die Kreise der feinen und vornehmen Welt ein, wo sich ihm manche günstige Aussicht für die Zukunft öffnete. Doch die Liebe zum Vaterlande bewog ihn, wieder nach Königsberg zurückzukehren, und eine Hauslehrerstelle in einem sehr gebildeten Hause zu übernehmen. Der Gedanke, einst einen bedeutenden Wirkungskreis, verknüpft mit Reichthum und Würden, erreichen zu können, war längst schon der geheime Lieblingswunsch seines Herzens. Die Liebe zu einem Mädchen von bedeutendem Stand und Vermögen steigerte jetzt diesen Wunsch zu einer so unwiderstehlichen Sehnsucht, daß er (1762) jenes adelige Haus wieder verließ, und mit der unglaublichsten Aufopferung und dem angestrengtesten Eifer die rechtswissenschaftliche Laufbahn einschlug. Im Jahre 1765 wurde er Rechtskonsulent. Seine Einsicht, Gewandtheit, Thätigkeit und Umsicht in allen Geschäften erwarb ihm bald allgemeinen Ruf, und er erstieg eine Ehrenstelle nach der andern. Endlich wurde er (1780) dirigirender Bürgermeister in Königsberg und Polizeidirektor mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten, als welcher er den Adel seiner Familie vom Kaiser erneuern ließ. So lebte er in der höchsten Achtung und im Genuß eines bedeutenden Vermögens bis zum 23. April 1796, wo er zu Königsberg starb. Sein Leben und Charakter waren übrigens voll der seltsamsten Sonderbarkeiten und Gegensätze. Seine Schriften, die aber alle

ohne seinen Namen erschienen, sind mit einer reichen Ader von Witz, Laune und Humor abgefaßt, und enthalten eine Fülle feiner Beobachtungen über Welt und Menschen, so wie auch einen großen Reichthum tiefer Ideen, die zum Theil wohl seinem Umgange mit geistreichen Menschen (z. B. mit Hamann und Kant) ihren Ursprung verdanken. Die wichtigeren derselben sind, seine Schrift über die Ehe (1774), woran sich eine spätere über die bürgerliche Verbesserung der Weiber (1792), und sein Nachlaß über weibliche Bildung (1801), eng anschließen. Doch das tiefste, anziehendste und ideenreichste seiner Werke sind die Lebensläufe nach aufsteigender Linie (Berlin 1778. f. 4 Bde.), ein philosophischer Roman, in welchem unter der heitern humoristischen Einkleidung der höchste Ernst, das zarteste und innigste Gefühl, und die tiefste Betrachtung, verborgen liegen. Zum Theil hat er in diesem Buche sein eignes Leben und seine Freunde dargestellt und geschildert, und man kann in dieser Hinsicht seine später erschienene Selbstbiographie (in Schlichtegroll's Nekrolog 1796 und 1797) als Erläuterung dazu betrachten. Unter seinen übrigen Schriften ist noch zu nennen, die scharfsatyrische über Zimmermann I. und Friedrich II. von J. H. Fr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover (1790), ferner seine idyllischen Handzeichnungen nach der Natur (1790), und die zuletzt von ihm herausgegebenen Kreuz= und Querzüge des Ritters A. bis Z. (1793. f. 2 Bde.).

Hippels Darstellungsweise ist höchst bilderreich und mannigfaltig, voll kühner Sprünge, Abschweifungen, eingestreueter Sentenzen, Reflexionen, feiner und witziger Bemerkungen. Seine Sprache ist gedrängt, kraftvoll und eigenthümlich, wenn gleich bisweilen schroff, hart, ungenau und nachlässig. Und so erinnert er, wie in vieler andern Hinsicht, so auch hierin an Jean Paul Friedrich Richter, als dessen geistiger Vorgänger er zu betrachten ist.

Aus v. Hippels: Lebensläufen nach aufsteigender Linie.

1. Klage um den Tod eines Bruders.

Warum weinst du, Schwägerin, du hast einen Mann verloren; allein er hat dir drei zurückgelassen. Drei Söhne, drei gesunde starke Jungen, die dich auf ihren Händen tragen, drei brave Jungen, die was tragen können. Gönn' ihm die Ruhe, seine Krankheit ließ ihn nicht viel schlafen, da er älter war, und in der Jugend ließ es die Arbeit nicht. Er hat in dieser Welt nicht viel geschlafen. Gönn' ihm den tiefen, süßen Schlaf, du hast drei Söhne, laß ihn ausschlafen, Schwägerin, weine nicht!

Was weint ihr, Kinder? Ihr habt nur einen Theil verloren, und einen Theil habt ihr noch. Eine gute Mutter — wischt ihr die Thränen. Pflegt sie, damit sie nicht auch krank werde, wie er war, und ihr es nicht am Ende selbst von Gott erbitten müßt: ach, wenn sie doch nur stürbe! Dann müßtet ihr weinen, wenn ihr daran Schuld hättet, daß ihr so beten müßtet; jetzt weint nicht!

Mich! mich laßt weinen, lieben Leutlein! laßt mich! mich! laßt weinen! Ich hab' meinen Bruder verloren, den einzigen, den ich hatte, und was hab' ich von ihm behalten? Zwar auch was, aber was? Einen Baum am väterlichen Hause, den unser guter Vater an dem Tage seiner Geburt pflanzte. Der Vater pflanzte den Baum, und Caspar und der Baum waren Jahreskinder. Der Vater nannte sie beide Caspar, den Sohn Caspar, den Baum Caspar. Der Baum steht und blüht und ist immer Kerngesund. Sein Milchbruder todt! Das ist nicht tröstlich, ärgerlich ists! Der Baum Caspar steht, der Bruder Caspar stirbt; aber auch ich finde mich drein, und sollt' ich nicht? Der Baum lebte nur im Sommer, und Bruder Caspar lebt' auch im Winter. Zwar schläft der Mensch; doch lebt er drum nicht? Ich möcht' einen Traum nicht um drei Tage hingeben, und der Baum schläft er nicht auch? Läßt er seine Flügel nicht fallen? Seine Blätter genießen die süße sanfte Ruh, und werden durch den Sonnenstral erweckt früher wie wir. Wären die Bäume im Winter, wo die Störche sind, würden sie inwärts ausschlagen und blühen; o! dann wär es was anders! Ist aber im Winter der Wald nicht eine Einöde bis auf die Tannen, die nicht aus den Kleidern kommen? Da stehen sie, wie Trabanten, in voller Pracht und Herrlichkeit, wie eine

grüne russische Wache um den Regenten, so stehen die Tannen um die Eiche herum — und Bruder Caspar! war er nicht ein Mensch? Das ist viel mehr, als ein ganzer Wald voll Eichen und Tannen. Der Baum ist Baum, und bleibt Baum. Sey ruhig, lieber Baum; ich werde dich nicht tödten! Ihr, die ihr die Hand nach ihm ausreckt, laßt ihn, wenn er auch noch so alt und wohl betagt ist, oben eine Glatze bekommt und blätterlos wird. — Laßt ihn, er ist mit mir verwandt. Er heißt Caspar. Und wenn ich mit dem rechten Caspar im Himmel zusammenkomme, will ich es seinem Milchbruder erzählen, daß der Baum noch vor dem väterlichen Hause stehe. Ich weine nicht mehr.

2. Das Festungsgärtchen.

Ist die Welt denn etwas anders, als ein Vogelbauer, wo man sich herumdreht und, wenn es recht lustig hergeht, Sproß auf Sproß ab springet. Klage nicht über dein Gärtchen, das rings umher mit Häusern umgeben ist, so daß dir nur nach oben zu freie Aussicht übrig bleibt! Giebts eine andere freie Aussicht, als die nach oben gen Himmel? O die schöne Gipsdecke Gottes, so schön kann kein Künstler sie nachmachen! Alles können Mahler und Zeichner nachbilden, nur den Himmel nicht. Wie kann man die Welt in eine Kammer bringen? Den großen Gott in ein Haus, wenns auch einen Thurm hat? Sieh dich um in deinem Gärtchen, sind die nachbarlichen Mauern nicht grün behangen? und so schön von der Natur bewürkt, daß man die Festungsmauer ringsum nicht wahrnimmt? Willst du mehr, als diese augenstärkende, herzerfrischende grüne Tapete? Dies Grasstück Wiese, und diese lebendige Wand, Wald! Was hat die Erde herrlicher? was war im Paradiese mehr, als Bäume und Gras? und sieh nur jenen großen Baum! Er stammt geradesweges vom Baum des Lebens im Paradiese. Wie herrlich er da steht! sich verbreitet! und sich einbildet, deinen ganzen Garten befassen zu können! Laß ihn groß thun, diesen Baum aus so gutem Hause, laß ihn groß thun! Es kostet ihm am meisten. Das Gras braucht Schatten und die Hecke Aeste, die ihr zu Hülfe kommen. Sieh! wenn dieser Lebensbaum ihr nicht unter die Arme griffe und aushülfe, sie würde nicht bis oben zu die Mauer bedecken, die allem, was grün ist, so spinnenfeind ist. Auch würde die Sonne sonst dieser nur frisch ge-

pflänzten Hecke das Kleid beflecken, und es verderben; ehe der Herbst kommt und es Zeit ist. Klein ist dein Garten; allein merkst du nicht, wie alles sich bestrebt, sich darnach einzurichten. Die Biene sumset so laut nicht, um den Finken nicht zu stören, der deinen kleinen Garten sich zur Capelle geheiliget hat, sein Morgenlied abzusingen — und wenn die der Welt abgestorbene Philomele deine kleine Einsiedelei entdeckt, was sollte sie abhalten, hier ihr Klagelied anzustimmen? und diese Einsamkeit dem vögelreichen lermvollen Walde vorzuziehen? welcher ihrer nicht werth ist! — nicht werth!

Gros ist dein Garten dem Weisen, dem Guten; dem nichts zu klein ist, wie unserm Herr Gott! Einen so großen Erdschollen, als der Mensch zum Grabe braucht, hat er auch nur nöthig, froh zu seyn! — Wie weit mehr hast du! Du und dein Weib können in diesem Gärtchen begraben werden, und selig ruhen, und doch bleibt noch Raum für einen Menschenfreund, dem Philomele beistimmt, wenn er unsern Tod beweinet! —

3. Grab und Tod.

Das Grab, Freunde, ist eine heilige Werkstäte der Natur! Ein Formzimmer; Tod und Leben wohnen hier beisammen, wie Mann und Weib. Ein Leib sind sie. Eins sind sie. Gott hat sie zusammen gefügt, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Eine Handvoll Erde ist eine Handvoll Welt. Schaudre nicht vor der Verwesung. Das Waizenkorn fault, und wird ein hundertfältiger Halm. Alles muß sterben, was zum Licht und Leben herausbrechen soll. Dies Erdenall, dieser Erdenball, hat alles, was schön und gut ist, erzeugt und ernährt. Er ist das Herz, unter dem jedes gelegen, die Brust, die jedes gesogen! — Die Erde ist des Herrn. Fast sollte man glauben, daß es des lieben Gottes Lustschlos, sein Sanssouci, sey, so gut ists auf ihr, oder so gut könnt es auf ihr seyn. — Nimm doch diesen Staub in die Hand, vor dem du bebst. Es ist Bein von deinem Bein. Aus Erde sind unsre Windeln und unser Leichentuch. Wir werden, was wir waren. Die Goldkörner, die letzten Körpertheilchen, das eigentliche Saatgetreide, ist aufgespeichert, und wird zu seiner Zeit schon vom lieben Gott wieder ausgestreuet werden, auf einen schönen Acker. Die Natur ist das perpetuum mobile, sie steht nicht still. Sie würkt Leben im Tode, Tod im Leben schön durch einander, daß es

eine Lust ist anzusehen; dem, der ein Auge dazu hat. — Der Geist ist in Gott, in dem er lebt, webt und ist. — Das schlechtere vom Körper, das sich die Würmer so begierig zueignen, Mensch! traure nicht, es wird nur abgezogen, vom Felde in den Garten verpflanzt, wo es so lange verpflanzt und gepflanzt wird, bis — . . . .

Es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden! Du, mein Geist, der du dein bewußt bist, du, der du dich selbst anredest, du Funke Gottes, in dieser stockfinstern Erde, du Funke, an dem sich jeder das Licht anzündete, das in seinem Hause brennt, was warst du, eh dir dieses Kleid zugeschnitten, eh es dir umgehangen ward, und was wirst du seyn, wenn du dieses Regenkleid, diesen Schlafrock, wenn's köstlich gewesen, ausziehest, oder wenn er, aus Alter unbrauchbar, wie ein zerrissenes Gewand abgeschüttelt wird? Von wannen kommst du? Wohin fährst du? Woher? Wohin? Finster vor und hinter dir. — O ihr Entkleideten! Ihr nackten Geister! die ihr vielleicht dies Selbst-, dies Seelengespräch angehöret, redet drein! sagt, wo seyd ihr? wißt ihr, daß ihr seyd, daß ihr wart, daß ihr seyn werdet und seyn so, oder anders in Ewigkeit? Seyd ihr es, die in uns würken, wenn uns ein heiliger Schauer durchblitzt? Nicht von Hautschauder, sondern von Seelenschauder red' ich. Wollet ihr etwa den Geist warnen, wenn ihr der Seele, des Geistes Busenfreunde, winket, da ihr an seinen Körper anpochet. — Nun herein, ihr guten Geister! herein! näher! Weg seyd ihr. Diese Ebbe und Fluth des Bluts, was will sie? Solch ein Seelenschauer, Todesvorschmack, wozu? Es ist wahr, er gehet durchaus und durchall; allein ich, hoff' ich, werds vollenden! Was ist der Tod? Selige Geister unserer Vorfahren, die ihr vor uns wart, und mit eben der Neugierde, wie wir, euch nach Nachrichten aus der andern Welt sehntet, sagt uns, gebt uns ein Zeichen: was ist der Tod? Hebt euer Incognito! Bittet Gott um diese Erlaubnis! Wir haben nicht Mosen und die Propheten, die wir hören können, wir wünschten, wenn einer von den Todten aufstünde. O du, mein eben entschlafener Freund! Wache auf, der du schläfst, stehe auf von den Todten, entdecke mir, wie dir wär, wie dir ist? Womit du dich beschäftigest? — — Wie? frag' ich, nicht ob? ist meine Frage. Doch auch diese Frage und alle meine heiligen Fragstücke sind wilde Reben der Wißbegierde, sind vorschnelle Sprößlinge meiner Einbildungskraft, welche die Vernunft, wo nicht gänzlich wegzuschneiden, so doch zu ver-

kürzen verbunden ist. Freunde, laßt uns in die Hände Gottes fallen! Warum sorget ihr für euer künftiges Schicksal? Gott, euer himmlischer Vater, weiß, was ihr bedürfet! Ob Leben oder Tod, ob Tag oder Nacht. Sorget nicht! Ist es nicht genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe? Es wird alles gut werden. Leben ist eure Sache. Sterben gleichfalls. Was drüber ist, bleibt über euch, Freunde! Was euch nicht angeht, davon laßt euren Fürwitz. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Das ist das Grundgesetz in Gottes Staat, und das andere wird euch von selbst zufallen. Laßt alles gehen, wie Gott will! Laßt die vier Winde über euern Staub sich in Anspruch nehmen, laßt die vier Gegenden drum streiten! Laßt den eichenen Sarg euer Fleisch an Dauer übertreffen! Was kümmern euch solche Kleinigkeiten? Wir, die wir nicht in die Sonne sehen können, wollen Gott sehen; wir, die wir den Mond nicht bespannen können, wollen Gottes Barmherzigkeit und Gerechtigkeit behügeln und begrenzen; wir, die wir die Fixsterne nicht zu zählen verstehen, (Mensch, kannst du sie zählen?) wollen die Ewigkeit messen, und eine Schlaguhr für sie meistern! —

Wer kennt den morgenden Tag, und doch will man einen Kalender über Ewigkeiten schreiben? Der Anfang und das Ende dieser Welt sind uns Geheimnisse; und wir glauben, einen Maasstab für die Himmel der Himmel zu besitzen? Hat der Christ einen nähern Weg, als wir? Gut für ihn! Unsere Bahn ist die Landstraße; diese Bahn ist plan und natürlich. Im Glauben kommen wir mit dem Christen überein, als wenn wir unter einem Mutterherzen gelegen hätten, nur sein Glaube hat ein ander Feld, als der werthe unsrige. Wir wollen so leben, als könnten wir eine andre Welt sinnlich machen, so fingersinnlich, als daß zweimal zwei vier ist! Als wären wir, wie die Christen, bis in den Himmel entzückt gewesen. Denn fragt euch selbst, Freunde! wenn euer Mund auch an der andern Welt zweifelt, um eure Kunst in Zweifeln zu zeigen; als obs Kunst zu zweifeln wäre? Was sagt euch euer Herz? — Will ich denn, daß ihr einen Riß von der Stadt Gottes, vom himmlischen Jerusalem, entwerfen sollt? Es ist mir genug, wenn ihr nur alle menschmögliche Wahrscheinlichkeit für die andere Welt findet.

So gut leben, daß, wenn eine andre Welt, schön wie die Sonne, aufgeht, unser Bürgerrecht in derselben gewisser, wie Brief und Siegel ist; das heißt mit andern Worten: der

andern Welt würdig seyn! — Je besser der Acker, je mehr Unkraut! — Vorwitz ist unächtes Kind des menschlichen Verstandes, eine Anlage zur Vorschnelligkeit, eine Krankheit des Scharfsinns, ein helles Glöckchen in der Thorheitskappe. Wir wollen uns entschließen, wie einer unserer Vorfahren, zu bekennen, daß wir nichts wissen, daß wir hie und da Wahrscheinlichkeiten haben; allein im Thun komm' uns niemand zuvor.

VI.

Abbt.

Thomas Abbt, einer von den Schriftstellern, die in Lessings Zeitalter zu der besseren Gestaltung der vaterländischen Literatur kräftig mitgewirkt haben, wurde zu Ulm 1738 geboren. Nachdem er sich auf der Schule seiner Vaterstadt wissenschaftlich vorbereitet hatte, bezog er (1756) die Universität Halle, wo er seinen frühern Plan, sich der Gottesgelehrtheit zu widmen, verließ und sich auf Mathematik, Philosophie und schöne Literatur legte. Im J. 1758 wurde er Magister, und nicht lange darauf (1760) außerordentlicher Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder, wo er mitten unter den Gefahren, welche den preußischen Staat damals bedrohten, seine Schrift vom Tode fürs Vaterland (1761) verfaßte. Bei einem sechsmonatlichen Aufenthalt in Berlin lernte er die beiden Euler, Nicolai, und Mendelssohn kennen, welches seine nachmalige Theilnahme an den Literaturbriefen zur Folge hatte. Im Spätherbst desselben Jahres (1761) ging er nach Rinteln ab, um an der dasigen Universität eine Professur der Mathematik anzutreten. Doch sein regsamer Geist fand an dem dortigen akademischen Leben keine Befriedigung, und er legte sich daher auf die Rechtswissenschaft, um eine andere Laufbahn einschlagen zu können. Nachdem er, vielleicht in Beziehung mit diesem Plane, im Sommer des Jahres 1763 das südliche Deutschland, die Schweiz, und einen Theil von Frankreich bereist hatte, gab er sein gedan-

kenreiches und umfassendes Buch vom Verdienste (1765) heraus, welches dem Verfasser nicht blos allgemeine Aufmerksamkeit, sondern auch die Bekanntschaft des edlen Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg verschaffte, der ihn im November des J. 1765 als Regierungsrath nach Bückeburg berief. Hier im erwünschtesten Wirkungskreise, geehrt durch die Freundschaft des geistreichen Grafen, mitten in der schönsten Entwickelung seines Geistes und Lebens, starb er bereits am 3. November 1766.

Abbt's Schriften sind reich an Scharfsinn, Einbildungskraft und Geist. Durch eine seltne Belesenheit in den besten Werken der Alten und Neueren unterstützt, strebte er im hohen Bewußtseyn edler Zwecke und in der Wärme des Gefühls für alles Große und Schöne, Schriftsteller des Volks zu werden, und dasselbe für seine höhere Bestimmung, besonders für Welt und Leben, zu bilden und zu veredeln. Hat ihm gleich das Schicksal nicht vergönnt, jenen Punkt völliger Entwickelung und männlicher Reife, wonach er strebte, zu erreichen, so bleibt ihm doch das Verdienst, für die Veredlung und Ausbildung der damals so tief herabgesunkenen deutschen Sprache bedeutend mitgewirkt zu haben.

Seine sämmtlichen Schriften sind von F. Nicolai herausgegeben unter der Aufschrift: Thom. Abbt's Vermischte Werke, Berlin 1768. f. 6 Bde.

Aus Abbt's Schrift: Vom Verdienst.

---

1. Die Geduld.

Was ist minder thätig als die Geduld? Aber zur Stärke der Seele gehört sie gewiß mit; sie erfordert nicht eigentlich eine Spannung, sondern, von einem geistigen Wesen körperlich zu reden, eine Zähigkeit der Fasern, welche nachgeben, ohne zu zerreißen. Diß besondere an ihr hat den Anschein veranlasset, als wäre sie vielmehr das Gegentheil von der Stärke der Seele. Denn man setzt oft die thätige Seele der leidenden oder geduldigen entgegen. So haben wir oben

schon Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß man die Herzhaftigkeit beim Angriffe für die ganze Stärke der Seele halte; und eines dieser Versehen erzeugt das andre. Unstreitig, daß die Gedult ihren Feind nicht angreift: aber sie bestehet ihren Mann. Sie stößt nicht mit Heftigkeit gegen ihn an: aber in sich selbst gedränget hält sie ihn aus. Ihr Verdienst bestehe gleichsam in dem Beharren an demselben Ort. Der Muth erhebt sich zu großen Unternehmungen: die Unerschrockenheit übersieht alle Larven, alle Schreckbilder, die sich in diesen unbesuchten Gegenden gemeiniglich sehen lassen: die Stetigkeit treibt auf dem Wege an: die Gedult hält aus an dem Orte, wo man unumgänglich stille stehen muß. Jeder Aufenthalt, wo die Kraft der Thätigkeit gehemmet wird, ist ein Leiden, und wenn die Schmerzen des Körpers zu empfindlichen Leiden der Seele sich fügen: so erreicht die Tugend, welche gegen beide an ihrem Standorte aushält, den Grad des heroischen. Fast nur in dem letztern Falle hat die Gedult etwas glänzendes an sich. Sonst ist sie ohne allen Schimmer, besonders wenn sie nur mit Schmerzen des Körpers kämpfet. Ihre Ausübung aber wird eben dadurch, weil sie ohne Lobsprüche von Seiten der Menschen bleibt, desto erhabener, obschon auch dieses Verweigern der Lobsprüche so unbillig nicht ist, als es scheinen dürfte. Man weiß oder erräth es nur selten, daß das Stillsitzen eines außerordentlichen Geistes nicht von seiner Willkühr, sondern von einem äußern Hindernisse, herrühre. Wie viele an dem Hofe Tarquins haben wohl das Leiden der Seele am Junius Brutus erkannt? Eine der schönsten Stellen im Leben des berühmten Churfürsten von Sachsen, Morizens, ist wohl diese, da er die Belagerung von Magdeburg unternimmt, und seine Gedult in Erwartung der rechten Zeit zur Demüthigung des stolzen Kaisers dadurch bis zum Glanze treibt! Die übrigen Leiden in Privatumständen sind noch erkenntlicher. Hier ist, was Flechier sagt, das Girren der zärtlichen Taube, das fast niemals aus der Einsamkeit hervordringet. Stille Thränen, welche hier fließen, werden nur von Engeln in verborgene Gefäße gesammlet, werden nur von ihnen gezählt. Die Seufzer, welche die beklemmte Brust ausdrücket, erlangen erst, wenn sie über unsern Luftkreis hinaus sind, einen Laut, und werden erst in den höhern Gegenden hörbar. Verriethen nicht zuweilen das verlöschete Feuer des Auges und sein geschwollener Apfel die Geheimnisse: so würde fast jeder nur sich allein für unglücklich halten. Und siehe, diß allgemeinere,

diß gewöhnliche des Harmes, was man nach und nach im menschlichen Leben entdecket, diß macht eben, daß man die Gedult unter widrigen Zufällen so ungemein hoch nicht schätzet. Man sieht das Ungemach unvermeidlich, für nothwendig an, und so scheint die Gedult, welche das Ungemach erleichtert, sich selbst zu belohnen. Dazu kömmt noch, daß man von der rauhen Bahn der gewöhnlichen menschlichen Leiden zur Seite selten wohin anders als zum Tode ausweichen kann. Nun weiß man auch, wie wenig Menschen im Ernste geneigt sind, diesen Ausweg zu betreten, und sollte sie auch nur noch wie Candiden die Scheu vor dem Journal de Trevoux davon abhalten. Also rechnet man es ihnen nicht zum Verdienste an, daß sie in ihrem Geleiße unverrückt geblieben sind. Die Hülfe der Zeit, die sich jeder versprechen darf, und die jeden in der Hoffnung zum voraus tröstet, eignet sich ebenfalls von dem Ruhme der Gedult etwas zu. Und wo erscheint sie wohl nicht mit ihrem Beistande, die lindernde Zeit! wer würde ohne sie des Lebens Bürde tragen? Ein Mensch, dem es an der Erfahrung mangelte, daß man nicht einen Tag wie den andern denke: ein solcher Mensch würde dem ersten schweren Ungemache, das er wirklich recht fühlte, unterliegen. Die Seele geräth nur alsdann in Verzweiflung, wenn sie überzeugt zu seyn glaubt, daß alle folgende Tage gleich traurig für sie werden müssen. Doch es fehle der Gedult, weil sie nicht sehr in die Augen fällt, das belohnende Urtheil der Menschen: sie ist deswegen nicht weniger das Eigenthum vorzüglicher Seelen. Die Stille, womit man unter den Leiden liegt, zeigt eine feste Gründung an. — Ich sammle meine Leser um mich; wer unter uns ist in seinen Freunden so glücklich, daß er nicht, mit Wehmuth im Gesichte, einen darunter so anzureden Ursache hätte: „Schöne Seele, die du schon lange alles ertragen hast, was nur der feinern Empfindung ekeln, das zarte Gefühl schmerzen, und das empfindliche Herz durchbohren kann; fürwahr, du gehörest zu der höheren Gattung, gegen welche Hochachtung ein Tribut, und Liebe ein Ruhm ist! Denn verehrungswürdiger giebt es nichts, als die Gelassenheit, welche durch richtiges und bitteres Nachdenken endlich gewirkt wird, und liebenswürdiger nichts, als das weiche und ruhige Antlitz, auf welchem die halbverwischte Thräne ein Zeichen der sanften Seele ist."

---

2. Das Verdienst der Hausfrau.

Nur das Verdienst der Matrone soll noch diese Blätter zieren. Ich habe es deswegen ganz ans Ende verſparet, damit die Aufmerksamkeit von demselben nicht zu schnell weggerissen würde. Es ist unmöglich, dieses liebenswürdige Verdienst des häuslichen Standes in einem einzigen Gemählde vorzustellen. Wir werden also Hogarths Methode erwählen, und eine Reihe von Abbildungen geben müssen.

Zuerst dürfen wir die Matrone vielleicht noch mit Schönheit und Anmuth geschmücket, von jeder Grazie umringet, so wie von jeder sanftern Tugend bestrahlet, vorstellen; sitzend lächelt sie einem ihrer Kinder eine Lektion zu; sagt sie einem andern mit holder Stimme vor, und drückt sie ihm durch eine Umarmung ein. Die Scene ist in ihrem Garten, wo sie zarte Sprossen erstarken sieht, und andre, die schon wieder Früchte versprechen; lauter Bilder, welche ihre Hoffnungen beleben! Auf einem andern Blatte zeigt sie sich stehend und in voller Beschäftigung; ordnet ihr Hauswesen; heftet ihre Blicke auf alles; vermittelt das eine; ersetzt heimlich ein anders; weiset jedem das Seinige an; weiß jetzt ein Versehen zu ahnden, und jetzt auch — zu schweigen.

Wer kann sie vor dem Krankenbette Eines der Ihrigen mit der wehmüthigen Sorgfalt, mit der unverdrossenen Wachsamkeit, mit der angenommenen Zuversicht, wenn ihr am bangesten ist, mit dem zarten Gefühle jedes Schmerzens, den der Kranke leidet: wer kann diese Tugenden alle auf einmal an ihr vorstellen; Tugenden, die der Himmel zur Erleichterung in den Krankheiten den armen Sterblichen zugeschickt hat?

Es scheint leichter zu seyn, aber es ist eben so schwer, sie mit dem ganzen Vorzuge ihres Geschlechts zu mahlen; mit der sanften stillen Güte, womit sie jeden Unmuth mindert; jeden Verdruß durch einen Blick zerstreuet; jede Unentschlossenheit durch ein Wort, einen Einfall vertreibet; durch ihre Gegenwart jede Freude in Wollust, und jede Traurigkeit in Gelassenheit verwandelt.

Grazien und Schönheit, ihr könnet jetzt weichen! da, wo ihr euch hinwendet, werden wir euch zwar die erste Bewegung nicht versagen. Aber Hochachtung und Ehrerbietung ist hier der Tribut, wo wir die Matrone in der höhern Beschäftigung sehen, Kinder in den Jahren der Leidenschaften zu bilden; ihre Versehen mit stillem Harme zu tragen und unter tausend

neuem Beifall aufgenommen worden. Eine wahrhaft volksthümliches Buch aber sind seine, durch Reichthum des Inhalts und der Gedanken wie durch den Ton der Darstellung ausgezeichneten Patriotischen Phantasieen (1775. ff. 4 Bde.), deren Werth zu allen Zeiten in Deutschland anerkannt worden ist. Auch unter Mösers Vermischten Schriften (1797. ff. 2 Bde.) findet sich manches einzelne Treffliche.

Aus Möser's Patriotischen Phantasieen.

---

1. Die Spinnstube,

eine Osnabrückische Geschichte.

Selinde, wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufnahme war sonst Gertrud, war die älteste Tochter redlicher Eltern, und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, soviel möglich, alles Nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. Die Wissenschaften sagte er oft, gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen. Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebauet zu seyn, und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand eben so. Wo die Mutter von einer besseren Art Kühe oder Hühner hörte; da ruhete sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächse nur bei Selinden. Ihre Rüben gingen den märkischen weit vor, und der Bischof hatte keine andre Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt; jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sehn glaubte. Das einzige, was man an ihr überflüssiges bemerkte, war ein Heideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen

sie jemals zu machen gedächte; und man konnte denselben um soviel eher gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verlohren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz; ein andres auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür grade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigten Stuhle, (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigten vor, weil sie sich auf demselben, ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das geschwindeste herumdrehn konnte) mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt, und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich (dortoir) gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber wieder glücklich Boiserie genannt wird, gezieret war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andre Erbschaftsstücke verwahrt waren; und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wann die langen Winter-Abende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stünde, und was des andern Tages vorzunehmen seyn würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schooße zum andern, und der Vater genoß des Ver-

gnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte, und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um alles mit wenigem zu sagen: so waren alle nothwendige Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicher Weise erreichet werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist; der einzige Sohn seiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birn darin gegessen, welche sie ihm geschälet hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen, und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders, als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu seyn, daß er die edle Einfalt als etwas niedriges betrachtete, und sich eines braunen Tuchs schämte, wenn andere in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gern gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und so viele Schönheiten, als er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathnen Kindern insgemein zu machen pfleget. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie

in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satyrische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. Ist es möglich, sagte er einsmal gegen den Vater, daß Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren: Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht, und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall wo ich in der Welt gewesen, haben die Bediente ihre eigne Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bei der Französin; die Knaben bei dem Hofmeister; der Herr vom Hause wohnt in einem und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu sehen und zu versammlen. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden.

Mein lieber Arist, war des Vaters Antwort, ich habe auch die Welt gesehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß lange Weile unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsere dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähete. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unsere Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich also dazu; und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher ihnen so sehr mißfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unsers Verfahrens; Nun lassen Sie uns auch Ihre Einwürfe als Philosophen betrachten.

In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnigten Nächten auf den Vorposten, sich an ein schlechtes Wach-

feuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Kommisbrod essen sehen? Wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen? Wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden? Und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Gedult und Vertrauen erwecket hatte? Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. — Im Kriege sind einige Augenblicke groß; in der Haushaltung alle, und es muß keiner verlohren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbau beschimpfen können? Ist der Ackerbau minder edel, als das Kriegeshandwerk? und sollte es vornehmer seyn, sein Leben zu vermiethen, als sein eigner Herr zu seyn, und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?

Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von Natur ein Recht, ein starkes Recht uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn; die Wollust sucht ihn; und der Geitz verspricht sich alles von seinen Kräften. Ich habe alle Zeit gesundes und reinliches Gesinde; und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kind macht nicht blos den Staatsmann; es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben seyn, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen; ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dienet mir besser als andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit manche gute Lehre im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie, sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe seyn, wenn sie sich nicht darnach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen, und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern, und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu

geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführet, und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herrn und Frauen werden. Sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten; und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich andre sonst mehr aus Stolz, als aus Religion herablassen. Ordentlicher Weise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefehr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten, als andere, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlne Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft, und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale oder doch brauchbare Copien hervor.

Arist schien mit einiger Ungedult das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. Es ist einem jeden nicht gegeben, fiel er jedoch hier ein, sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen; und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich. Allein unsere Umstände wollen doch einigen Unterschied haben; und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen. Und vielleicht bewiese ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erscheinende Hofleute Langeweile verursachet, sich oft in einem Baurenhause gelabet, und ihren getreuesten Unterthanen unerkannter Weise zugetrunken haben.

Und Sie wollten dieses verwerfen? versetzte Selindens Vater mit einem edlen Unmuthe. Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die genädigste des Königs halte? Kommen Sie, fuhr er fort, ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier hören Sie (und in dem Augenblick las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel): Der alte Nestor zitterte ein wenig, aber

Hector kehrte sich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung, rief er aus? Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfärbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht, und den Kopf an einer poetischen Stange unerschrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einen prächtigen, aber einförmigen Modeton gestimmt, und sich in eine einzige Art von Nasen verliebt? Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannigfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildert, und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helene ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen; und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen.

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafende Prinzen nicht von den Ratzen oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen, und sagte nur noch: ich weis wohl, die veredelten, verschönerten, erhabenen, und verwehnten Köpfe unsrer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt, und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsere Würde zu verlieren. Es giebt Herrn, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das ihrige nicht aus der Encyclopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eigenem Verstande wie aus ofnem Herzen reden, allezeit größer seyn werden, als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschliessen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten: so müßte uns der Umgang mit ländlichen, unverdorbenen und unverstelleten Originalen ein weit angenehmer Schauspiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affekte daher schwatzen.

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eignen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte: sie würde sichs von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen liesse. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß er auf einmal die Satyre vergaß, und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten lassen. Doch sagte sie endlich, die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts widriges haben, und ich weis zum voraus, daß sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen seyn werden. Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie Beiderseits wünschen würden. Jeder Theil hofte in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeittag ging fröhlich vorüber, und wann gleich Arist sich an denselben in seiner schönsten Grösse zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu; nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und ein gutes Bier, welches im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Nachtheil das Wasser gesunder zu finden. Die Braut trug ihr Haideblümgen, und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reitzungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erschien sie nach der Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte: so würde man sie doch eben so wenig verstehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik von gemützerten, gestützerten, verschnittenen und verzattelten, von kleinspalt, kogeln, sorkett und disselset lieset.

Selinde, die alles was sie war, jederzeit aus Ueberlegung war, spielte ihre neue Rolle würklich schöner, als wenn sie solche gelernet hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun

Uhr am Caffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um viere, spielete bis achte, setzte sich nieder zu Tische bis zehne, zog sich aus bis um zwölfe, und schlief wieder bis achte; und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmählig an, Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war vieles verlohren, vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein ansehnliches mehr als sonst verzehret. Er mußte sich also entschließen auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt, denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmählig mit einem Blicke zu fragen, wieviel mit aller Bescheidenheit, und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit, wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooß setzten, und mit einem stählernen Hacken an ebenderselben Stelle befestigten, wo heut die Uhr zu hängen pflegt. Man drehete das Rad mit einem schönen kleinen Finger, und tändelte oder spann mit einer andern. Von dieser Art hatte er heimlich eines für Selinden kommen lassen; und für sich ein Gestell zu Knötgen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knötgen als zu trenseln. Ehe sichs Selinde versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor; und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das charmante Rädgen mit einer unendlichen Menge Berloquen wäre gezieret gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sahe doch ganz wohl ein, daß dieser überflüssige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze seyn sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arist aber machte Knötgen.

Kaum aber war ein Monath und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlete Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß nichts, als nützliche Arbeit, die Zeit verkürzen, und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniß war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden;

jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an, Gelinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wohl schiene, daß sie Recht behalten würde. . . . .

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend um sie zu beschreiben. Es ist genug zu wissen, daß Gelinde den Sieg, und eine ganz neue Spinnstube erhielt; woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Wüst nicht, daß sie Eingangs zur linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten, und die Damen, so ihn besuchten, wie im Menuet, von der rechten zur linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt; und jedermann weis, daß sie Beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreichet haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen; und daß sie zum Andenken derselben eine vergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angeleget habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

2. Das englische Gärtchen.

Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmama! Sollten Sie jetzt ihre kleine Bleiche, worauf Sie in Ihrer Jugend so manches schönes Stück Garn und Linnen gebleichet — sollten Sie den Obstgarten, worinn Sie, wie Sie mir oft erzählet haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen, — sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den schönen rothgestreiften Aepfeln stand, — suchen: nichts von dem allen würden Sie mehr finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt; die Hügelgen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Gesträuches bedeckt, und auf unsern Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenem kleinen Thälergen finden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehmen auf das Kohlstück bringen lassen müssen, um so etwas schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich es recht verstanden, eine Schrubberg oder, wie andere sprechen, ein englisches Boskett. Ringsherum geht ein weißes Plankwerk, welches so bunt gearbeitet ist, wie ein Drellmuster, und mein Mann hat eine Dornhecke müssen darum ziehen lassen, damit unsere Schweine sich nicht daran

reiben mögten. Von dem an der Bleiche angelegten Hügel kann man jetzt zwei Kirchthürme sehen, und man sitzt dort auf einem chinesischen Canape, worüber sich ein Baldachin von verguldetem Bleche befindet. Gleich dabei soll jetzt auch eine chinesische Brücke, wozu mein Mann das neueste Modell aus England erhalten, angelegt; und ein eigner Fluß dazu ausgegraben werden, worinn ein halb Dutzend Schildkröten, die bereits fertig sind, zu liegen kommen werden. Jenseits der Brücken, gerade da, wo der Großmama ihre Bleichhütte war, kommt ein allerliebster kleiner gothischer Dom zu stehen, weil mein Mann Gotherich Dom heißt. Wie ich vermuthe, hat er diese Idee aus dem Garten zu Stove genommen, worinn der Lord Tempel so viele Tempel angelegt hat. Der Dom wird zwar nicht viel größer werden, als das Schilderhäusgen, worinn der Onkel Toby mit dem Corporal Trim (doch Sie werden dieses nicht verstehen, Sie haben den Tristram Shandy nicht gelesen) die Belagerungen in seinem Garten commandirte. Aber die gothische Arbeit daran wird doch allemal das Auge der Neugierigen an sich ziehen, und oben darauf kommt ein Fetisch zu stehen. Kurz, ihr gutes Gärtgen, liebe Großmama, gleicht jetzt einer bezauberten Insel, worauf man alles findet, was man nicht darauf suchet, und von dem, was man darauf suchet, nichts findet. Mögten Sie doch in Ihrem Leben noch einmal zu uns kommen, und alle diese Hexereyen mit ansehen können! Sie waren sonst eine so große Bewundererin der Bären und Pfauen von Taxus, womit in Ihrer Jugend die fürstlichen Gärten geschmückt waren; was für ein Vergnügen würde es Ihnen nun nicht seyn, zu sehen, durch was für erhabene Schönheiten diese altfränkischen Sachen verdrängt worden! Sie müssen aber bald kommen; denn wir werden noch vor dem Winter nach Schevelingen reisen, um den englischen Garten zu sehen, welchen der Graf von Bentink dort auf den Sanddünen angelegt hat. Alles was die Größe der Kunst dort aus dem elendesten Sande gemacht hat, das denkt mein Mann müsse auf einem guten Ackergrunde gewiß gerathen; und er bedauert nichts mehr, als daß er die Sandhügel so mühsam anlegen muß, welche dort die See aufgespület hat. Von Schevelingen gehen wir dann vielleicht nach England, und so weiter nach China, um die große eiserne Brücke, den porcellainen Thurm von neun Stockwerken, und die berühmte Mauer in Augenschein zu nehmen, nach deren Muster mein Mann noch etwas hinten bei dem Stickbeeren-

busche, wo Sie Ihre Krausemünze stehen hatten, anzulegen gedenket. Wenn Sie aber kommen: so bringen Sie uns doch etwas weißen Kohl aus der Stadt mit; denn wir haben hier keinen Platz mehr dafür.

3. Die Häuser des Landmanns im Osnabrückischen.

Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen, und alle Thüren auf und zu gehen; höret ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegen gehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Heerde ist der schönste unter allen. Und wer den Heerd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Deele absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet, und die Magd futtert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfurth wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verlohren, und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern, und seine Schweine im dritten hat; und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal

so viel Wände und Dächer zu unterhalten, und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsichthaben zubringen.

Ein rings umher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh, und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen, und deckt zugleich die Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Kein Vitruv ist im Stande, mehrere Vortheile zu vereinigen.

VIII.

Sturz.

Helfrich Peter Sturz wurde den 16. Februar 1736 zu Darmstadt geboren. Er studirte in den Jahren 1754 bis 1757 zu Göttingen, Jena und Gießen die Rechtswissenschaft, und nebenher die Aesthetik und schönen Redekünste. Im J. 1759 wurde er Sekretär bei dem Oesterreichischen Gesandten in München und später (1760) Privatsekretär bei dem Kanzler von Eyben in Glückstadt. Durch letzteren fand er Gelegenheit, in Kopenhagen dem ältern Grafen von Bernstorf, damaligem Dänischen Staatsminister, bekannt zu werden (1762), der ihn als seinen Privatsekretär und sodann (1763) im Fach der auswärtigen Angelegenheiten anstellte. Hier in Bernstorfs Hause verlebte Sturz im Umgange Klopstocks die glücklichsten Tage seines Lebens, und bildete sich zugleich zum Staatsmann, Dichter und Schriftsteller. Im J. 1768 wurde er Dänischer Legazionsrath und begleitete den König auf der Reise durch England und Frankreich, die ihm außer der Erweiterung seiner Kenntnisse auch noch manche schätzbare Verbindung mit ausgezeichneten Geistern beider Länder verschaffte. Noch vor Bernstorfs Entfernung aus dem Ministerium, wurde Sturz (1770) im General-Postdirektorium angestellt, und hatte noch günstigere Aussichten, als Struensee's Fall (am

17. Januar 1772) auch den seinigen nach sich zog. Nach viermonatlicher Verhaftung ward er endlich als unschuldig wieder frei gegeben, und lebte seitdem von einem mäßigen Jahrgehalt in Glückstadt und Altona, bis er als Dänischer Regierungsrath zu Oldenburg wieder angestellt wurde. Nach der Vertauschung Oldenburgs wurde er Herzogl. Oldenburgischer Etatsrath (1775). Allein Gram, Verdruß und Kränklichkeit hatten seine Gesundheit wie seine Heiterkeit allmählig untergraben. Auf einer Reise nach Bremen befiel ihn ein bösartiges Faulfieber und endigte sein Leben daselbst am 12. November 1779.

Sturz gehört zu den gebildetsten und gedankenreichsten Prosaschriftstellern Deutschlands. Unter seinen Schriften, die wiederholt, aber niemals vollständig, gesammelt und herausgegeben worden (1779. ff. 1786. 2 Bde.), sind die Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. von Bernstorf wohl am anziehendsten.

Erinnerungen aus Bernstorf's Leben.

1.

Ich folge nun Bernstorf in die Stille des häuslichen Lebens, wo ein Mensch den andern nur durch innern Werth, nur durch eigene Tugend übertrifft, wo kein Glanz der Würde mehr blendet, wiewohl auch diese nur einen Augenblick täuscht, denn ein Staatsmann kann auf seinem hohen Standorte seine Sitten, seine Schwachheiten nicht lange verbergen. Bernstorf's Tugend war strenge, und auf unveränderliche Grundsätze gebaut, aber nicht in den stoischen Ernst gehüllt, der alles Vergnügen wegscheucht, sondern sie vertrug sich mit den Freuden des gesellschaftlichen Lebens. Man vermuthet zwar die Gabe zu gefallen bei dem Manne der großen Welt; er lebt immer unter Menschen, deren Meinung ihm nicht gleichgültig seyn kann, und ist geübt, auf die kleinsten Ansprüche der Gesellschaft, auf die Forderungen jedes Augenblicks zu merken; es ist auch selten ohne dies Talent ein Minister groß und mächtig geworden; aber es erhält sich nicht lange, wenn er ein Arbeiter ist, und den Staatsangelegenheiten selbst vorsteht;

sein Geist wird zu sehr an wichtige Gegenstände geheftet, als daß er sich zu den kleinen Aufmerksamkeiten des Umganges herab lassen sollte. Daher rührt der feierliche Ernst, die finstere, eingewickelte Miene, die man keinem Minister verzeiht, und die allerdings eine billigere Nachsicht verdient. Auch Bernstorf gefiel nicht beim ersten Anblick, denn sein Auge war umwölkt, und es saß Tiefsinn auf seiner Stirn; aber so wie man ihm näher trat, drang die Seele mächtig in jeden Zug seines Angesichts, heiße Menschenliebe glühte im Auge, und heitere Leutseligkeit verjüngte den Zug seines Mundes; man hielt ihn bald für einen gütigen, und er hatte kaum zu reden angefangen, für einen großen, glänzenden Mann. Seine Beredsamkeit floß wie ein sanfter Strom, und bahnte sich Wege durch Felsen, er nahm ein, überredete, überwältigte, je nachdem es ihm gefiel; der Ausdruck schmiegte sich dem Endzweck, das Wort der Sache fest an, sein Gegenstand war mit Wahrheit umstrahlt, und ging hervor, und stand da, mit den Farben der Natur geschmückt. Er sprach auszeichnend vortrefflich über Regierungsgeschäfte, über Revolutionen in der Geschichte der Menschheit, über künftige Folgen kaum hervorkeimender Ursachen, über Erwartungen im System der Politik; dann mahlte er Staaten und Menschen nach dem Leben und aus der Geschichte, mit leichten, aber treffenden Umrissen, deren Aehnlichkeit auffiel, ordnete Massen, und vertheilte Licht und Schatten mit schöpferischen Zügen einer Meisterhand. Beispiele der Tugend begeisterten ihn, jede treffliche That, jede Gesinnung der Wohlthätigkeit, der Vaterlandsliebe traf in seinem Herzen auf eine verschwisterte Seite, die deutlich im wärmeren Ausdruck hervorklang, sein Blick und seine Sprache glühten, und er hob uns mit zu hohen Empfindungen empor.

Ein Mann, der mit blendenden Gaben auch noch Macht und Einflüsse vereinigt, herrscht gewöhnlich allein in dem schweigenden unterthänigen Haufen, alles hört und bewundert, niemand wagt einen Laut, und das Gleichgewicht der Unterhaltungen hört mit allen ihren Annehmlichkeiten auf. Aber Bernstorf demüthigte nicht nur die Vorzüge seines Verstandes, er lud zum Widerspruch durch Leutseligkeit ein, und wußte seinen Gegenstand immer nach dem Geistesvermögen seiner Gesellschaft zu wählen. Er verstand es, eine Frage zu thun, die man wünschte, eine Antwort zu finden, die befriedigen mußte. Er hatte für jeden ein Wort, einen Blick, ein Zeichen der Achtung in Bereitschaft, das auch dem Furchtsamen

Muth gab. Jeder fand einen Anlaß, sein Talent zu entwickeln, jeder seinen Raum, wo er mit Vortheil erschien. Hierin allein besteht die wahre Höflichkeit, welche, wenn sie nicht im Charakter liegt, den Großen so selten gelingt, weil immer das Bewußtseyn der Gnade durchscheint, mit welcher sie großmüthig ihrer Würde entsagen; und, so bald nur der Geringere seinen Abstand einen Augenblick zu vergessen scheint, oder irgend einer Lieblingsthorheit zu nahe tritt, so hüllt sich der Große zum Schrecken des Verwogenen schnell wieder in seinen Purpurmantel ein.

Bernstorf war sogar seiner Temperamentsneigungen Meister. Er war mit einer auffallenden Wärme geboren; und weil seinem Scharfsinn das Lächerliche nicht entrann, so drängte sich oft die Satyre bis an seine Lippen, und leuchtete noch aus seinem Blicke, aber er blieb seines Ausdrucks mächtig, der nie das Gepräge des Spottes trug, und immer zur Freundlichkeit gestimmt war.

So betrug sich Bernstorf unter seinen Untergebenen und in der allgemeinern Gesellschaft. Ich unternehme es nicht, ihn unter seinen Freunden zu schildern, wenn seine ganze Seele sich ergoß, und alle Zärtlichkeit seines Gefühls auch in ihre Herzen strömte; denn wer ist fähig, ihm nachzuempfinden?

Sonst meidet die Freundlichkeit die Palläste der Großen; ihre Stelle vertritt eine niedrige Dienstfertigkeit, eine heuchlerische verstellte Liebe, die, so bald die Gnade des Fürsten winkt, oft ohne irgend eine andere Veranlassung zum offenbaren Hasse wird. Der Anhang mancher Minister ist ein Haufen um Lohn gedungener Knechte, und unter Gebietern und Sklaven giebt es keine Verbindung der Seelen. Aber Bernstorf hatte sich Freunde erworben, die seines Herzens würdiger waren; sie schätzten, unabhängig von der Würde, den Mann, der nicht verehrt, der geliebt seyn wollte, und der ihre Freundschaft mit einer Zärtlichkeit vergalt, die in der verfeinerten Welt nicht gekannt wird.

2.

Die letzte Stunde des Abends war die angenehmste seines Tages. Diese brachte er unter seiner Familie, mit seinen Hausgenossen und einigen Gelehrten in Unterredungen zu. Klopstock, der Sänger Gottes und Freund und Liebling der Menschen, der rechtschaffene, geistvolle Cramer, der reine Lehre und unsträflichen Wandel mit Witz und Munterkeit und

ausgebreiteten Kenntnissen vereinigt, gehörten mit zu diesem glücklichen Zirkel. Wir hingen alsdann an Bernstorfs Munde und labten uns mit Sokratischer Weisheit. Hier entfaltete sich sein Herz und sein Geist; der Schleier der Würde fiel nieder und die erhabene Seele glänzte in ihrer eigenthümlichen Schönheit; wir verließen ihn nie, ohne wärmer für die Tugend zu empfinden, ohne unterrichtet, oder gebessert zu seyn.

Wenn die schöne Zeit des Jahrs heran nahte, so entfloh auch Bernstorf aus dem Geräusche der Stadt in die sanfteren Scenen der Natur. König Friedrich hatte ihm ein Landgut geschenkt, das, als der Ruhplatz eines großen Mannes, unserer Zeit und der Nachwelt ehrwürdig bleibt.

Auf einem Hügel, der auf einer weit ausgebreiteten Fläche sich langsam erhebt, ist ein geschmackvolles, mehr bequemes als prächtiges Wohnhaus erbaut. Jenseits der Fläche begränzt die Stadt den Horizont, nah genug, um in ihrer ganzen Schönheit zu glänzen, und entfernt genug, um die ländliche Ruhe nicht zu stören. Die Stadt dehnt ihr Gewühl durch den Hafen in das angränzende Meer aus; hier verändert die Schiffahrt jeden Augenblick die reiche mannigfaltige Scene, und das stille ferne Getümmel entzückt. An dem Hafen vorbei verliert sich der Blick auf der See, oder ruht zuweilen unter einer sich sammlenden Flotte, oder auf den Küsten von Schonen aus.

Jung gepflanzte Alleen führen von dem Wohnhaus in die regellosen Gänge eines reizenden Waldes, der einen Garten verbirgt und schützt, auf welchen die Sonne nicht weniger gütig, als auf ein südliches Land blickt. Er ist das Muster der Gärten von Dännemark, und bringt die besten Früchte der wärmeren Provinzen von Europa in ihrer Vollkommenheit hervor. Bernstorf hat ihn gepflanzt und gewartet; er hat in demselben die angenehmsten Stunden seines Lebens zugebracht; sein Geist blühte auf und sein Herz erweiterte sich, wenn er die freiere Luft dieses Lustplatzes athmen konnte. Er hatte es gelernt, die Stufenfolge der Wohlthaten Gottes in der Natur aufzusuchen, einen heitern Tag mit Entzücken zu grüßen, der Entwickelung der Pflanzen nachzuspüren, die Ankunft der Blüte zu belauschen und über die schwellende Frucht zu frohlocken, alle die mannigfaltigen Freuden zu empfinden, die ein unverdorbenes Gefühl mit keinen andern vertauscht.

Damit auch kein Segen dieser auserwählten Erde fehlen möge, versammlete Bernstorf glückliche Menschen um sich her. Er gab seinen Gutsunterthanen ihr Geburtsrecht, Freiheit und Eigenthum wieder; er munterte sie durch großmüthige Beihülfe auf, ihre Güter zu theilen und auf der Mitte ihres Landes zu wohnen.

Schnell deckten sich Heiden mit frölichen Saaten; neue Pflanzungen stiegen hervor; anstatt dürftiger Hütten in elenden Dörfern wurde die Gegend mit angenehmen Wohnungen geschmückt, in welchen glückliche Väter ihre Kinder den Namen ihres Wohlthäters lehrten. Sie wollen ihm, dem Freund der Menschen, mitten in der verschönerten Gegend ein Denkmal errichten, das dem künftigen Wanderer gewiß edlere Empfindungen, als Trophäen, einflößt, einen prachtlosen, aber ehrwürdigen Stein, auf welchen die Thräne der Dankbarkeit floß.

In dieser Wohnung des Friedens fühlte Bernstorf sich glücklich; sein Gedächtniß rief ihm tugendhafte Thaten und überzeugende Beispiele der göttlichen Vorsehung zurück; keine Handlung seines Lebens war durch eine kränkende Reue verbittert; sein Fleiß war mit Gedeyen gesegnet; er war von den Redlichen im Staat, von den Würdigsten aller Nationen verehrt, von seiner Familie, von seinen Freunden, von seinen Untergebenen geliebt; und auf seiner gefahrvollen langen Laufbahn hatten ihn wenig Unglücksfälle betroffen. Er näherte sich mit muntern Kräften dem Alter, und durfte sich schmeicheln, noch manche Früchte seiner Arbeit zu genießen, noch lange dem Staate nützlich zu seyn.

Am Abend des Lebens wird selten ein Mann, der in großen Verhältnissen eingeflochten war, die vergangene Zeit wieder durchzuleben wünschen, ohne Epoken, ohne Vorfälle auszunehmen, deren Angedenken ihn quält; aber Bernstorf hat es oft mit freudigem Danke gegen die Vorsicht wiederholt: er nähme jeden verflossenen Tag aus den Händen der Allmacht ohne Bedingung zurück, ginge er nicht einer herrlichen Zukunft entgegen.

Jedoch auch seiner wartete der Sterblichen Loos, die, wenn sie auch keine Strafgerichte fürchten, doch selten der Prüfung entgehn, die ihr Vertrauen auf Gott bestätigen und den Ruhm ihres Lebens durch den schwersten Triumph, durch ihre Geduld im Leiden, krönen soll. Langsam zog sich ein Ungewitter auf. Unbedeutend in seinem Anfang, schien es auch dem scharfsichtigsten nicht furchtbar; aber es verbreitete sich

schnell und deckte Dännemark mit einer schreckenvollen Nacht. — O, ruhte sie ewig auf der Geschichte dieser Zeit!

Bernstorf hatte schon lange die Absicht seiner Feinde entdeckt, ihn durch wiederholte Angriffe zu reitzen und zu irgend einem Schritt zu verleiten, der sie von dem Mann, den sie haßten, befreiete. Endlich konnte er sich nicht mehr verbergen, daß es ihnen gelung, ihm das Vertrauen seines Monarchen zu entziehn. Aber sollte er ruhig sein Schicksal erwarten, oder dem Sturm, der ihm drohte, entfliehn? Das war die große bedenkliche Frage, die entschieden werden muste, und die in seiner bittern Verfassung nicht so leicht zu beantworten war.

Ein Staatsmann, der zu mißfallen anfängt, wandelt immer an Abgründen hin, und thut keinen gleichgültigen Schritt mehr. Ist er gelassen, so ist es ein Stolz, der gedemüthigt zu werden verdient; verbirgt er seine Unruhe und seine Empfindlichkeit nicht, so ist es Bewustseyn der Schuld; entschließt er sich, sein Amt niederzulegen, so wartet vielleicht eine Kränkung auf ihn, wozu nur der Anlaß gefehlt hat; und harrt er zu lange, reizt er die Ungeduld seiner Verfolger, so ist es ungewiß, zu welchem heftigen Ausbruch ihr Unwillen endlich verleitet werden mag. Wenn alle Zugänge des Throns von Rathgebern umringt sind, die ihre gemeinschaftliche Sicherheit vereinigt, so ist kein Fürst der Erde mächtig genug, den Eingebungen der Wahrheit, die zurückgescheucht wird, oder den Empfindungen seines unaufhörlich bestürmten Herzens zu folgen.

Alles das erwog Bernstorf mit heiterer Ueberlegung und entschloß sich dennoch nicht zu fliehn, den Posten nicht feig zu verlassen, auf welchem er als ein auserwähltes Werkzeug der Vorsehung stand, keinen Augenblick, der in seiner Macht war, zu verlieren, wo er dem Staat, oder auch nur einem Gliede desselben durch seine Arbeit nützlich seyn konnte.

Der Schlag kam seiner Erwartung zuvor. Ich war der einzige Zeuge dieses prüfenden Augenblicks. Sein Betragen dabei muß auf ewig seinen Charakter entscheiden; denn in einer solchen Stunde ist der größte Mann in den Händen der Natur. Er hatte sich eben zur Arbeit niedergesetzt, als er das Schreiben des Königs empfing, welches ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille und stund mit einem Blick des Schmerzens auf. Ich bin meines Amtes entsetzt, sprach er mit einem gesetzten bescheide-

nen Ton, und fügte mit gen Himmel erhabenen Augen hinzu: Allmächtiger, segne dies Land und den König!

So stand Bernstorf an den Ruinen seines Ruhms; so gelassen sah er in einer Minute das Gebäude seines ganzen Lebens umstürzen; Hofnungen, große Entwürfe zu vollenden, Aussichten in ein ehrenvolles ruhiges Alter, alle Freuden des vergangenen Lebens waren dahin wie ein Traum, und die Folgezeit breitete sich finster vor ihm aus: dennoch stand er unerschüttert. Entweder war Bernstorf ein großer, oder ein unempfindlicher Mann. Wer hat ihn je unempfindlich gekannt? —

3.

Er erlebte die Verherrlichung noch, für seine Feinde in ihrem Elend zu beten, aber er starb zu früh, um des Triumphs zu genießen, den ihm das wiederkehrende Vertrauen des Königs und die Stimme aller Patrioten versprach. Er erlag unter den Kämpfen des Geistes, mehr durch Arbeit und Gram, als durch Krankheit und Jahre erschöpft. Seine Unpäßlichkeit verkündigte keine Gefahr; sein Ende war schnell, wie es nur der Fromme wünschen darf; seine Gemahlin empfand die Schrecken dieses sanften Todes allein. Er hatte sich eben zur Ruhe niedergelegt, als sie tönte, die Posaune des Engels, der ihn an den Thron der Vergeltung rief, als, nach wenigen Seufzern der unterliegenden Natur, diese große Seele unsere Erde verließ.

IX.

W i e l a n d.

Christoph Martin Wieland, der fruchtbarste und beliebteste Schriftsteller seiner Zeit, war zu Biberach in Schwaben am 5. September 1733 geboren. Sein Vater, Oberpfarrer daselbst, unterwies den Sohn früh in den alten Sprachen und Dichtern, welcher letztere besonders mit großer Vorliebe las. Im vierzehnten Jahre kam Wieland auf die Schule zu Klosterberge, wo er die Alten fleißig las, besonders Xenophon und Cicero. Nachdem er sich früher zur Schwärmerei und

zum Pietismus hingeneigt hatte, machten ihn Bayle's, Argens und Voltaire's Schriften zum Zweifler. Er verließ Klosterberge, lebte anderthalb Jahre bei einem Verwandten in Erfurt, ging (1750) auf kurze Zeit nach seiner Vaterstadt, wo er das Fräulein Sophie von Gutermann (nachherige Frau La Roche) zuerst kennen lernte und liebgewann. Hierauf (1751—52) studirte er in Tübingen Rechtswissenschaft, legte sich aber mehr auf schöne Literatur, Geschichte, Philosophie und Sprachkunde. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt ging er (1752) nach der Schweiz, wo er zu Zürich in Bodmers Hause zwei glückliche Jahre verlebte; sodann ward er Hauslehrer in Zürich, später in Bern. In den folgenden Jahren (1760—69) lebte Wieland wieder in seiner Vaterstadt, als Kanzleidirektor. In diese Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit fällt unter andern auch seine Uebersetzung des Shakespeare (1762), sein berühmtester und bester Roman, Agathon (1766. ff.), sein Musarion, Idris und Zenide (1768), und manche andere Dichtung; auch verheirathete er sich hier (1765) mit einer edeln Augsburgerin, woraus eine sehr glückliche Ehe hervorging. Während der Jahre 1769 bis 1772, wo er als Professor der Philosophie zu Erfurt lebte, verfaßte er den Diogenes von Sinope (1770) und den Goldnen Spiegel (1772), und zeigte eine immer größere Aehnlichkeit mit Voltaire. Der glücklichste Zeitpunkt seines Lebens trat ein, als ihn die verwittwete Herzogin Anna Amalia als Lehrer ihrer Prinzen nach Weimar berief, wo er von nun an in sorgenfreier Muße und im geistreichsten Umgange eine Reihe schöner Jahre verlebte. Hier schrieb oder vollendete er seine meisten und bedeutendsten Schriften. Während er die Herausgabe des Teutschen Merkur (1773. ff.), einer Zeitschrift, die für Deutschlands schöne Literatur so folgenreich gewesen ist, besorgte, dichtete er sein romantisches Heldengedicht, den Oberon (1780), verdeutschte er Horazens Briefe (1782) und Satyren (1786), den Lucian (1788), und Cicero's Briefe (1808. ff.) in geistvollen, wenn gleich nicht wörtlich treuen,

Uebersetzungen, während er durch sein Attisches Museum (1796. ff.) die vorzüglichsten Werke griechischer Dichtkunst, Philosophie und Beredsamkeit in gelungenen Nachbildungen in die deutsche Lesewelt einzuführen suchte. Im Jahre 1798 bezog er sein neugekauftes Landgut Osmannstädt bei Weimar, und lebte hier in patriarchalischer Einfachheit, Muße und Heiterkeit, die nur durch den Tod seiner Gattin (1801), durch die Zeitereignisse und durch die Umwälzungen, welche in der deutschen Philosophie und Kunstkritik erfolgten, einigermaßen getrübt wurde. Schuldenhalber mußte er dies Gut wieder verkaufen (1803), und lebte nun die übrige Zeit seines Lebens wieder in Weimar, im Sommer zu Tiefurt und auf dem herzoglichen Lustschlosse Belvedere. Sein Ruhesitz Osmannstädt, den er nie vergessen konnte, war indeß glücklicherweise durch Kauf in die Hände einer befreundeten Familie gekommen. Nach kurzer Krankheit starb er am 20. Januar 1813 zu Weimar, und wurde seinem Wunsche gemäß in Osmannstädt neben seiner Gattin und der frühgestorbenen Sophie Brentano (einer Enkelin seiner Jugendfreundin La Roche) beigesetzt. Auf der dreiseitigen Pyramide, die sich in der Mitte der drei Gräber erhebt, steht die von W. verfaßte Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Der dauernde Einfluß französischer Poesie und Philosophie auf Wielands ganze schriftstellerische Entwickelung hinderte, daß er ein wahrhaft volksthümlicher Dichter und Schriftsteller werden konnte. Dies und der gänzliche Mangel an Originalität und Tiefe war denn auch Ursache, daß sich keines seiner Werke im Beifall der Lesewelt bleibend zu erhalten vermocht hat. Seine Sprache und Schreibart ist bei aller Leichtigkeit, Glätte und Geschmeidigkeit oft zu breit und zu gedehnt, nicht selten nachlässig oder doch nicht edel genug.

Seine sämmtlichen Werke (Leipzig 1797. ff. 37 Bde. und 6 Suppl. Bde.).

Aus Wieland's Agathon.

1.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als Agathon, der sich in einem unwegsamen Walde verirrt hatte, abgemattet von der vergeblichen Bemühung einen Ausgang zu finden, an dem Fuß eines Berges anlangte, welchen er noch zu ersteigen wünschte, in Hoffnung, von dem Gipfel desselben irgend einen bewohnten Ort zu entdecken, wo er die Nacht zubringen könnte. Er schleppte sich mit Mühe durch einen Fußweg hinauf, den er zwischen den Gesträuchen gewahr ward; allein da er ungefähr die Mitte des Berges erreicht hatte, so fühlt er sich so entkräftet, daß er den Muth verlohr, den Gipfel erreichen zu können, der sich immer weiter von ihm zu entfernen schien, je mehr er ihm näher kam. Er warf sich also ganz athemlos unter einen Baum hin, der eine kleine Terrasse umschattete, und beschloß die einbrechende Nacht daselbst zuzubringen.

Wenn sich jemals ein Mensch in Umständen befand, die man unglücklich nennen kann, so war es dieser Jüngling in denjenigen, worinnen wir ihn zum erstenmale mit unsern Lesern bekannt machen.

Vor einigen Tagen noch ein Günstling des Glücks, und der Gegenstand des Neides seiner Mitbürger, befand er sich, durch einen plötzlichen Wechsel, seines Vermögens, seiner Freunde, seines Vaterlandes beraubt, allen Zufällen des widrigen Glücks, und selbst der Ungewißheit ausgesetzt, wie er das nackte Leben, das ihm allein übrig gelassen war, erhalten möchte. Allein ungeachtet so viele Widerwärtigkeiten sich vereinigten, seinen Muth niederzuschlagen, so versichert uns doch die Geschichte, daß derjenige, der ihn in diesem Augenblick gesehn hätte, weder in seiner Miene noch in seinen Gebehrden einige Spur von Verzweifelung, Ungeduld oder nur von Mißvergnügen hätte bemerken können. Eine Oeffnung des Waldes zwischen zween Bergen zeigte ihm von fern die untergehende Sonne. Es brauchte nichts mehr als diesen Anblick, um die Empfindung seiner widrigen Umstände zu unterbrechen. Er überließ sich der Begeisterung, in welche dieses majestätische Schauspiel empfindliche Seelen zu versetzen pflegt, ohne sich eine Zeitlang seiner dringendsten Bedürfnisse zu erinnern. Endlich weckte ihn das Rauschen einer Quelle, die nicht weit von ihm aus einem Felsen hervorsprudelte, aus dem angeneh-

men Staunen, worin er sich selbst vergessen hatte; er stand auf, und schöpfte mit der hohlen Hand von diesem Wasser, dessen fliessenden Cristall, seiner Einbildung nach, eine wohlthätige Nymphe ihm aus ihrem Marmorkrug entgegengoß; und, anstatt die von Cyprischem Weine sprudelnden Becher der atheniſchen Gastmäler zu vermissen, däuchte ihm, daß er niemals angenehmer getrunken habe. Er legte sich hierauf wieder nieder, entschlief unter dem sanft betäubenden Gemurmel der Quelle, und träumte, daß er seine geliebte Psyche wiedergefunden habe, deren Verlust das einzige war, was ihm von Zeit zu Zeit einige Seufzer auspreßte.

2.

Agathon entdeckte beym ersten Blick auf die italienischen Ufer seinen Freund Kritolaus, der mit einem Gefolge der edelsten Jünglinge von Tarent ihm entgegen geflogen war, um ihn in freundschaftlichem Triumph in eine Stadt einzuführen, welche sich's zur Ehre rechnete, von einem Manne, wie Agathon, vor andern zu seinem Aufenthalt erwählt zu werden. Die angenehme Luft dieser von dem günstigsten Himmel umflossenen Ufer, der Anblick eines der schönsten Länder unter der Sonne, und der noch süßere Anblick eines Freundes, von dem er aufs zärtlichste geliebt wurde, machten unsern Helden in einem einzigen Augenblick alles Ungemach vergessen, das er in Sicilien und in seinem ganzen Leben ausgestanden hatte. Eine frohe Vorempfindung der Glückseligkeit, die in diesem zum erstenmal betretenen Lande auf ihn wartete, verbreitete ein unbeschreibliches Behagen durch sein ganzes Wesen. Die unbestimmte Wollust, welche alle seine Empfindungskräfte zugleich einzunehmen schien, war nicht das seltsame zauberische Gefühl, womit ihn die Schönheiten der Natur und die Empfindung ihrer reinsten Triebe, in seiner Jugend durchdrungen hatten. Diese Blüthe der Empfindlichkeit, diese zärtliche Sympathie, mit allem, was lebt oder zu leben scheint, dieser Geist der Freude, der uns aus allen Gegenständen entgegenathmet, dieser magische Firniß, der sie überzieht, und uns über einen Anblick, von dem wir zehn Jahre später noch kaum flüchtig gerührt werden, in stillem Entzücken zerfliessen macht, dieses beneidenswürdige Vorrecht der ersten Jugend verliehrt sich unvermerkt mit dem Anwachs unserer Jahre, und kann nicht wieder gefunden werden. Aber es war doch etwas, das diesem ähnlich war. Seine

Seele schien dadurch von allen verdüsternden Flecken ihres unmittelbar vorhergehenden Zustandes ausgewaschen, und zu den schönen Eindrücken vorbereitet zu werden, welche sie in dieser neuen Periode seines Lebens bekommen sollte.

Eine der glückseligsten Stunden desselben (wie er in der Folge öfters zu versichern pflegte) war diejenige, worin er die persönliche Bekanntschaft des Archytas machte. Dieser ehrwürdige Greis hatte der Natur, und einer Mässigung, die von seiner Jugend an ein unterscheidender Zug seines Charakters gewesen war, den Vortheil einer Lebhaftigkeit aller Kräfte zu danken, welche in seinem Alter etwas seltenes ist, aber es doch bey den alten Griechen lange nicht so sehr war, als bey den meisten europäischen Völkern unserer Zeit. So abgekühlt die Einbildungskraft unseres Helden war, so konnte er doch nicht anders, als etwas Idealisches in dem Gemische von Majestät und Anmuth, welches sich über die ganze Person dieses liebenswürdigen Alten ausbreitete, zu empfinden; und es desto stärker zu empfinden, je stärker der Absatz war, den dieser Anblick mit allem demjenigen machte, woran sich seine Augen seit geraumer Zeit hatten gewöhnen müssen. — Und warum konnte er nicht anders? — Die Ursache ist ganz einfach: weil dieses Idealische nicht in seinem Gehirne, sondern in dem Gegenstande selbst lag. Stellet euch einen großen stattlichen Mann vor, dessen Ansehn beym ersten Blick ankündiget, daß er dazu gemacht ist, andere zu regieren, und der, ungeachtet seiner silbernen Haare, die Miene hat, vor funfzig Jahren ein sehr schöner Mann gewesen zu seyn. — Ihr erinnert euch ohne Zweifel, dergleichen gesehen zu haben; aber dies ist es noch nicht. — Stellet euch vor, daß dieser Mann in dem ganzen Laufe seines Lebens ein tugendhafter Mann gewesen ist; daß eine lange Reihe von Jahren seine Tugend zu Weisheit gereift hat; daß die unbewölkte Heiterkeit seines Geistes, die Ruhe seines Herzens, die allgemeine Güte, wovon es beseelt ist, das stille Bewußtseyn eines unschuldigen, und mit guten Thaten erfüllten Lebens, sich in seinen Augen und in seiner ganzen Gesichtsbildung mit einer Wahrheit, mit einem Ausdruck von stiller Grösse und Würdigkeit abmalt, dessen Macht man fühlen muß, man wolle, oder nicht. — Dies ist es, was ihr vielleicht noch nicht gesehn habt; dies ist das Idealische, das ich meynte; und wovon Agathon so stark gerührt wurde. Er hatte nichts weiter nöthig, als diesen alten Mann anzusehen, um überzeugt zu seyn, daß er endlich gefunden habe,

was er so oft gewünscht, aber noch nie es gefunden zu haben vermeynt hatte, ohne daß er in der Folge auf eine oder die andere Art seines Irrthums überführt worden wäre, — einen **wahrhaftig weisen Mann**; einen Mann, der nichts zu seyn scheinen wollte, als was er würklich war, und an welchem das scharfsichtigste Auge nichts entdecken konnte, das man anders hätte wünschen mögen. Die Natur schien sich vorgesetzt zu haben, in ihm zu beweisen, daß die Weisheit nicht weniger ein Geschenke von ihr sey, als der Genie; und daß, wofern es gleich der Kunst nicht unmöglich ist, ein schlimmes Naturell zu verbessern, ja wohl gar aus einem Silen (so der Himmel will) einen Socrates zu machen, es dennoch der Natur allein zukomme, diese glückliche Temperatur der Elemente der Menschheit hervorzubringen, welche, unter einem Zusammenfluß eben so glücklicher Umstände, endlich zu dieser vollkommenen Harmonie aller Kräfte und Bewegungen des Menschen, worinn Weisheit und Tugend zusammenfliessen, erhöht werden kann. Archytas hatte niemals weder eine glühende Einbildungskraft noch heftige Leidenschaften gehabt. Eine gewisse Stärke, die den Mechanismus seines Kopfs und seines Herzens charakterisirte, hatte von seiner Jugend an die Würkung der Gegenstände auf seine Seele gemässiget. Die Eindrücke, die er von ihnen bekam, waren deutlich und stark genug, um seinen Verstand mit wahren Bildern zu erfüllen, und die Verwirrung zu verhindern, welche in dem Gehirne derjenigen zu herrschen pflegt, deren allzuschlaffe Fibern nur schwache und matte Eindrücke von den Gegenständen empfangen. Aber sie waren nicht so lebhaft und von keiner so starken Erschütterung begleitet, wie bey denen, welche, durch zärtlichere Werkzeuge und reizbarere Sinnen zu den enthusiastischen Künsten der Musen bestimmet, den zweydeutigen Vorzug einer zauberischen Einbildungskraft und eines unendlich empfindlichen Herzens, theuer genug bezahlen müssen. Archytas hatte es dem Mangel dieses eben so schimmernden als wenig beneidenswerthen Vorzugs zu danken, daß er wenig Mühe hatte, Ruhe und Ordnung in seiner innerlichen Verfassung zu erhalten; daß er, anstatt von seinen Ideen und Empfindungen beherrscht zu werden, allezeit Meister von ihnen blieb; und die Verirrungen des Geistes und des Herzens, von denen das schwärmerische Volk der Helden, Dichter und Virtuosen aus eigener Erfahrung sprechen kann, nur aus fremden Erfahrungen kannte. Daher kam es auch, daß die Pythagoräische Philosophie, in deren Grundsätzen er

erzogen worden war, — eben diese Philosophie, welche in dem Gehirne so vieler andrer zu einem abentheuerlichen Gemische von Wahrheit und Träumerey wurde, — sich durch Nachdenken und Erfahrung in dem seinigen zu einem System von eben so simplen als fruchtbaren und praktischen Begriffen ausbildete; zu einem System, welches der Wahrheit näher zu kommen scheint, als irgend ein andres, welches die menschliche Natur veredelt, ohne sie aufzublähen, und ihr Aussichten in bessere Welten eröffnet, ohne sie fremd und unbrauchbar in der gegenwärtigen zu machen. Ein System, das durch das Erhabenste und Beste, was unsre Seele von Gott, von der Welt und von ihrer eigenen Natur und Bestimmung zu denken fähig ist, ihre Leidenschaften reiniget, ihre Gesinnungen verschönert und (was das wichtigste ist) sie von der tyrannischen Herrschaft dieser pöbelhaften Begriffe befreyet, welche die Seele verunstalten, sie klein, niederträchtig, furchtsam, falsch, und sclavenmäßig machen; jede edle Neigung, jeden grosen Gedanken abschrecken und ersticken, und doch darum nicht weniger von politischen und religiosen Demagogen unter dem größten Theile des menschlichen Geschlechts (aus Absichten, woraus diese Herrn billig ein Geheimniß machen) eifrigst unterhalten werden.

Die zuverlässigste Probe über die Güte der Philosophie des weisen Archytas ist, wie uns däucht, der moralische Charakter, den ihm das einstimmige Zeugniß der Alten beylegt. Diese Probe, es ist wahr, würde bey einem System von metaphysischen Speculationen betrüglich seyn: aber die Philosophie des Archytas war ganz praktisch. Das Exempel so vieler grosen Geister, welche in der Bestrebung über die Grenzen des menschlichen Verstandes hinauszugehen verunglückt waren, hätte ihn in diesem Stücke vielleicht nicht weiser gemacht, wenn er mehr Eitelkeit und weniger kaltes Blut gehabt hätte. Aber so wie er war, überließ er diese Art von Speculationen seinem Freunde Plato, und seine eigenen Nachforschungen über die blos intellectualischen Gegenstände lediglich auf diese einfältigen Wahrheiten ein, welche das allgemeine Gefühl erreichen kann, welche die Vernunft bekräftiget, und deren wohlthätiger Einfluß auf den Wohlstand unsers Privatsystems sowohl, als auf das allgemeine Beste, allein schon genugsam ist, ihren Werth zu beweisen. Von dem Leben eines solchen Mannes läßt sich ganz sicher auf die Güte seiner Denkensart schließen.

X.

Engel.

Johann Jakob Engel war am 11. September 1741 zu Parchim in Meklenburg geboren. Seit seinem neunten Jahre besuchte er die Schule zu Rostock und sodann die dortige Universität, auf welcher er sich besonders den theologischen Wissenschaften widmete. In Leipzig, wohin er sich (1764) von Rostock aus gewandt hatte, legte er sich besonders auf Sprachen und Philosophie, während er sich durch Unterricht, Vorlesungen und Uebersetzungen seinen Unterhalt erwerben mußte. Seitdem er (1776) einem Rufe nach Berlin gefolgt war, lehrte er als Professor am dasigen Joachimsthalschen Gymnasium mit großem Beifall, wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften und beliebter Schriftsteller. Späterhin, als Lehrer des jetzigen Königs, wurde er dessen Vater, Friedrich Wilhelm II, bekannter, und von diesem zum Oberdirektor des Berliner Theaters ernannt, welches Amt er unter vielfachem Verdruß bis 1794 verwaltete, es dann niederlegte und nach Meklenburg ging. Als Friedrich Wilhelm III, sein Zögling, den Thron bestiegen, berief ihn dieser (1798) nach Berlin zurück, und fügte zu dem Gehalt von der Akademie noch einen ansehnlichen Jahrgehalt. Hier lebte er nun im Umgange der ausgezeichnetsten Männer der Hauptstadt, in unermüdeter schriftstellerischer Thätigkeit, und starb endlich auf einer Reise in seiner Vaterstadt Parchim am 28. Juni 1802.

Engels Prosa hat einen hohen Grad von Reinheit, Klarheit, Abglättung und Rundung, so wie der Inhalt seiner Schriften überhaupt einen feinen Beobachter der Menschen, der Verhältnisse, ja des ganzen Zeitalters verräth. Alle diese Vorzüge zeigen sich am anschaulichsten in seinem ganz auf praktische Lebensweisheit hingerichteten Philosoph für die

Welt (1775. ff.), in seinem treffenden und seelenvollen Charaktergemälde Lorenz Stark (1795), dessen Vorbild sein eigner Großvater Brasch, ein reicher Kaufmann und Rathsherr zu Parchim, gewesen zu seyn scheint, und in seinem Fürstenspiegel (1798). Seine sämmtlichen Schriften (Berlin 1801. ff. 12 Bde.)

1. Aus Engel's Philosoph für die Welt.

Traum des Galilei.

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von Viviani, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heissen Sehnsucht nach Freiheit, die ihn einst zu Rom, bei Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: der Geist des Copernikus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl, und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh' er sie gäbe.

Du weißt, fieng er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich

meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medici, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal, und voll innerer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus; wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele daran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafes gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen, und die Welt zu erleuchten! — Elender! und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? — Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet, daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Pallästen, des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das

heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen ließest, als die reinste und heiligste, für die Wahrheit: der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest; mußt du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtetest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unpartheiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie alles an sich reißen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwunderung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — Galilei! sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist Copernikus! rief ich, und schloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon itzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entseelte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, den einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er

führte mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen; denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dies alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in dessen Größe verlor, der dies alles mit allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höheren Begriffen. — Nicht die Gränzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert: noch viele Tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hin schuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannichfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Gesetze stimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, un-

2. Aus Lorenz Stark.

Herr Lorenz Stark galt in ganz H . . . ., wo er lebte, für einen sehr wunderlichen, aber auch sehr vortrefflichen alten Mann. Das Aeußerliche seiner Kleidung und seines Betragens verkündigte auf den ersten Blick die altdeutsche Einfalt seines Charakters. Er ging in ein einfarbiges, aber sehr feines Tuch, grau oder bräunlich, gekleidet; auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stutz, oder wenn's galt, eine wohlgepuderte Troddelperücke; mit seinem kleinen Hute kam er zweimal außer die Mode, und zweimal wieder hinein; die Strümpfe waren mit großer Zierlichkeit über das Knie hinaufgewickelt; und die stark besohlten Schuhe, auf denen ein Paar sehr kleiner, aber sehr hell polirter Schnallen glänzten, waren vorne stumpf abgeschnitten. Von überflüssiger Leinewand vor dem Busen und über den Händen war er kein Freund; sein größter Staat war eine feine Halskrause mit Spitzen.

Die Fehler, deren dieser vortreffliche Mann nicht wenige hatte, und die denen, welche mit ihm leben mußten, oft sehr zur Last fielen, waren so innig mit den besten seiner Eigenschaften verwebt, daß die einen ohne die andern kaum bestehen zu können schienen. Weil er in der That klüger war, als fast Alle, mit denen er zu thun hatte, so war er sehr eigenwillig und rechthaberisch; weil er fühlte, daß man ihm selbst seiner Gesinnungen und Handlungen wegen keinen gegründeten Vorwurf machen könnte, so war er gegen Andre ein sehr freier, oft sehr beschwerlicher Sittenrichter; und weil er, bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit, über keinen Fehler sich leicht erhitzen, aber auch keinen ungeahndet konnte hingehen lassen, so war er sehr ironisch und spöttisch.

In seiner Casse stand es außerordentlich gut; denn er hatte die langen lieben Jahre über, da er gehandelt und gewirthschaftet hatte, den einfältigen Grundsatz befolgt: daß man, um wohlhabend zu werden, weniger ausgeben als einnehmen müsse. Da sein Anfang nur klein gewesen, und er sein ganzes Glück sich selbst, seiner eigenen Betriebsamkeit und Wirthlichkeit schuldig war; so hatte er in frühern Jahren sich nur sehr karg beholfen: aber auch nachher, da er schon längst die ersten Zwanzigtausend geschafft hatte, von denen er zu sagen pflegte, daß sie ihm saurer als sein nachheriger ganzer Reichthum geworden, blieb noch immer der ursprüngliche Geist der Sparsamkeit in seinem Hause herrschend; und dieser war

der vornehmste Grund von dem immer steigenden Wachsthum seines Vermögens.

Herrn Stark waren von seinen vielen Kindern nur zwei am Leben geblieben: ein Sohn, der sich nach dem Beispiel des Vaters der Handlung gewidmet hatte; und eine Tochter. Letztere war an einen der berühmtesten Aerzte des Orts, Herrn Doctor Herbst, verheirathet: einen Mann, der nicht weniger Geschicklichkeit besaß, Leben hervorzubringen, als zu erhalten. Er hatte das ganze Haus voll Kinder, und eben dies machte die Tochter zum Liebling des Alten, der ein großer Kinderfreund war. Weil der Schwiegersohn unfern der Kirche wohnte, die Herr Stark zu besuchen pflegte; so war es ausgemacht, daß er jeden Sonntag bei dem Schwiegersohn aß: und seine Frömmigkeit hätte zuweilen wohl gern die Kirche versäumt, wenn nur seine Großvaterliebe den Anblick so werther Enkel und Enkelinnen hätte versäumen können. Es ging ihm immer das Herz auf, wenn ihm der kleine Schwarm, beim Hereintreten ins Haus, mit Jubelgeschrei entgegensprang, sich an seine Hände und Rockschöße hängte, und ihm die kleinen Geschenke abschmeichelte, die er für sie in den Taschen hatte. Unter dem Tischgebet schweiften zuweilen die Augen der Kleinen umher, und er pflegte ihnen dann leise zuzurufen: Andacht! Andacht! aber der gerade am wenigsten Andacht hatte, war er selbst; denn sein ganzes Herz war, wo seine Augen waren, bei seinen Enkeln.

XI.

v. Thümmel.

Moritz August von Thümmel wurde am 27. Mai 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig geboren. Nachdem er zu Roßleben den ersten Unterricht in den Wissenschaften empfangen, bezog er (1756) die Universität Leipzig, wo er besonders Gellerts Vorlesungen besuchte, und sich an Weiße, Rabener und von Kleist anschloß. Im Jahre 1761 wurde er Kammerjunker bei dem Erbprinzen von Sachsen-Coburg, und nach dem Regierungsantritt dieses Fürsten Geheimer Hofrath, zuletzt (1768) wirklicher Geheimerath und

Minister. Seine Wirksamkeit war für das Land äußerst wohlthätig. In den Jahren 1775 bis 1777 machte er in Gesellschaft seines älteren Bruders eine Reise durch Frankreich und einen Theil Italiens, und vermählte sich nach dem Tode dieses Bruders mit dessen Wittwe. Nachdem er sich (1783) von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, lebte er theils auf dem Familiengute seiner Gattin, theils in Gotha, theils auf Reisen, und bewahrte mit ächter Lebensweisheit unter allen Glückswechseln die Heiterkeit und den Frieden seines Gemüths. Er starb zu Coblenz am 26. Oktober 1817, heiter und sanft, wie er gelebt hatte. Seine Asche wurde nach Coburg geführt, und dort bei dem Dorfe Neuses auf einem Hügel beigesetzt.

Thümmel steht als Dichter und Prosaist auf gleicher Höhe; er ist durchaus anziehend und gedankenreich, und seine Darstellung und Sprache hat eine unbeschreibliche Anmuth und Leichtigkeit. In dem prosaischen komischen Heldengedichte Wilhelmine (1764) wird die idyllische Liebe eines wackern Dorfpfarrers und seiner im Glanz des Hoflebens erzogenen Braut mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit geschildert und erzählt. Sein Hauptwerk aber sind seine Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich (1791. ff.), einer der geistreichsten Romane unserer Literatur, voll ächten Humors, und reich an mannigfaltigen Charakteren, Schilderungen, und anmuthigen, theils rührenden, theils scherzhaften Szenen, worin sich deutsche Gemüthlichkeit und französische Leichtigkeit wunderbar durchdringen. Man vergleiche über ihn: Leben M. A. von Thümmels, von J. E. v. Gruner, Leipz. 1820. Seine sämmtlichen Werke (Leipzig 1812. ff. 6 Bde.)

Aus der Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich.

1.

Ich ergriff geschwind den Rockzipfel meines Führers, um seine Spur nicht zu verlieren, und tappte ihm nun, unsicher

wie in der Nacht, durch die kühle Bergkluft nach, die so im Finstern fortlief, daß ich den Ausgang für noch sehr entfernt hielt, als auf einmal — Gott im Himmel! wie ward mir zu Muthe! — eine Thür vor mir aufsprang, und mir — welch' ein Uebergang von Blindheit zum Licht! — ein Thal — ein unübersehbares und so entzückendes Thal öffnete, daß mein äußerer Mensch durch die heftige Bewegung, in die mein innerer bei diesem unnennbaren überraschenden Anblick verfiel, wie gelähmt davor stand, und mein Puls einige Sekunden stockte, ehe sich meine gen Himmel strebenden Hände erheben, und ein Strom von empfindsamen Thränen dem gepreßten Herzen Luft machen konnte. Ich habe dich oft, freundlich, schön und groß gesehen, mannigfaltige Natur, habe dich in der Pracht deines Schmuckes bewundert, den dir deine Freunde, und aus dem Flitterstaate gehoben, den deine Feinde dir anlegten; aber noch nie hattest du dich mir in deiner höchsten Herrlichkeit — nie zur Anbetung deines unermeßlichen Schöpfers in so unwiderstehlich anlockenden Reizen offenbart, als an diesem glücklichen Abende! Was faselte ich vorhin von Nachschmack des Vergangenen, von der Erinnerung eines Lebens, das hinter uns liegt! Mein Vaterland, die Stadt meiner Geburt sammt den jugendlichen Freuden, die ich jemals genoß — alles war jetzt aus meinem Bewußtseyn verschwunden. Ich fühlte nur das Gegenwärtige, und war ausschließend glücklich in ihm.

Bin ich denn der erste Reisende, der hierher kam? da ich mich keines erinnere, der dieses Elysiums der Provence gedacht hat. Sollte sich denn nie einer diesen Anblick, wie ich ihn genoß, erkauft, erstohlen, oder erschlichen haben, um ihn mit Farben oder mit Worten zu malen? Nein, Eduard, der Glückliche allein vermag es, der ihn, wie ich, als ein Geschenk aus der Hand der erfindungsreichen Freundschaft und als ihre geheimste höchste Gunstbezeigung erhält, — wenn anders die Verzweiflung über die Unzulänglichkeit menschlicher Sprache, die auch in meinen Adern kocht, ihm erlaubt, diesen reinen Abdruck des Himmels zu schildern. Nur ein Mann, der aus der Fülle der Natur ihre rührendsten Stunden zu heben, und aus ihren flüchtig hinduftenden Tageszeiten die Balsamtheile aufzufassen versteht, die am wirksamsten sind, die Quetschungen der Seele zu lindern — nur ein Weiser, der die Sehnen und Fasern des menschlichen Herzens oft und mit Glück entwickelt, und die Einbildungskraft bis in ihre feinsten Blutgänge zergliedert hat, — nur der edle Saint-

Sauveur, der diesen Solitair von Felsen sein nennt, hat zu dem dahinter liegenden Heiligthum allein den Schlüssel. Man muß sein Freund seyn, um auf den Standpunkt dieses magischen Lichtes zu gelangen, in welchem, von allen Bewohnern dieses herrlichen Thales, er allein nur es zu zeigen im Stande ist. Kein menschliches Auge, es schweife und schwebe wo und über was es will, kann mehr Reize auf einmal umfassen, als das meine in dem Augenblicke, da ich, wie von der Erde in den Himmel gehoben, aus dem Felsen trat.

Die Scheibe der Sonne, als wäre sie allein für dieses Thal geschaffen, hing, zu ihrem Untergange geneigt, gerade vor mir. Ein breiter, schäumender, in die Tiefe stürzender Wasserfall schien ihr anzuhängen, und die letzten Goldmassen ihrer heutigen Spende zu übernehmen, um sie in flammenden Körnern über das Abendbrod dieser glücklichen Thalbewohner zu streuen. Die Spitzen der hohen Berge, Träger des blauen Baldachins, der über der Königin schwebte, rötheten sich in ihrem Abglanz, und der Schimmer ihres Heimgangs flog zitternd über die unzähligen Gärten und Lusthäuser, die sich von allen Seiten in den sanftesten Abhang hinunter zogen. Der mit ihrem wallenden Lichte überschwemmte Teppich grünender Triften, der sich, so weit der Blick reichen konnte, in dem Grunde verbreitete, warf, mit den Gruppen ruhender Heerden, in seiner unglaublich sanften Verschmelzung einen Wiederschein in die Höhe, der selbst ein sterbendes Auge noch würde erquickt haben. Die meinigen — ach! wie soll ich dir das Wohlbehagen versinnlichen, in dem sie schwammen! — Alle bessere Empfindungen meiner Seele schienen sich gegen meine Sehnerven zu drängen, und aus ihnen Dank gegen Gott, Freude des Lebens und Zufriedenheit mit der Welt zu saugen. Wie liebt, wie ehrt man sein Selbst in solcher Stimmung! Wie gereinigt fühlt sich das Herz von allen verächtlichen Wünschen, die es in so seligen Augenblicken nicht einmal zu begreifen vermag! O könnte ich den rauhen, schmalen Eingang dieses Berges für mehrere Seelen zu einer so edeln Absicht benuzen, als mein trefflicher Freund durch ihn bei mir einzelnem Kranken erreicht hat! Ich würde seine dahinter ruhenden Geheimnisse durch ein vorgezogenes Tuch so ganz versperren, wie sie es mir bis auf diesen Augenblick waren, und würde euch, meine Freunde und Bekannten, an einem Festtage auf einen Kreis von Rasenbänken um das Amphitheater dieser Steinmasse versammeln, euch, die ihr Stunden lang in euern Schauspielhäusern auf Bretern sitzt,

und dem Zeichen entgegenlauscht, das den Vorhang heben soll, den ihr angähnt. Ach, wie wollte ich euch, indem ich den meinigen aufzöge, durch den Hinblick in diese heiligen Hallen der verklärten Natur erschüttern, und wenn ich mich durch ihn, stärker als es kein Bußprediger, kein Dichter vermag, eurer Herzen bemeistert hätte, euch auf demselben Wege, den das meinige nahm, zurück in euch selbst, in die Gegenden führen, die ihr so wenig besucht habt, als diese — in die Tiefen, wo noch manches Große, Gute und Edle ungeweckt schlummert! Mit welchem Erstaunen würdet ihr bemerken, wie die beiden euch unbekannten Gebiete der natürlichen Zufriedenheit und des sittlichen Gefühls, die ihr durch Künsteleien getrennt habt, zu einem und demselben Reiche gehören! Ihr würdet innigst gerührt mein großes Schauspiel verlassen, würdet nur Ekel an dem Prunk eurer Opern, vorzüglich aber ein reines Herz, durchdrungen von der Wahrheit, mit nach Hause nehmen, die wir zwar alle eingestehen, in dem tollen Beginnen unseres Uebermuths aber täglich und stündlich vergessen — daß der Mensch mit allen Pfauenfedern seines Stolzes und seiner Talente nur ein armseliger Stümper in seinen Nachahmungen und Schilderungen der unerreichbaren Natur, und ein undankbarer Schwächling gegen jenen fühlbaren und doch unbekannten Werkmeister sey, der die Sonne in seiner Gewalt hat, und die Kräfte des Universums leitet, wohin er will. Doch ist es nicht schon eine strafbare Thorheit, das Staubkorn gegen den Unermeßlichen zu wägen, das er, ohne zu achten, wohin es flog, von dem Saume seines Kleides abblies — seines mit jenen Flittern, die wir Sonnensysteme, Sterne und leuchtende Welten nennen, besetzten, ernsten, ewigen Kleides? —

2.

— So geschwind, als dieser Gedanke, war auch der Zaun, der den Grasplatz von dem Park abschnitt, überstiegen. Ich will sie nicht erschrecken, nahm ich mir vor, glaubte auch, ich ginge langsam, kam aber bei allem dem bald genug meinem Gegenstande so nahe, daß ich, bestrahlt vom Lichte, zwar nicht Agathen, aber eine andere menschliche Figur unterscheiden konnte, die sich langsam an einer Urne in die Höhe richtete, und mir kein geringes Grausen erregte, ehe ich bemerkte, daß es der Spender des heutigen Segens — der fromme Mönch war, der mir entgegen trat. „Ach, heiliger Vater,“

sprach ich ihn an, „was macht ihr an diesem einsamen Orte, und welchem Heiligen gilt euer nächtliches Gebet?" — „Einem Unglücklichen, dessen Gebeine hier verscharrt liegen," antwortete er mit ernster Stimme, „der sein schönes Daseyn — die Liebe und herrlichen Verstand seiner Gattin, dem Vorurtheile der Ehre und einem Mörder Preis gab. Auf seinem Grabhügel unter dieser Weinlaube, die noch eine Stunde vor seinem Tode ihn in den Armen seiner Gemahlin umschloß, bitte ich täglich Gott um Vergebung seiner schweren Sünde, und flehe den Allbarmherzigen um die Genesung der schuldlosen Wittwe" — „Ach!" rief ich, „so bin ich denn in dem Garten des armen Grammont? O wie nahe liegt hier Freude und Traurigkeit — wie nahe jene stolze Brautkammer und diese Todtengruft an einander! Ach! laßt mich mit euch beten, lieber Mönch, Hülfe für die traurig getrennte — dauerhaftes Glück für die durch Euch so fröhlich Vereinten erbeten!" Der Mönch ergriff und drückte meine Hand an seine Brust; dann knieten wir beide in andächtiger Eintracht neben dem Monumente des Entleibten nieder, und als wir uns, eine gute Weile nachher, von dieser Todtenfeier erhoben, ich mit thränenden Augen auf-, und über den Garten hinblickte, und es mir schien, als ob der vortretende Mond den Trauerflor von dem Eremitenhäuschen wegzöge, das einst in bessern Tagen der armen Wahnsinnigen so lieb und theuer war, und ich es gern als ein himmlisches Zeichen angesehen hätte, daß unser Gebet erhört sey — deutete ich matt lächelnd dahin. Der gute Mann verstand mich. Wir stiegen von der Anhöhe der Laube, der kleinen glänzenden Hütte zu, und nun, da ich davor stand und mir über dem Eingang die Worte Voltaire's, die Sie, die Erbauerin, zur Aufschrift gewählt hatte, in die Augen fielen — ich mit der Sprache rang, um sie an diesem stillen Orte der Erinnerung noch einmal zu wiederholen, und bei der letzten halben Zeile, est-on seul, on est sage, meinen Begleiter bedeutend anblickte, als wenn ich sagen wollte: Wer kann diese Wahrheit besser fühlen, als ein Mönch! — ach, wie gerührt wurde ich nicht durch seine Antwort! „Wollte Gott," sagte er, „die letzte Hälfte des Spruchs wäre so wahr als die erste! Ach, wer kann denn mehr allein seyn, als die Arme es ist, die ihn hinschrieb? Was hat sie muthlos bis zum Wahnsinne gemacht, als Trennung, — Entfernung und die Unmöglichkeit, ihr verschwundenes Glück wiederzuerlangen? — und sind nicht, mein Herr," indem er mir die Hand drückte, „sind das nicht auch die Grundpfeiler der

Klöster, und bringen sie nicht auch dieselbe Wirkung hervor?" Ich war so verlegen über diese unerwartete Aeußerung eines Dominikaners, daß Gott wissen mag, wie mir zwei Worte, die ich immer für widersprechend gehalten habe: das Glück des abgezogenen Lebens, auf die Zunge geriethen — „das Leben," antwortete der Mönch, „sollte nie von Thätigkeit und erlaubten Genuß abgezogen werden, denn was wäre sonst seine Bestimmung? Wenn dein Widerstand gegen wilde Neigungen nur von der Kette herkommt, die man dir anlegt, wem kann die Ehre davon gebühren, als der Kette? Ach, wie ist das Verdienst der Mönche und Nonnen so geringe! Unendlich ehrwürdiger ist mir der Mann, der in den Wellen des Lebens, wo nicht fest wie ein Fels steht, doch ihnen nur so viele freie Kraft entgegensetzt, daß sie ihn nicht ganz in den Sand spielen. O! ich kenne den Werth der Tugend, die vom Versuchung entfernt ist — verstehe die Lieder der singenden Vögel, die ein Käfich umschließt — Was enthielten die Seufzer meiner Andacht von meinem achtzehnten Jahre an bis in mein funfzigstes? Löset die zärtlich frommen Empfindungen der Nonnen, die nächtlichen Gebete eines Klosterbruders auf, und Ihr werdet erschrecken! Wie kann das Zerreiben eines armen menschlichen Herzens, das aus der Werkstatt der Natur sich als einen unnützen Stein in eine Wüste verworfen fühlt, wie kann es zufrieden seyn, wie könnte es Gott gefallen!

XII.

Jung Stilling.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, einer der liebenswürdigsten Menschen und Schriftsteller, die Deutschland gehabt hat, war geboren am 12. September 1740 zu Im Grund im Fürstenthum Nassau-Siegen, wo sein Großvater Kohlenbrenner, sein Vater aber Schneider und Schulmeister war. In seiner Jugend ergriff er das Schneiderhandwerk, doch trieb ihn sein wißbegieriger und lehrlustiger Sinn bald zu einem Schullehreramt. Zwar gab er dies, da der Versuch mislang, wieder auf, doch wurde er auch nachmals wieder von seinem Handwerk abgerufen, um eine Hauslehrerstelle zu

übernehmen. Sodann studirte er in Strasburg die Arzneiwissenschaft, wo er unter andern auch Göthe's Bekanntschaft machte, der ihm in seinen Schriften (S. Göthe: Aus meinem Leben. Theil 2. S. 378. f. u. S. 489.) ein schönes Denkmal gesetzt hat. Hierauf lebte er als Arzt zu Elberfeld, wurde später Professor an der Cameralschule zu Heidelberg, an welcher er schon seit 1778, als sie noch in Lautern war, gelehrt hatte, zuletzt Großherzogl. Badischer Geheimer Hofrath, als welcher er am 2. April 1817 zu Carlsruhe starb. Er war ein frommer, redlicher, gemüthvoller Mensch, ein seltner Menschenfreund, und ein sehr verdienter Arzt, vor allen ein geschickter Augenarzt. Als solcher hat er mehr als 2000, größtentheils armen Blinden das Gesicht wiedergegeben, und zwar nicht blos unentgeltlich, sondern oft hat er die Armen noch beschenkt und auf seine Kosten im Wirthshause unterhalten. Sein Leben hat er in einem merkwürdigen und dabei höchst anziehenden Buche, das er bis in die kleinsten Züge der Erzählung für lautere, unverfälschte Wahrheit erklärt, beschrieben. Es erschien zuerst unter der Aufschrift: Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft (1777. 3 Thle.), und später fortgesetzt und erweitert, unter dem Haupttitel: Heinrich Stillings Leben (Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, häusliches Leben, Lehrjahre, 1806. 5 Thle.). Außer seinen naturwissenschaftlichen, staatswissenschaftlichen und pietistischen Schriften, verdienen hier noch seine moralischen Romane (Florentin von Fahlendorn, Theodore von der Linden, Herr von Morgenthau, Theobald, das Heimweh) und seine Erzählungen, eine besondere Erwähnung. Unter seinen mystischen Schriften haben seine Scenen aus dem Geisterreiche (1803), seine Theorie der Geisterkunde (1808), und seine Apologie derselben (1809), worin er seine Meinungen über den Verkehr abgeschiedener Geister mit Lebenden aufstellt, die meiste Aufmerksamkeit und den größten Widerspruch erregt.

Aus Heinrich Stillings Leben.

Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling.

Ein altes Herkommen, dessen ich (wie vieler andern) noch nicht erwähnt, war, daß Vater Stilling alle Jahr selbsten ein Stück seines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon acht und vierzig Jahr gethan, und diesen Sommer sollt' es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahr so viel davon neu deckte, soweit das Roggenstroh reichte, das er für dies Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag, und rückte nun mit Macht heran; so daß Vater Stilling anfing, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margrethe und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie entschlossen endlich beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während dem Mittagessen dazu bestimmt.

Margrethe brachte also eine Schüssel Muß, und auf derselben vier Stücke Fleisches, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Ort saßen, und mit wichtiger Mine von ihrer nun Morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studieren, Wissenschaften und Büchern verpicht seyn mochte, so wars ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Vaters, zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld oder gar auf dem Hausdach zu klettern; denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater als Diakonus bei dieser jährlichen Solennität beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrüßlich werden mußte, als er Margrethens und Mariechens Absichten zu begreifen anfing.

Ich weiß nicht, Ebert, sagte Margrethe, indem sie ihre linke Hand auf seine Schultern legte, du fängst mir so an zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur?

„Man wird als alle Tage älter, Margrethe.“

O Herr ja! Ja freilich, alt und steif.

Ja wohl, versetzte Mariechen und seufzte.

Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter, sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge, antwortete der Alte, ich wollte noch wol in die Wette mit dir die Leiter nauf laufen."

Heinrich lachte hart. Margrethe sah wol, daß sie auf dieser Seite die Vestung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

Ach ja, sagte sie, es ist eine besondere Gnade so gesund in seinem Alter zu seyn; du bist, glaube ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?

„In meinem Leben nicht; ich weiß nicht, was Krankheit ist, denn an den Pocken und Rötheln bin ich herumgegangen."

Ich glaube doch, Vater! versetzte Mariechen, ihr seyd wol verschiedene malen vom Fallen krank gewesen; denn ihr habt uns wol erzählet, daß ihr oft gefährlich gefallen seyd.

„Ja, ich bin dreymal tödtlich gefallen."

Und das viertemal, fuhr Margrethe fort, wirst du dich todt fallen; mir ahnt es. Du hast letzthin im Wald das Gesicht gesehen; und eine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht aufs Dach zu lassen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Kühe gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu mir den Gefallen und laß jemand anders das Haus decken, du hasts ja nicht nöthig.

„Margrethe! — kann ich oder jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich hab das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsere Nachbarin kann auch diese Vorgeschicht gehört haben. Ist dieses gewiß? wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beschlossen hat? Hat er beschlossen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werd' ich armer Dummkopf von Menschen! das wol vermeiden können? und gar wenn ich mich todt fallen soll, wie werd ich mich hüten können? Gesetzt ich bliebe vom Dach, kann ich nicht heut oder morgen da in der Straßen einen Karren Holz losbinden wollen, draufsteigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margrethe! laß mich in Ruh; ich werde so ganz grade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd' ichs willkommen heißen."

Margrethe und Mariechen sagten noch ein und das andere: aber er achtete nicht drauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens standen sie frühe auf, und der alte Stilling fing an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er dann diesen Tag auch hübsch fertig wurde; so daß sie des folgenden Tages schon anfingen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen, mit einem Wort, das Dach ward fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; ausser daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es gingen wol noch acht Tage über, ehe es ihm einfiel, dies letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs Morgens stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, ging im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was suchte. Seine Leute verwunderten sich, und fragten ihn, was er suche? Nichts, sagte er. Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch habe ich keine Ruhe, ich kann nirgend still seyn, als wenn etwas in mir wäre, das mich triebe; auch spür ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne. Margrethe rieth ihm, er sollte sich anziehen und mit Heinrichen nacher Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frauen und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dach zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese, gewiß treu gemeinte Ermahnungen der Seinigen, bestand darin: Er wollte da auf den Kirschbaum steigen, und sich noch einmal recht satt Kir-

schen essen. Es war nemlich ein Baum, der hinten im Hof stand, und sehr spät, aber desto vortreflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wol in zehen Jahren auf keinem Baume gewesen. Nun dann! sagte Margrethe, du mußt nun vor diese Zeit in die Höh, es mag kosten, was es wolle. Eberhard lachte und antwortete: Je höher, je näher zum Himmel! Damit ging er zur Thür hinaus, und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fing an, aß Kirschen, und warf Heinrichen zuweilen ein Aestchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! sagte die ehrliche Frau, heb mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die unterste Aeste fassen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann. Es gerieth, sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich, und sagte: das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler. Da saßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Aesten des Kirschbaumes, und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorf war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, ging und hatte einen Haken, um Rasen damit abzuschälen. Er ging des Endes oben ans Ende des Hofs an den Wald; Heinrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: Sieh, welch eine Schlafkappe! — Heinrich fuhr in einander, und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wol gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

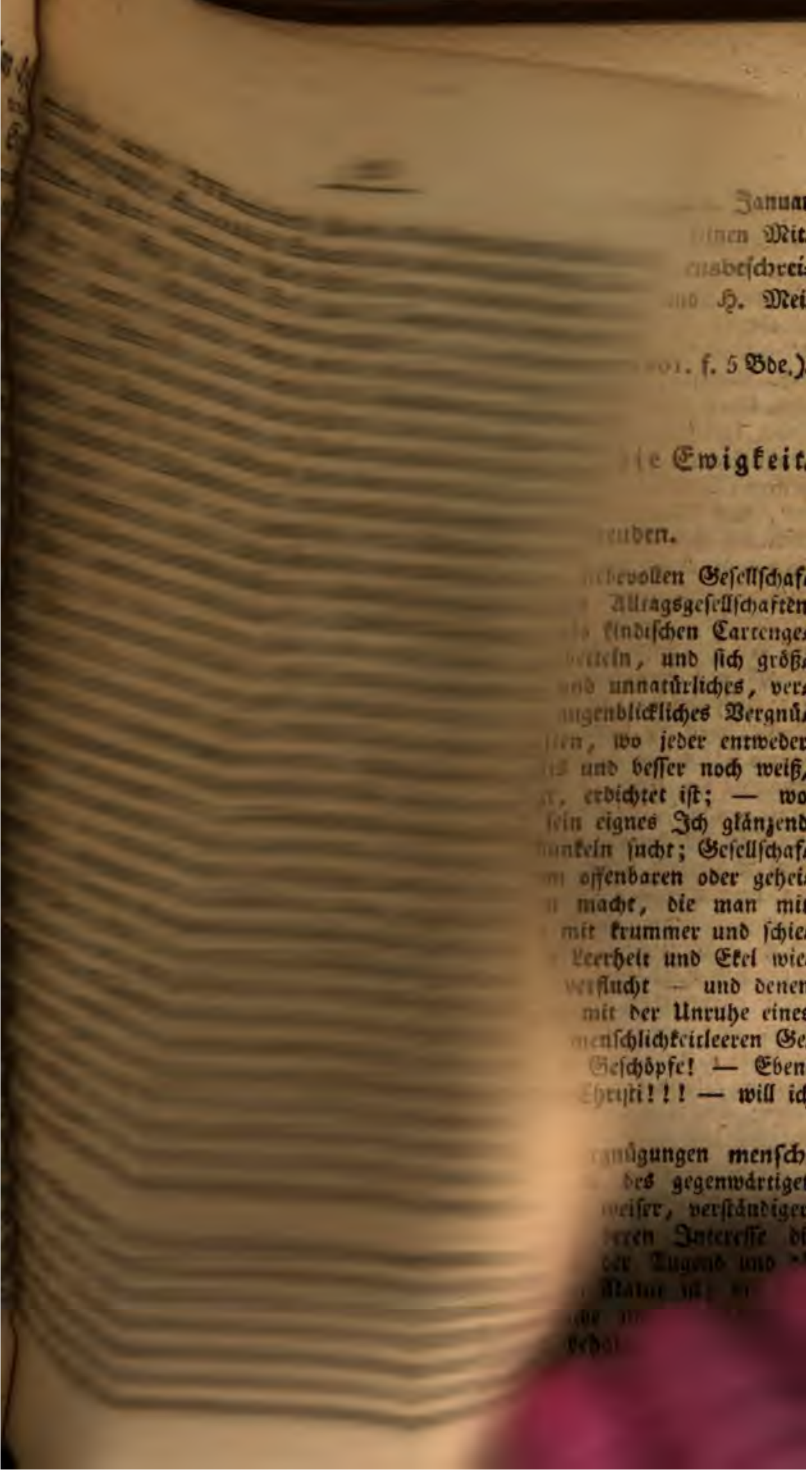
Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen, indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, vor seinen Augen wars schwarz wie die Nacht. Lang hingestreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Mar-

grethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die Seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rung die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margrethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Brust gefallen, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach! mein Vater! mein Vater! Heinrich saß zu seinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbaren waren indessen hinzugekommen; vergossen Alle Thränen, denn er war allgemein beliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht; sie hatte ihre beste Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus, und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sey, aber doch sein Tod binnen dreyen Tagen gewiß seyn würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammengerufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freytags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde

chen essen. Es war nemlich ein Baum, der hinten im
tand, und sehr spät, aber desto vortreflichere Früchte
Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen
all, denn er war wol in zehen Jahren auf keinem B
ewesen. Nun dann! sagte Margrethe, du mußt nun
iese Zeit in die Höh, es mag kosten, was es wolle.
ard lachte und antwortete: Je höher, je näher zum
nel! Damit ging er zur Thür hinaus, und Heinrich
hm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Bau
ine Arme und die Knie, und kletterte hinauf bis ob
tzte sich in eine Furke des Baumes, fing an, aß
nd warf Heinrichen zuweilen ein Aestchen herab.
he und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! sagte
che Frau, heb mich ein wenig, Mariechen, daß ic
nterste Aeste fassen kann, ich muß da probieren, ob
och hinauf kann. Es gerieth, sie kam hinauf.
h herab und lachte herzlich, und sagte: das heißt
ngt werden, wie die Adler. Da saßen beide ihr
raukopfe in den Aesten des Kirschbaumes, und
nmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend
ar Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder
ng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemli
nterhalb dem Dorf war. Eine Stunde hernach
berhard herab, ging und hatte einen Hafen
mit abzuschälen. Er ging des Endes oben an
ofs an den Wald; Heinrich blieb gegen dem
ter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberh
tte einen großen Rasen um den Kopf hangen
Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und
lch eine Schlafkappe! — Heinrich fuhr in
Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat
l gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen
gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Ra
auf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzch
auf sah, hörte er ein Gepolter; er sah
gen wars schwarz wie die Nacht. Lang hin
theure, liebe Mann unter der Last
nde vor der Brust gefalten; die Augen
pperten und alle Glieder bebten, wie ein
Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern
Arme aus, und lief wie ein Rasender
erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Ja


Januar
inen Mit
nsbeschrei
nd H. Mei

01. f. 5 Bde.)

ie Ewigkeit

euden.

ebevollen Gesellschaf
Alltagsgesellschaften
s kindischen Cartenge
eteln, und sich größ
nd unnatürliches, ver
ugenblickliches Vergnü
ien, wo jeder entweder
is und besser noch weiß,
, erdichtet ist; — wo
sein eignes Ich glänzend
unkeln sucht; Gesellschaf
m offenbaren oder gehei
 macht, die man mi
mit krummer und schie
Leerheit und Ekel wie
erflucht — und dener
mit der Unruhe eines
enschlichkeitleeren Ge
Geschöpfe! — Eben
hristi!!! — will ic

gnügungen mensch
des gegenwärtige
weiser, verständige
eren Interesse d
der Tugend und
Natur ist
ehe
gehö

schen essen. Es war nemlich ein Baum, der hinten im Hof stand, und sehr spät, aber desto vortreflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wol in zehen Jahren auf keinem Baume gewesen. Nun dann! sagte Margrethe, du mußt nun vor diese Zeit in die Höh, es mag kosten, was es wolle. Eberhard lachte und antwortete: Je höher, je näher zum Himmel! Damit ging er zur Thür hinaus, und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fing an, aß Kirschen, und warf Heinrichen zuweilen ein Aestchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! sagte die ehrliche Frau, heb mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die unterste Aeste fassen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann. Es gerieth, sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich, und sagte: das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler. Da saßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Aesten des Kirschbaumes, und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorf war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, ging und hatte einen Haken, um Rasen damit abzuschälen. Er ging des Endes oben ans Ende des Hofs an den Wald; Heinrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: Sieh, welch eine Schlafkappe! — Heinrich fuhr in einander, und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wol gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen, indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, vor seinen Augen wars schwarz wie die Nacht. Lang hingestreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Mar-

grethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die Seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rung die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margrethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Brust gefallen, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach! mein Vater! mein Vater! Heinrich saß zu seinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbaren waren indessen hinzugekommen; vergossen Alle Thränen, denn er war allgemein beliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht; sie hatte ihre beste Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus, und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sey, aber doch sein Tod binnen dreyen Tagen gewiß seyn würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammenberufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freytags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde

blaulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zusammen. Margrethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkele; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch stille. So saßen sie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Cathrine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stand. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! — Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bette, schluchsten und weinten. Heinrich stand da, und ergriff seinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer der tief seufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz stille; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margrethe Stillings hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Cathrinen rufen hörte, stand sie auf, ging ans Bett, und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war von Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen, und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sunken im Bett auf die Knie und beteten in der Stille. Nun kam der letzte Herzensstoß, der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margrethe faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: **Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder.** So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Baare; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer wunderlicher Mann bekannt, allein ausser dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben! und der Text zur Leichenrede war: **Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!**

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen der Kirchthür über, da wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein Paar Täubchen einsam hin, girren, und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

XIII.

L a v a t e r.

Johann Kaspar Lavater ragt unter den ausgezeichneten Geistern des achtzehnten Jahrhunderts noch mehr durch das, was er war, als durch das, was er leistete, hervor. Er wurde am 15. November 1741 zu Zürich geboren, wo sein Vater als Arzt und rechtlicher Bürger in Achtung stand. Sein früh unterdrückter und eingeschüchterter Geist nahm schon im Knabenalter die Richtung aufs Religiöse und auf Gott; Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß. Nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt für den geistlichen Stand, seinen wahrhaften innern Beruf, vorbereitet, reiste er (1763) über Leipzig und Berlin zu Spalding nach Barth in Schwedisch-Pommern, um im Umgange dieses ehrwürdigen Gottesgelehrten seine Bildung zum geistlichen Stande zu vollenden. Nachdem er daselbst einige sehr lehrreiche Monate unter theologischen Studien verlebt hatte, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er fortan blos freund-

schaftlichem Umgange, biblischen Studien und poetischen Versuchen verlebte. Seine herrlichen Schweizerlieder (Bern 1767) und seine, freilich oft zu weit ins Gebiet schwärmerischer Ahnung sich verlierenden, Aussichten in die Ewigkeit (Zürich 1768. f. 4 Bde.) begründeten seinen Ruhm und verschafften ihm eine große Zahl von Verehrern. Mit seiner Anstellung als Diakonus an der Waisenhauskirche zu Zürich (1769.) eröffnete sich ihm ein neuer und schöner Wirkungskreis. Er wurde sehr bald der Liebling seiner Gemeinde und recht eigentlich Mann des Volkes, während seine Predigten (seit 1772) ihm auch im Auslande einen zahlreichen Leserkreis erwarben. Doch das meiste Aufsehn machten seine Physiognomischen Fragmente (1775 f. 4 Bde. mit Kupferstichen), die Frucht vieljähriger Studien und einer lange geübten Beobachtung der Menschen, ihrer Charaktere, Gemüthsarten und Gesichtszüge. Beruhen diese Versuche, den innern Charakter der Menschen aus ihrer Gesichtsbildung zu entwickeln und zu errathen, gleich nicht auf wahrhaft wissenschaftlichem Grunde, noch auf tiefer Forschung, so bleiben sie doch ein Schatz tiefer Beobachtungen und geistreicher Ahndungen, und von Seiten der Sprache und der ergreifenden, lebendig anschaulichen Darstellung höchst ausgezeichnet. Seine zahlreichen erbaulichen und theologischen Schriften und Dichtungen, in denen sich überall eine Neigung und Richtung zum Uebernatürlichen, Wunderbaren und Geheimnißvollen kund that, erhöhten indeß seinen Ruf immer mehr, und verschafften ihm eine allgemeine Verehrung in ganz Deutschland. Nachdem er im Jahre 1778 Diakonus an der Peterskirche zu Zürich geworden war, erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Bremen, den er aber aus Liebe zu seiner Vaterstadt ablehnte, die ihn hierauf noch in demselben Jahre (1786) zum Pfarherrn an der Peterskirche ernannte. Nachdem er durch seine religiösen Schriften viele zu einem gottseligen Leben erweckt, und in der letzten stürmischen Zeit seinem Vaterlande die größten Dienste geleistet, starb er nach einer langen leidenvollen Krankheit, welche ihm die meuchlerische Hand

eines französischen Soldaten zugezogen hatte, am 2. Januar 1801, fromm und sanft, und tief betrauert von seinen Mitbürgern. Vergl. die von G. Geßner verfaßte Lebensbeschreibung Lavaters (Zürich 1802. f. 3 Bde.), und H. Meister's Biographische Skizze (Zürich 1802.).

Lavaters nachgelassene Schriften (Zürich 1801. f. 5 Bde.).

---

1. Aus Lavater's Aussichten in die Ewigkeit.

Von den gesellschaftlichen Freuden.

Ich rede von weisen, mächtigen und liebevollen Gesellschaften — nicht von den faden, seelenlosen Alltagsgesellschaften müßiger Leute, die von einem mehr als kindischen Cartengemisch Stoff zu ihren Unterhaltungen erbetteln, und sich größtentheils nur durch künstlichen Zwang und unnatürliches, verstelltes Wesen ein frostiges, seichtes, augenblickliches Vergnügen erarbeiten müssen; von Gesellschaften, wo jeder entweder nur das sagt, was der andere bereits und besser noch weiß, oder wo das, was er ihm Neues sagt, erdichtet ist; — wo jeder nur sich hervorzudrängen, nur sein eignes Ich glänzend zu machen, und alles um sich zu verdunkeln sucht; Gesellschaften, die bald ein jedes Mitglied zum offenbaren oder geheimen Tummelplatz seiner Leidenschaften macht, die man mit unruhigen Herzen besucht, denen man mit krummer und schiefer Seele beywohnt, und die man mit Leerheit und Ekel wieder verläßt, — heute verachtet und verflucht — und denen man Morgen oder Uebermorgen wieder mit der Unruhe eines Besessenen zurennt .... von diesen menschlichkeitleeren Gesellschaften — vernünftig seyn sollender Geschöpfe! — Ebenbilder Gottes!! Jünger und Miterben Christi!!! — will ich freylich nun kein Wort mehr sagen.

Ich rede von den Freuden und Vergnügungen menschlicher, freundschaftlicher Gesellschaften des gegenwärtigen Lebens; — Ich rede von Gesellschaften weiser, verständiger, erfahrner und rechtschaffner Menschen, deren Interesse die Wahrheit, deren Zweck die Ausbreitung der Tugend und die wahre Vervollkommnung der menschlichen Natur ist; die ihre innere Würde erkennen, ihre persönliche und gesellschaftliche Bestimmung immer vor dem Auge behalten; die als Ge-

schöpfe Gottes, als Sachwalter und Repräsentanten Christi, in Einfalt und Unschuld, mit Weisheit und Freyheit, heiter und ruhig, vor dem Angesicht ihres gemeinschaftlichen, innigstgeliebten himmlischen Vaters und in dem Namen Jesu Christi zusammen kommen, das Reich der Gottheit zu erweitern, Angelegenheiten der Menschlichkeit zu besorgen; Allem, was ehrbar, tugendhaft, gut, löblich heißt, auf- und fortzuhelfen, und allem schädlichen Irrthum, allen Lastern, und allem, was Laster befördert und erleichtert, weislich ausgedachte, unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen — O mit welchem heitern, klopfenden, freudenvollen Herzen, mit welchem sanften, von Menschlichkeit überfliessendem Auge, das den Himmel und den Herrn des Himmels mit der Ruhe und der Hoffnung eines Kindes Gottes ansehen kann, eilen wir in solche Gesellschaften! — Mit welchen Empfindungen von der Erhabenheit unserer Natur, welchem Bewußtseyn, daß wir itzt der Gottheit gefallen, und eine Stunde unsers fliehenden Lebens auf eine kluge und würdige Weise benutzen, wohnen wir einer solchen Gesellschaft bey! Wie sehr wird da das Beßte, was die Erde hat, das, was der Himmel so gern zu seinem Eigenthum haben möchte, — der Mensch, der Mensch, genossen! — Und, o welch ein Genuß — der so wenig gesuchte, uns so nahe gelegte, so leicht mögliche, so unentbehrliche, so beseeligende Menschengenuß! wenn eines Bruders, einer Schwester heller Verstand den meinigen erleuchtet, und von dem meinigen erleuchtet wird; wenn unsere Herzen einander erwärmen; unsere Liebe zum Beßten anwesender, abwesender, zukünftiger, noch nicht geborner Menschen zusammenfließt, und Eine große, weitleuchtende und erwärmende Flamme wird; wenn jeden Augenblick unsere Seele andere Seelen genießt, und von andern genossen wird; wenn jeder reicher an Erkenntniß und Weisheit, an Kraft und Liebe; jeder vollkommner, menschlicher, mehr existirend, lebendiger, wesenreicher, Gottähnlicher wieder nach Hause kehrt, als er ausgegangen war? —

Welche wahre, erhabne, würdige, dauerhafte Freuden gewähren uns solche Gesellschaften bey allen ihren Unvollkommenheiten schon in dem gegenwärtigen Leben!

O du wenig gekannte, du beste aller Freuden, — Menschenfreude! du Freude, du Seligkeit Gottes — welche überirdische, mit unserer ganzen Natur und mit der ganzen Welt, und allen Offenbarungen und Stimmen der Gottheit innigst und ewig harmonirende Freude bist du? — Wie wenig ist

derjenige — Mensch, der die Freude des Menschengenusses nicht kennt, nicht zu schätzen und zu nutzen weiß!

Freundschaft — was ist sie anders, als Menschenfreude? Freund, was anders, als ein Erfreuender? —

Wer die reinen edeln Seelerweiternden Freuden der wahren, uneigennützigen, geniessenden und genossenen Freundschaft würdig und nach der Wahrheit zu beschreiben fähig wäre, — der könnte uns die gesellschaftlichen Freuden des zukünftigen Lebens zwar nicht würdig, zwar nur sehr schwach vorstellen, aber sie dennoch verlangenswürdig genug machen.

---

2. Aus Lavater's Physiognomischen Fragmenten.

Brutus.

Welche Kraft ergreift dich mit diesem Anblicke! Schau die unerschütterliche Gestalt! Diesen ausgebildeten Mann, und diesen zusammen geknoteten Drang. Sieh das ewige Bleiben und Ruhen auf sich selbst. Welche Gewalt und welche Lieblichkeit! Nur der mächtigste und reinste Geist hat diese Bildung ausgewürkt.

Eherner Sinn ist hinter der steilen Stirne befestigt, er packt sich zusammen, und arbeitet vorwärts in ihren Höckern, jeder, wie die Buckeln auf Fingals Schild, von heischendem Schlacht- und Thatengeiste schwanger. Nur Erinnerung von Verhältnissen großer Thaten ruht in den Augenknochen, wo sie durch die Naturgestalt der Wölbungen zu anhaltendem mächtig würksamen Antheil zusammen gestrengt wird. Doch ist für Liebe und Freundschaft in der Fülle der Schläfe ein gefälliger Sitz überblieben — Und die Augen! dahin blickend. Als des Edlen, der vergebens die Welt ausser sich sucht, deren Bild in ihm wohnt, zürnend und theilnehmend. Wie scharf und klug das obere Augenlied; wie voll, wie sanft das untere! Welche gelinde kraftvolle Erhabenheit der Nase! Wie bestimmt die Kuppe, ohne fein zu seyn, und die Größe des Nasenloches und des Nasenläppchens, wie lindert sie das Angespannte des Uebrigen! Und eben in diesen untern Theilen des Gesichts wohnt eine Ahndung, daß dieser Mann auch Sammlung gelassener Eindrücke fähig sey. In der Ableitung des Muskels zum Munde herab schwebt Geduld, in dem

Munde ruht Schweigen, natürliche liebliche Selbstgelassenheit, die feinste Art des Trutzes. Wie ruhig das Kinn ist, und wie kräftig ohne Gierigkeit und Gewaltsamkeit sich so das Ganze schließt!

Betrachte nun den äußern Umriß! Wie gedrängt markig! und wiederholt die Ehernheit der Stirne, die Würksamkeit des Augenknochens, den gefällig festen Raum an der Seite des Auges, die Stärke der Wangen, die Fülle des Mundes, und des Kinns anschließende Kraft.

Ich habe geendigt, und schaue wieder, und fange wieder von vornen an.

Mann verschlossener That! langsam reifender, aus tausend Eindrücken zusammen auf Einen Punkt gewürkter, auf Einen Punkt gedrängter That! In dieser Stirne ist nichts Gedächtniß, nichts Urtheil, es ist ewig gegenwärtiges, ewig würkendes, nie ruhendes Leben, Drang und Weben! Welche Fülle in den Wölbungen aller Theile! wie angespannt das Ganze! Dieses Auge faßt den Baum bey der Wurzel.

Ueber allen Ausdruck ist die reine Selbstigkeit dieses Mannes. Beym ersten Anblicke scheint was verderbendes dir entgegen zu streben. Aber die treuherzige Verschlossenheit der Lippen, die Wangen, das Auge selbst! — Groß ist der Mensch, in einer Welt von Großen. Er hat nicht die hinlässige Verachtung des Tyrannen, er hat die Anstrengung dessen, der Widerstand findet, dessen, der sich im Widerstande bildet; der nicht dem Schicksale, sondern großen Menschen widerstrebt; der unter großen Menschen geworden ist. Nur ein Jahrhundert von Trefflichen konnte den trefflichsten durch Stufen hervorbringen.

Er kann keinen Herrn haben, kann nicht Herr seyn. Er hat nie seine Lust an Knechten gehabt. Unter Gesellen mußt' er leben, unter Gleichen und Freyen. In einer Welt voll Freyheit edler Geschöpfe würd' er in seiner Fülle seyn. Und daß das nun nicht so ist, schlägt im Herzen, drängt zur Stirne, schließt den Mund, bohrt im Blicke! Schaut hier den gordischen Knoten, den der Herr der Welt nicht lösen konnte.

XIV.

Herder.

Johann Gottfried (von) Herder, einer der vielseitigsten und geistreichsten Schriftsteller Deutschlands, wurde am 25. August 1744 zu Morungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater unterster Lehrer an der kleinen Stadtschule war. Unter dem Druck ungünstiger Umstände entwickelte sich sein Geist mit unglaublicher Kraft, blos unterstützt durch den Unterricht des dortigen Predigers Trescho. Fast ohne alle Aussichten, seinen Lieblingsstudien leben zu können, folgte er (1762) der Einladung eines russischen Wundarztes, der ihn nach Petersburg führen wollte. Doch unterwegens ward er in Königsberg mit Männern bekannt, die seine Talente zu würdigen wußten, und, um diesen eine höhere Ausbildung zu verschaffen, ihm eine Lehrerstelle am Friedrichskollegium ausmittelten. Von nun an entschied er sich für die Theologie, wurde Zuhörer Kant's, und drang zugleich in die Tiefen der Philosophie und Naturwissenschaft wie in das Gebiet der Geschichte, Völker- und Sprachkunde ein. Im Jahr 1765 wurde er als Prediger und Rektor der Domschule nach Riga berufen, welche Stelle er mit dem entschiedensten Beifall verwaltete, bis er die Einladung erhielt, den Prinzen von Holstein-Eutin auf einer Reise durch Frankreich und Italien zu begleiten (1768). Zwar nöthigte ihn ein Augenübel in Strasburg zurückzubleiben, doch machte er daselbst die Bekanntschaft Göthe's, die für sein ganzes Leben entscheidend wurde. Sein schriftstellerischer Ruf, den er sich durch seine Fragmente über die neuere deutsche Literatur (1767) und durch die Kritischen Wälder (1768) erworben, verschaffte ihm die Stelle eines Superintendenten und Hofpredigers in Bückeburg (1770). Als er in der Folge einen Ruf als Professor der Theologie nach Göttingen

erhalten und bereits angenommen hatte, löste sich plötzlich diese Aussicht in Nichts auf, und aus der dringenden Verlegenheit rettete Herdern nur ein neuer Ruf, den er (durch Göthe's Vermittelung) als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberkonsistorialrath, nach Weimar erhielt (1776). Hier lebte er von nun an im Umgang der ausgezeichnetsten Geister und in dem glücklichsten Wirkungskreise seiner ausgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit. Im Jahre 1789 ward er Vicepräsident des Konsistoriums, und 1801 von dem Kurfürsten von Baiern in den Adelstand erhoben. Sein rastlos thätiges Leben endete am 18. Dezember 1803 an völliger Entkräftung.

Herder ist an Vielseitigkeit wohl von keinem unserer ausgezeichneteren Schriftsteller übertroffen worden; er war Philosoph, Geschichtschreiber, Theolog, Alterthumsforscher, Kunstkritiker und Dichter zugleich, und hat in jedem dieser verschiedenen Gebiete auf sein Zeitalter entscheidend eingewirkt. Mit wie viel Geist er das Morgenland und besonders die alten hebräischen Dichtungen aufzufassen wußte, beweisen seine Schriften über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts (1774) und den Geist der hebräischen Poesie (1782); seinen feinen Sinn für das klassische Alterthum bekunden seine gelungenen Verdeutschungen griechischer lyrischer Gedichte, und mit welcher Liebe er auch das Mittelalter umfaßte, ergiebt sich daraus, daß er dessen Hymnen, Legenden und Volkslieder durch meisterhafte Uebersetzungen und Nachbildungen in die Lesewelt einzuführen suchte. Aber auch in seinen eignen Liedern, Dichtungen, Parabeln und Erzählungen hat er sich als einen zarten, tieffühlenden Geist gezeigt, der die glühende Bilderfülle des Orients mit griechischer Kunstform und mit deutscher Innigkeit und Gemüthlichkeit zu vereinigen wußte. Nicht minder bedeutend trat er als philosophischer Denker unter seinem Volke auf. Während er in einzelnen trefflichen, theils philosophischen, theils ästhetischen Abhandlungen, die in den Zerstreuten Blättern (1785, ff. 6 Bde.) und in der Adrastea (1801, ff. 5 Bde.) gesammelt sind, sich als feinen Kenner

und Beurtheiler des Wahren und Schönen in Leben, Wissenschaft und Kunst bewies, schuf er sein Hauptwerk, die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (1784—94.), in welchem alle Stralen seines Geistes wie in einem Mittelpunkte sich vereinigen, und das durch Gedanken und geistreiche Darstellung sich den klassischen Werken unserer Literatur anreiht, und als solches wohl auch zur Nachwelt übergehen wird. Seine sämmtlichen Werke, herausgegeben von Heyne, J. G. und Joh. Müller, Tübingen 1806. ff. 36 Bde.

Vergl. über ihn: Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders, von Mar. Carol. v. Herder, herausgegeben durch J. G. Müller. Stuttgart 1820, 2 Thle.

---

1. Aus Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Es wird der sonderbare Widerspruch klar, in dem sich der Mensch zeiget. Als Thier dienet er der Erde und hangt an ihr als seiner Wohnstäte; als Mensch hat er den Samen der Unsterblichkeit in sich, der einen andern Pflanzgarten fodert. Als Thier kann er seine Bedürfnisse befriedigen und Menschen, die mit ihnen zufrieden sind, befinden sich sehr wohl hienieden. Sobald er irgend eine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk; das Edelste ist auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinste hat selten Bestand und Dauer gewonnen: für die Kräfte unsers Geistes und Herzens ist dieser Schauplatz immer nur eine Uebungs- und Prüfungsstäte. Die Geschichte unsers Geschlechts mit ihren Versuchen, Schicksalen, Unternehmungen und Revolutionen beweiset dies sattsam. Hie und da kam ein Weiser, ein Guter und streuete Gedanken, Rathschläge und Thaten in die Fluth der Zeiten; einige Wellen kreiseten sich umher, aber der Strom riß sie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edeln Absichten sank zu Grunde. Narren herrschten über die Rathschläge der Weisen und Verschwender erbten die Schätze des Geistes ihrer sammlenden Eltern. So wenig das Leben des Menschen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet ist: so wenig ist die runde, sich immer bewegende Erde eine Werkstäte bleibender Kunstwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Lustschloß ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen: jeder

Augenblick bringt tausende her und nimmt tausende hinweg von der Erde: sie ist eine Herberge für Wandrer, ein Irrstern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Thier lebt sich aus und wenn es auch höhern Zwecken zu Folge sich den Jahren nach nicht auslebet: so ist doch sein innerer Zweck erreicht; seine Geschicklichkeiten sind da und es ist, was es seyn soll. Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde: denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren Organisationen ist zugleich das unausgebildetste in seiner eignen neuen Anlage, auch wenn er lebenssatt aus der Welt wandert. Die Ursache ist offenbar die, daß sein Zustand, der letzte für diese Erde, zugleich der erste für ein anderes Daseyn ist, gegen den er, wie ein Kind in den ersten Uebungen hier erscheinet. Er stellet also zwo Welten auf einmal dar; und das macht die anscheinende Duplicität seines Wesens.

Der Ausdruck des Leibnitz, daß die Seele ein Spiegel des Weltalls sey, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pfleget; denn auch die Kräfte eines Weltalls scheinen in ihr verborgen und sie bedarf nur einer Organisation oder eine Reihe von Organisationen, diese in Thätigkeit und Uebung setzen zu dürfen. Der Allgütige wird ihr diese Organisationen nicht versagen und er gängelt sie als ein Kind, sie zur Fülle des wachsenden Genusses, im Wahn eigen erworbener Kräfte und Sinne allmählich zu bereiten. Schon in ihren gegenwärtigen Fesseln sind ihr Raum und Zeit leere Worte: sie messen und bezeichnen Verhältnisse des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit hinaus ist, wenn es in seiner vollen innigen Freude wirket. Um Ort und Stunde deines künftigen Daseyns gieb dir also keine Mühe; die Sonne, die deinen Tage leuchtet, misset dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft, und verdunkelt dir so lange alle himmlischen Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt: die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagest und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. —

Sie selbst wird nicht mehr seyn, wenn du noch seyn wirst und in andern Wohnplätzen und Organisationen Gott und seine Schöpfung geniessest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisation, in der

du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie: sie hat kein Anrecht an dich: mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

Wie der Mensch, der auf die Welt kommt, nichts weiß; er muß, was er wissen will, lernen: so lernt ein rohes Volk durch Uebung für sich oder durch Umgang von andern. Nun hat aber jede Art der menschlichen Kenntnisse ihren eignen Kreis d. i. ihre Natur, Zeit, Stelle und Lebensperiode: die griechische Cultur z. B. erwuchs nach Zeiten, Orten und Gegenständen und sank mit denselben. Einige Künste und die Dichtkunst gingen der Philosophie zuvor: wo die Kunst oder die Rednerei blühte, durfte nicht eben auch die Kriegskunst oder die patriotische Tugend blühen; die Redner Athens bewiesen ihren größten Enthusiasmus, da es mit dem Staat zu Ende ging und seine Redlichkeit hin war.

Aber das haben alle Gattungen menschlicher Aufklärung gemein, daß jede zu einem Punkt der Vollkommenheit strebet, der, wenn er durch einen Zusammenhang glücklicher Umstände hier oder dort erreicht ist, sich weder ewig erhalten noch auf der Stelle wiederkommen kann, sondern eine abnehmende Reihe anfängt. Jedes vollkommenste Werk nämlich, sofern man von Menschen Vollkommenheit fodern kann, ist ein Höchstes in seiner Art; hinten ihm sind also blos Nachahmungen oder unglückliche Bestrebungen, es übertreffen zu wollen, möglich. Als Homer gesungen hatte, war in seiner Gattung kein zweiter Homer denkbar; jener hatte die Blüthe des epischen Kranzes gepflückt und wer auf ihn folgte, mußte sich mit einzelnen Blättern begnügen. Die griechischen Trauerspieldichter wählten sich also eine andere Laufbahn: sie aßen, wie Aeschylus sagt, vom Tisch Homers, bereiteten aber für ihr Zeitalter ein anderes Gastmal. Auch ihre Periode ging vorüber: die Gegenstände des Trauerspiels erschöpften sich und konnten von den Nachfolgern der größesten Dichter nur verändert d. i. in einer schlechtern Form gegeben werden, weil die bessere, die höchstschöne Form des griechischen Drama mit jenen Mustern schon gegeben war. Troz aller seiner Moral konnte Euripides nicht mehr an Sophokles reichen, geschweige

daß er ihn im Wesen seiner Kunst zu übertreffen vermocht hätte und der kluge Aristophanes wählte daher eine andere Laufbahn. So war's mit allen Gattungen der griechischen Kunst und wird unter allen Völkern also bleiben; ja daß die Griechen in ihren schönern Zeiten dieses Naturgesetz einsahn und ein Höchstes durch ein noch Höheres nicht zu überstreben suchten, das eben machte ihren Geschmack so sicher und die Ausbildung desselben so mannichfaltig. Als Phidias seinen allmächtigen Jupiter erschaffen hatte, war kein höherer Jupiter möglich; wohl aber konnte das Ideal desselben auch auf andere Götter seines Geschlechts angewandt werden und so erschuf man jedem Gott seinen Charakter: die ganze Provinz der Kunst ward bepflanzet.

Arm und klein wäre es also, wenn wir unsre Liebe zu irgend einem Gegenstande menschlicher Cultur der allwaltenden Vorsehung als Regel vorzeichnen wollten, um dem Augenblick, in welchem er allein Platz gewinnen konnte, eine unnatürliche Ewigkeit zu geben. Es hieße diese Bitte nichts anders, als das Wesen der Zeit zu vernichten und die ganze Natur der Endlichkeit zu zerstören. Unsere Jugend kommt nicht wieder; mithin auch nie die Wirkung unsrer Seelenkräfte, wie sie dann und dort war. Eben daß die Blume erschien, zeigt, daß sie verblühen werde; von der Wurzel aus hat sie die Kräfte der Pflanze in sich gesogen und wenn sie stirbt, stirbt die Pflanze ihr nach. Unglücklich wäre es gewesen, wenn die Zeit, die einen Perikles und Sokrates hervorbrachte, nur ein Moment länger hätte dauern sollen, als ihr die Kette der Umstände Dauer bestimmte; es war für Athen ein gefährlicher, unerträglicher Zeitpunkt. Eben so eingeschränkt wäre es, wenn die Mythologie Homers in den Gemüthern der Menschen ewig dauern, die Götter der Griechen ewig herrschen, ihre Demosthene ewig donnern sollten. Jede Pflanze der Natur muß verblühen; aber die verblühete Pflanze streut ihren Samen weiter und dadurch erneuet sich die lebendige Schöpfung. Shakespear war kein Sophokles, Milton kein Homer, Bolingbroke kein Perikles; sie waren aber das in ihrer Art und auf ihrer Stelle, was jene in der ihrigen waren. Jeder strebe also auf seinem Platz, zu seyn, was er in der Folge der Dinge seyn kann; dies soll er auch seyn und ein andres ist für ihn nicht möglich.

2. Aus Herder's vermischten Schriften.

Verfall der Poesie der Griechen.

Im Frühlinge und in der Jugend singt man; in der Winterzeit und im Alter verstummen die Töne. Die lebendigste Poesie Griechenlands traf auf eine gewisse Jugendzeit des Volks und der Sprache, auf einen Frühling der Cultur und Gesinnungen, in welchem sich mehrere Künste, keine noch im Uebermaas, glücklich verbanden, endlich selbst auf einen Frühling von Zeitumständen und Weltgegend, in welchem entsprießen konnte, was entsprossen ist. Von der Poesie der ältesten Sänger und von Bildung der Sprache durch ihren Gesang, von Alcäus und der Sappho, von Pindar und dem Chor der Griechen haben wir geredet und allenthalben einen jugendlich aufstrebenden Geist, jene erste Blume der Cultur bemerket, die, wenn sie verblühet und zur Frucht gediehen ist, der laueste Zephyr nicht erwecken mag.

Alles in der Welt hat seine Stunde. Es war eine Zeit, da Poesie alle menschliche Weisheit in sich faßte, oder deren Stelle vertrat. Sie sang die Götter, und erhielt die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren, der Väter und Helden; sie lehrte die Menschen Lebensweisheit, und war so, wie das einzige und schönste Mittel ihres Unterrichts, so auch an Festen und in Gesellschaft ihr geistiges Vergnügen. Ehe die Schrift erfunden oder so lange sie noch nicht häufig im Gebrauch war, sangen die Töchter der Erinnerung, die Musen, und wurden mit Entzücken gehöret. Dichter waren der Mund der Vorwelt, Orakel der Nachwelt, Lehrer und Ergetzer des Volks, Lohner großer Thaten, Weise. —

Je mehr die Schrift aufkam und sich durch sie die Sprache ausbildete, je mehr mit der Zeit Wissenschaften aus einander gingen und einzeln bearbeitet wurden: desto mehr mußte der Poesie allmählich von ihrer Allgemeinherrschaft entnommen werden! denn sobald man schreiben konnte, wollten viele eine wahre Geschichte lieber in Prose, die der Poesie nachgebildet war, lesen oder lesen hören; als Fabel und Geschichte fernerhin in Hexametern durch Gesang vernehmen. Allmählich verstummte also die erzählende Muse oder sang aus Sagen ihrer ältern Schwester künstlich gearbeitete Töne nach.

Je mehr die Philosophie aufkam, je mehr man die Natur der Dinge, insonderheit des Menschengeschlechts und seiner

Verfassungen untersuchte, desto weiter entfernte man sich von jener alten Einfalt moralischer Sprüche, denen die Poesie einst Glanz und Nachdruck geben konnte. Philosophische Unterredungen und Systeme konnte der Dichter nicht mit derselben Kraft wie alte Begebenheiten und sinnliche Gegenstände darstellen; er war hier in einem fremden Lande.

Auch die Mythologie selbst, die der Poesie einst so viel Schwung gegeben hatte, ward mit der Zeit eine alte Sage. Der kindliche oder jugendliche Glaube der Vorwelt an Götter und Heroen war dahin; was tausendfach gesungen war, mußte zuletzt bloß dem Herkommen gemäß, mit trockner Kälte gesungen werden; es hatte seine Zeit überlebet.

Endlich, da Scherz und Freude die Eltern des Gesanges sind, wo waren diese hingeflohen in jenen traurigen Zeiten, die Griechenland zuletzt erlebte? In- und auswärtige Kriege zerstörten, löseten auf und mischten alles unter einander. Der lebendige Geist aufblühender Pflanzvölker, fröhlicher Inseln, im Ruhm und Gesange wetteifernde Städte, war längst entwichen; und ob man gleich die Anstalten, durch welche er gewirkt hatte, öffentliche Gebräuche, Tempel, Spiele, Wettkämpfe, Theater, so lange es möglich war, erhielt oder wiederherstellte: so war doch jene Jugend nicht zurückzurufen, in welcher dies alles wie durch sich selber entstanden und veranlaßt war.

Charikles und Theages.

Sie gingen hinaus, und in kurzem veränderte sich der Ton des Gespräches! Die heilige Stille, die die Nacht um sie verbreitete, die hellen Himmelslichter, die als Lampen über ihnen aufgehängt schienen, auf der einen Seite einige zurückgebliebene Schimmer der Abendröthe, und auf der andern der hinter den Schatten des Waldes sich sanft erhebende Mond — wie erhebt dieser prächtige Tempel, wie erweitert und vergrößert er die Seele! Man fühlt in diesen Augenblicken so ganz die Schönheit und das Nichts der Erde; welche Erholung uns Gott auf einem Stern bereitet hat, auf dem uns Mond und Sonne, die beiden schönen Himmelslichter, abwechselnd durchs Leben leiten! Und wie niedrig, klein und verschwindend der Punkt unseres Erdenthals sey, gegen die unermeßliche Pracht und Herrlichkeit aller Sterne, Sonnen und Welten.

Was denken Sie, sagte Theages, anjetzo von ihrem Principio Minimi, nach welchem Sie sich immer auf der Erde umhertummeln wollen und an dies Staubkorn geheftet sind? Sehen Sie gen Himmel, Gottes Sternenschrift, die Urkunde unsrer Unsterblichkeit, die glänzende Charte unsrer weitern Wallfahrt! Wo endet das Weltall? Und warum kommen von dorther vom fernsten Stern zu uns Stralen hinunter? Warum sind dem Menschen die Blicke und der flammende Flug unsterblicher Hoffnungen gegeben? Warum deckt uns Gott, wenn wir Tagüber vom Stral der Sonne ermattet und an unsern Staubklumpen gefesselt waren, Nachts dieses hohe Gefilde unendlicher ewiger Aussichten auf? Verlohren stehen wir im Heer der Welten Gottes, im Abgrund seiner Unendlichkeit ringsum verlohren? —

Und was sollte meinen Geist an dies träge Staubkorn fesseln, sobald mein Leib, diese Hülle, rabsinkt? Alle Gesetze, die mich hier festhalten, gehen offenbar nur meinen Leib an: er ist aus dieser Erde gebildet, und er muß wieder zu dieser Erde werden. Gesetze der Bewegung, Druck der Atmosphäre, alles fesselt ihn, nur ihn hienieden. Der Geist, einmal entronnen, einmal der zarten und so festen Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen, Pflicht und Gewohnheit an diesen kleinen Kreis der Sichtbarkeit knüpfen: welche irdische Macht könnte ihn festhalten? welch' ein Naturgesetz ist entdeckt, das Seelen, in dieser engen Rennbahn sich umherzudrehn, zwänge? Sogar über die Schranken der Zeit ist unser Geist weg: er verachtet Raum und die träge Erdenbewegung: entkörpert ist er sogleich an seinem Ort, in seinem Kreise, in dem neuen Staat, dazu er gehöret. Vielleicht ist dieser um uns, und wir kennen ihn nicht: vielleicht ist er uns nahe, und wir wissen nichts von ihm, außer etwa in einigen Augenblicken seliger Ahndung, da ihn die Seele oder er die Seele gleichsam herbeizieht. Vielleicht sind uns auch Ruheörter, Gegenden der Zubereitung, andre Welten bestimmt, auf denen wir, wie auf einer goldnen Himmelsleiter, immer leichter, thätiger, glückseliger, zum Quell alles Lichts emporklimmen, und den Mittelpunkt der Wallfahrt, den Schooß der Gottheit, immer suchen und nie erreichen: denn wir sind und bleiben eingeschränkte, unvollkommene, endliche Wesen. Wo ich indessen sey, und durch welche Welten ich geführet werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters, der mich hieher brachte und weiter rufet: immer also in Gottes unendlichem Schooße.

Es thut mir leid, sprach Charikles, daß ich Sie in Betrachtungen unterbrechen muß, die Sie so weit von unserer Erde entfernen; aber lassen Sie mich nicht zurück. Ueberall, wo Sie frei, weise und thätig leben, ist Himmel: und warum scheuen und fliehen Sie denn die Erde? Wenn Sie in einer andern Menschengestalt freier, weiser, glücklicher leben können, und so immer weiter im innern Zustande hinaufgehn: was kümmert Sie Ort und Scene? Sey's dort oder hier — Welt Gottes ist Gottes Welt, Schauplatz ist Schauplatz. Auch unsere Erde ist ja ein Stern unter Sternen.

Th. Wohl! mein Freund; aber wie weit läßt sich denn in unserer Menschheit hinaufklimmen? Ist nicht ihre Sphäre so enge begränzt, so kothig und staubig wie dieser Stern selbst ist? Auch das beste Herz ist und bleibt immer ein Menschenherz, Körper bleibt Körper, und Erdenleben ein Erdenleben. Die Armseligkeiten der Geschäfte, der so unnützen und doch so nöthigen Lebensmühe, kommen wieder. Auch in guten Eigenschaften bleibt der Menschenstamm hienieden immer in seine beiden Geschlechter vertheilt, die einander gegenüber auf einer Wurzel stehen, sich einander umschlingen und kränzen, nie aber ein' und dieselbe Vollkommenheit werden können im Menschenleben. Was das eine hat, fehlt dem andern. Geburt, Stand, Klima, Erziehung, Amt, Lebensweise, hindern und schränken unaufhörlich ein. Nur wenige Jahre wächst ein Mensch, dann steht er still, oder nimmt ab und geht rückwärts; will er im Alter Jüngling seyn und andre nachahmen, so wird er lächerlich, so wird er kindisch. Kurz, es ist eine enge Sphäre, dieß Erdenleben; und wir mögen's machen, wie wir wollen, so lange wir hier sind, ist ohne größern Schaden, und den völligen Verlust unsrer selbst, der Enge nicht zu entweichen. Aber einst, wenn der Tod den Kerker bricht, wenn uns Gott wie Blumen in ganz engere Gefilde pflanzt, mit ganz neuen Situationen umgiebt — haben Sie nie, mein Freund, erfahren, was eine neue Situation der Seele für neue Schwungkraft giebt, die sie oft in ihrem alten Winkel, im erstickenden Dampf ihrer Gegenstände und Geschäfte sich nie zugetraut, sich nie derselben fähig gehalten hätte? —

Ch. Wer wollte das nicht erfahren haben? Eben daher schöpfte ich ja den erquickenden Trank des Stroms Lethe, mit dem mich auch schon auf dieser Erde meine Palingenesie wieder verjüngte. Ich fühle wie Sie, daß trotz alles Strebens und Bemühens der Kreis der Menschheit unübersteiglich, und

ihre Natur in veste Grenzen geschlossen bleibe. Hier auf der Erde wächst kein Baum in den Himmel: gewisse Flecken, die man einmal angenommen, lassen sich mit allen Strömen der Welt nicht mehr abwaschen, manche Schwächen und Unvollkommenheiten in gewissen Jahren kaum mehr kennen, geschweige denn ablegen. Oft verwechselt man nur die gröbern mit den gefährlichen feinern: das ist alles wahr. Auch sehe ichs sehr wohl ein, daß in dem engen, sich immer wiederholenden Rundlauf des Erdenlebens so gar viel eben nicht herauskommt: es ist so viel unnütze Mühe, und aus der erneuerten Mühe so wenig neue Beute. Die Schranken, die Sie eröffnen, sind allerdings größer: das Feld, zu dem Sie einladen, ist unendlich — die Schaar aller Welten, die auf meinem ewigen Wege zur Gottheit liegen. Aber, mein Freund, wer giebt mir dahin Flügel? Es ist immer, als wenn mich etwas zurückwürfe auf meine Erde. Mir ist, als ob ich sie noch nicht ausgebraucht, mich noch nicht leicht genug gemacht hätte, höher hinaufzustreben, wer giebt mir Flügel?

Th. Wollen Sie nicht aus heiliger Hand annehmen, die ganz und gar dahin verweiset, so nehmen Sie wenigstens einige Fittige dazu aus freundschaftlichen, aus — Ihres Freundes Newton's Händen.

Ch. Aus Newton's Händen?

Th. Nicht anders; das System, das er aus Sternen und Sonnen baute, sey Ihnen ein Gebäude Ihrer Unsterblichkeit, eines immerwährenden Fortganges und Aufflugs. Nicht wahr? alle Planeten unsers Sonnensystems sind durch Kräfte der Anziehung mit einander und mit ihrem Mittelpunkt oder Brennpunkt, der Sonne, verbunden?

Ch. Allerdings.

Th. Sie machen also ein so vestes, unzerstörliches Ganze aus, daß nichts verrückt, nichts geändert werden kann, oder das Ganze litte und gienge mit seiner großen Harmonie unter?

Ch. Nicht anders. Alles beziehet sich auf die Sonne und die Sonne mit ihren Kräften, ihrer Masse, ihrem Licht, ihrer Wärme und Entfernung auf die Planeten.

Th. Und doch sind die Planeten nur Gerüst des Schauspiels, Wohnplätze der Geschöpfe, die auf ihnen sich um die unendlich schönere Sonne der ewigen Güte und Wahrheit in mancherlei Entfernungen, mit manchen Eklipsen, Perihelien und Aphelien bewegen. Wären die Scenen so genau, so un zertrennlich verbunden, und der Inhalt der Scenen eine

Spiel selbst, sollte es nicht seyn? Die Planeten wären so genau auf sich und auf die Sonne geordnet, und das Schicksal derer, die darauf leben, auf die sie eigentlich nur zubereitet sind, sollte nicht eben so genau und um so genauer zusammenhangen, als ja das Wesen mehr als die Einkleidung, Sache mehr als Ort, Leben und Inhalt mehr als Theater und Schaubühne ist? In der Natur ist alles verbunden, Moral und Physik, wie Geist und Körper. Moral ist nur eine höhere Physik des Geistes, so wie unsere künftige Bestimmung ein neues Glied der Kette unsers Daseyns, das sich aufs genaueste, in der sübtilsten Progression, an das jetzige Glied unsers Daseyns anschließt, wie etwa unsre Erde an die Sonne, wie der Mond an unsre Erde.

Ch. Ich ahnde Sie, Bester, aber —

Th. Hier, mein Freund, läßt sich auch nur muthmaßen, nur ahnden. Unterm stillem Blick der Sterne, vorm Angesicht des vertraulichen Mondes sind auch Ahndungen in jene für uns unübersehbare Ferne so groß, so erhebend! Denken Sie einen Augenblick, daß unser Sternengebäude, dem moralischen Zustande seiner Bewohner nach, so zusammen verbunden wäre, wie es seinem physischen Zustande nach unstreitig zusammen verbunden, und nur ein schwesterlicher Chor ist, der in verschiedene Töne und Proportionen, aber in der Harmonie einer Kraft seinen Schöpfer lobet: denken Sie, daß vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geschöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Massen, der Kräfte gebe (und nichts ist wahrscheinlicher als dieses) setzen Sie die Sonne nun als den großen Versammlungsort aller Wesen des Systems, das sie beherrschet, so wie sie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit ist, die sie überall den Geschöpfen gradweise mittheilet: sehen Sie die große Leiter, die alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande dessen kommen, was wir nur in unserm Sternensystem Wahrheit, Licht und Liebe nennen.

Ch. Also, je entfernter von unsrer Sonne, desto dunkler, desto gröber: je näher, desto heller, leichter, geschwinder? — Die Geschöpfe des Merkur, der immer in den Strahlen der Sonne verborgen ist, müssen freilich von andrer Art der als jene trägen Saturnusbewohner, die dunkeln Pataunen Riesen, die in 30 Jahren kaum einmal um die

Sonne kommen, und denen 5 Monde kaum noch ihre Nacht erhellen. Unsre Erde stünde denn so in der Mitte. —

Th. Und vielleicht sind wir eben deswegen auch solche Mittelgeschöpfe, zwischen der dunkeln Saturnusart und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unsre Vernunft ist hier wirklich nur noch im ersten Anbruch: und mit unsrer Willensfreiheit und moralischen Energie ists auch nicht weit her; gut also, daß wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zu weilen haben, wo wahrscheinlich nicht viel aus uns würde.

Ch. Also meinen Sie, wir müßten durch alle Planeten reisen?

Th. Das weiß ich nicht. Jeder Planet kann seine Einwohner, die alle in verschiednen Graden zu einer Sonne streben, auf dem Wege, der ihm der kürzeste ist, auf den Stufen und Gradationen, die ihm der Schöpfer nothwendig erkennet, dahin senden. Wie, wenn unser Mond z. E. (mich dünkt, auch Milton schildert ihn so und mehrere morgenländische Sekten haben ihn dafür gehalten) das Paradies der Erholung wäre, wo die matten Wandrer dem Nebel dieses Erdenthals entkommen, in einer reineren Atmosphäre, auf Auen des Friedens und der Geselligkeit lebten, und sich zu dem Anschaun des höheren Lichts bereiteten, zu dem auch die Einwohner anderer Planeten hinaufwallen? Mich dünkt, das Angesicht des Mondes spräche uns dieses mit seinem ruhigen, tröstenden Licht zu. Es ist als ob es auch dazu schiene, um uns den Glanz einer andern Welt zu zeigen, und uns von amaranthnen Lauben der Ruhe und einer unauflöslichen seligen Freundschaft, Träume voll sanften Thaues einflößen zu wollen.

Ch. Sie träumen angenehm, mein Freund, vorm Angesicht des Mondes, und ich träume gern mit Ihnen. Mir wars oft so, daß, insonderheit wenn Trauer, sanfte Schwermuth, oder das Andenken an verstorbne inniggeliebte Todten mich erfüllte, mir beinahe der Mondesstrahl ihre Sprache zu seyn schien, und es mich dünkte, es fehle nicht viel, ihren glänzenden Schatten vor mir zu sehn, oder den Kuß ihrer reinen Lippe auf meine Seele in einem Strahl hinabfließend zu fühlen. Aber gnug davon, wir werden ja hier beide beinah Schwärmer. Erzählen Sie weiter.

Th. Ich mag nicht; denn auch mir fehlen die blauen smaragdenen Goldschwingen, Sie von Stern zu Stern zu tragen, Ihnen zu zeigen, wie auch unsere Sonne um eine

größere Sonne eilet, wie in der Schöpfung alles in einer Harmonie jauchzet, zu welcher Sonnen und Erden wie ein Klang gemessen, gezählt, gewogen sind, und es also gewiß auch das Schicksal, das Leben ihrer Bewohner in weit höherm Grade seyn muß. O wie groß ist das Haus, in dem mich mein Schöpfer erschuf, und o wie schön ists! schön zu Nacht und zu Tage; dort und hier Sonne- Mond- Sternenaussicht! Mein Gang ist die Bahn des Weltalls: dazu leuchtet mir auch jener letzte Stern, dazu klingt mir in geistigen Begriffen und Verhältnissen, die Harmonie aller Sterne. — Aber ach, mein Freund, alles ist nur Dämmerung, Wahn und Vermuthung gegen das ungleich reinere und höhere Licht der Religion unsers Geistes und Herzens. Auf dieser Erde ist alles mit Bedürfniß umringt, und wir sehnen uns mit aller Kreatur, davon frei zu werden. Wir haben Begriffe der Freundschaft, der Liebe, der Wahrheit und Schönheit in uns, die wir hier auf der Erde in lauter Schatten und Traumgestalten, so unvollkommen, so oft gestört, getäuscht, betrogen und immer unvollendet erblicken. Wir dürsten nach einem Strom reinerer Freuden, und mich dünkt, die Hoffnung, das Verlangen selbst sey eine sichere Vorahndung des Genusses. Nehmen Sie die reinsten Verhältnisse auf dieser Welt, die Vater- und Mutterfreuden; mit welchen Sorgen sind sie vermischt, von welchen Schmerzen und Unbequemlichkeiten werden sie unterbrochen, und wie dienen sie doch im Ganzen nur immer dem Bedürfniß, einem fremden höheren Verhältniß. In jener Welt, sagt die Schrift, wird man weder freyen, noch sich freyen lassen, sondern sie sind wie die Engel Gottes im Himmel. Da ist Liebe befreit von gröbern Trieben, reinere Freundschaft ohne die Abtrennungen und Bürden dieser Erde, wirksamere Thätigkeit mit glücklicher schöner Eintracht, und einem wahren und ewigen Endzweck, kurz überall mehr Wahrheit, Güte, Schönheit, als uns diese Erde auch bei hundertmaligem Wiederkommen geben könnte. —

— Den, Parmeno, den nenne ich
den Glücklichsten, der, wenn er ohne Leid
die hohen Dinge sah, die wir nun sehn,
die Sonne, diese Sterne, Wolken, Mond
und Feuer, wieder geht, woher er kam.
Denn lebtest du auch hundert; oder lebst
du wenig Jahre nur, du siehest sie;
und schöneres als sie, sah keiner je.
Halt' diese Lebenszeit, von der ich rede,
für einen Marktort, eine Wanderschaft,

wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh
die Menge giebt. Je früher du weggehst,
je früher findest du die beßre Herberg',
wenn du den Reisepfennig Wahrheit hast,
und lässest keinen Feind. Wer lange weilt,
geht matt von dannen; und ereilet ihn
das böse Alter, ach, da hat er Mangel
und Plage, findet Feinde hie und da;
der stirbt nicht glücklich, der zu lange lebt.*) —

Und wie denn der, der ewig hier weilen und immer wieder kommen wollte auf diesen Marktplatz?

War's, daß die Stille der Nacht und die hohe Harmonie der Sterne das System beider Freunde versöhnt hatte, oder hatte Charikles zu viel zu antworten; sie umarmten sich und giengen schweigend auseinander. Theages schien verlohren im unendlichen Blau des Himmels, auf der glänzenden Sternenleiter, die so manche Völker, Wilde und Weise, den Weg der Seelen nannten: freilich eine höhere Laufbahn, eine reichere und schönere Palingenesie, als uns hier auch in den glücklichsten Gestalten die dürftige enge Erde gewähren könnte.

Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos seyn? sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Glanz der schönsten Abendröthe; beinah ich allein im ganzen Reich der gefiederten Schaaren. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Philomele, beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben." —

Stillentzückt, tauchte der Schwan nieder und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor; als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Holdes, liebliches Wesen, sprach er, die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest und die dir nicht eher gewährt werden konnte." Kaum hatte

*) Nach dem Griechischen des Menander.

er das Wort gesprochen, so berührte er den Schwan mit seiner Leyer und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's; aufgelöset und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied: lange Wellen zog er daher in süssen entschlummerten Tönen, bis er sich — im Elysium wiederfand, am Fuß des Apollo in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an, — das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes.

XV.

G a r v e.

Christian Garve, einer der beliebtesten Philosophen des vorigen Jahrhunderts, wurde zu Breslau am 7. Januar 1742 geboren. Sein Vater, welcher Besitzer einer Färberei war, starb früh, und Garve's Geist entwickelte sich sodann unter der Leitung seiner Mutter, die, nach dem, was G. in seinen Briefen über sie äußert, eine sehr edle und würdige Frau gewesen seyn muß. Den früher gefaßten Plan, sich der Theologie zu widmen, gab G., durch körperliche Umstände genöthigt, auf, und ging nach Frankfurt an der Oder, um dort Baumgartens Philosophie zu studiren, wandte sich aber nach dessen Tode von da nach Halle und zuletzt nach Leipzig, wo

Gellert, Weiße u. A. seine Freunde wurden. Im Jahr 1767 kehrte er von der Universität nach Breslau zurück, wo er im Hause seiner Mutter ganz für wissenschaftliche Arbeiten lebte. Hierauf (1768) wurde er nach Gellerts Tode als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig berufen, als welcher er Vorlesungen über Mathematik, Logik und verwandte Wissenschaften hielt. Seine geschwächte Gesundheit bewog ihn indeß, sein Lehramt (1772) wieder aufzugeben und in seine Vaterstadt zurückzukehren, wo er von nun an die noch übrigen Jahre seines Lebens amtlos in der angestrengtesten schriftstellerischen Thätigkeit zubrachte. Da er sich bereits seit 1770 durch seine Uebersetzungen des Burke über das Erhabene und Schöne, der Moralphilosophie von Ferguson u. s. w. theils durch seine 1779 gesammelten Abhandlungen in der philosophischen Welt bekannt gemacht hatte, begann er, durch Friedrich II. aufgefordert, im Bade zu Charlottenbrunn (1779) seine Uebersetzung des Cicero von den Pflichten, die er mit trefflichen Anmerkungen und Abhandlungen ausgestattet, 1783 (4 Bde.) herausgab, und die mit dem ausgezeichnetsten Beifall aufgenommen wurde. Seine fortwährende Kränklichkeit vermochte nicht seine schriftstellerischen Arbeiten zu hemmen, sondern er ertrug sie so wie den Tod seiner Mutter (1792) und mehrerer geliebter Freunde mit wahrhaft philosophischer Ergebung und Standhaftigkeit, bis endlich ein höchst schmerzhaftes Uebel, das zuerst sich im Gesicht zerstörend zeigte, seinem Leben am 1. Dezember 1798 ein Ende machte.

Garve war in seinem Privatleben wie im Umgange einer der geachtetsten Menschen. Seine Philosophie hatte sich ganz in der Schule des Umgangs unter Welt und Menschen entwickelt. Schon seine früheren schriftstellerischen Arbeiten, seine Abhandlung über die Neigungen und mehrere Aufsätze in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften verrathen den Denker, der am liebsten im Felde allgemein faßlicher Moral verweilt, und den Stoff zu seinen Betrachtungen gern aus dem Leben und der Menschenwelt entlehnt.

Seine genaue Bekanntschaft mit den Schriften Hume's, Ferguson's, und anderer englischen Philosophen, die er zum Theil auch ins Deutsche übersetzt hat, wirkten entscheidend auf seine Philosophie, die ganz practisch wurde und sich von allem Systematischen und Strengzusammenhängenden immer mehr entfernte. Sein Stil ist sehr klar und faßlich, einfach und schmucklos, oft bis zur Trockenheit; seine Gedanken sind weder tief noch durchaus neu, aber doch immer mit feinem Beobachtungssinn entwickelt und auf alle Beziehungen des practischen Lebens scharfsinnig und lehrreich angewendet. — Unter Garvens philosophischen Schriften sind seine Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben (Breslau 1793. f. 3 Bde.) wohl die gemeinnützigsten und faßlichsten.

Aus Garve's Abhandlungen zu Cicero von den Pflichten.

---

1. Ueber Cicero und seine Moralphilosophie.

Cicero selbst, so weit wir die Geschichte seines Lebens zu Rathe ziehn, oder ihn nach seinen Schriften beurtheilen können, war ein Mann von hellem Geiste, von richtiger Beobachtungsgabe, von grosser Thätigkeit: — lauter Eigenschaften, die den gesunden Verstand ausbilden, und ihm mannichfaltigen Stoff verschaffen können. Aber er hatte nicht den speculativen Geist, der die ersten Gründe der Wissenschaften zu durchdringen sucht; nicht die Muße, die dazu in den Stand setzt; nicht den Charakter, der begierig darnach macht. Er war ein Staatsmann; — von der Zeit an, da er die Uebungen der Jugend geendiget hatte, in mannichfaltige Geschäfte verwickelt. Sich auf diese vorzubereiten, war der Zweck seiner Studien gewesen. Er hatte die Beredsamkeit, der öffentlichen Angelegenheiten wegen, — und die Philosophie, der Beredsamkeit wegen, getrieben. Die Einsicht, welche er in die speculativen Wissenschaften suchte, hatte nur zur Absicht, ihm die Begriffe über praktische oder politische Gegenstände aufzuhellen, oder ihm den Ausdruck derselben zu erleichtern.

Er stand in der ausgebreitetsten Verbindung mit der Welt, und mit den höhern Ständen seiner Nation. Sein Leben war der Zeitpunkt der größten Macht der Republik, und ihres weitläuftigsten Staatssystems. Er war zugleich die Epoche der größten Revolutionen und der größten Charaktere: an jenen nahm er selbst durch seine Schicksale und Verrichtungen Antheil, diese kannte er durch persönlichen Umgang. Bloß nach seinen Schriften zu urtheilen: welche Menge von Menschen hat er nicht mit einem gewissen Grade von Vertraulichkeit gekannt; welche Verschiedenheit von Begebenheiten, Handlungen, Glückswechseln hat er nicht während des Laufs seines Lebens gesehn! — Keine Lage konnte vortheilhafter seyn, um über die Natur der Gesellschaft, die Verschiedenheit der Charaktere, über den Einfluß, den gewisse Eigenschaften auf die gute oder üble Meynung der Welt haben, über die äußern Wirkungen der Leidenschaften und der Tugenden, Erfahrungen anzustellen. Aber keine war weniger geschickt, abstrakte Gegenstände völlig zu ergründen, oder über die Natur der unsichtbaren und geistigen Kräfte selbst nachzudenken, von welchen im Umgange und in Geschäften nur die sichtbaren Aeußerungen bemerkt werden, nur diese von Wichtigkeit sind.

Diese Beschaffenheit seines Geistes, diesen Einfluß seiner Umstände, finden wir auch in seinen Büchern von den Pflichten wieder. Da, wo nicht die moralische Natur des Menschen im Allgemeinen untersucht, sondern die besondern Pflichten desselben im gesellschaftlichen Leben erklärt werden: da sieht man deutlich, daß er die Philosophie seines Lehrers vollkommen gefaßt hat, sehr hell ausdrückt, und ohne Zweifel mit eignen Einsichten bereichert. In den bloß theoretischen Untersuchungen hingegen, in der Erklärung abstracter Begriffe; — wo die einfachern Bestandtheile von gewissen moralischen Eigenschaften aufgesucht, oder gewisse Schwierigkeiten aufgelöst werden sollen: bringt er da, wo er Vorgänger hatte, nicht vollkommene Deutlichkeit hervor; und, wo er ohne Vorgänger arbeitet, sind seine Ideen nicht tief, bleiben seine Betrachtungen an der Oberfläche.

Wenn er von der Natur der Wohlthätigkeit, von dem Anstande und den Regeln der guten Sitten, von dem Umgange und dem Gespäche, von den Mitteln sich Liebe zu erwerben oder sich in Achtung zu setzen, redet: so unterrichten seine Vorstellungen durch ihre Deutlichkeit und Bestimmtheit; oder sie interessiren durch ihre einleuchtende Wahrheit, und selbst durch die Neuheit, die man in einigen zu entdecken

glaubt. Aber die vollkommene und unvollkommene Tugend: das doppelte Decorum; der Begriff der Ordnung; der Beweis, daß die gesellschaftliche Tugend die vornehmste sey, aus dem Begriffe der Weisheit geführt; vornehmlich die allgemeine Theorie der Collisionen, sind entweder nicht so deutlich vorgetragen, oder nicht so genugthuend ausgeführt.

Eben diese Lage, in welcher sich Cicero befand, und die in gewißer Maaße den Umständen ähnlich war, in welchen sich die ältesten Philosophen Griechenlands befunden hatten, bringt noch eine andere Eigenthümlichkeit seiner Moral hervor. Die Personen, welche dieselbe vor Augen hat, sind fast immer die Menschen der höhern Classe, die an der Staatsverwaltung Theil nehmen können. Die Regeln, welche sie vorschreibt, sind nach ihren besondern Bestimmungen, nur für die Aufführung derjenigen gegeben, welche den öffentlichen Geschäften vorstehn. Wenn die Moral des Cicero sich von dieser Höhe herabläßt: so ist es nur bis auf die Classe der Menschen, welche sich mit dem Unterrichte und der Erforschung der Wissenschaften beschäftigt. Die übrigen geschäftigen Stände der Gesellschaft, welche die Bedürfnisse derselben hervorbringen oder herbeyschaffen; dieser so ausgebreitete, so unentbehrliche und so schätzbare Theil der Menschen, — findet zwar allerdings die allgemeinen Vorschriften der Tugend, die wegen der gleichen Natur allen Ständen gemein sind: aber er vermißt größtentheils die Anwendung dieser Vorschriften auf seine Umstände und Verhältnisse; er findet hingegen vielen Unterricht, von welchem er keinen Gebrauch machen kann, viele Regeln, zu deren Ausübung er keine Gelegenheit findet.

Es ist sonderbar, daß, da die Verfassung der alten freyen Staaten, den politischen Stolz demüthigte, indem sie das Glück und die Erhebung der Großen, von der Gunst und den Wahlstimmen der Geringeren abhängig machte: die Vorurtheile der alten Welt hingegen, den philosophischen Stolz gewissermaßen nährten; und das Vorrecht der Aufklärung beynahe bloß den Menschen zueigneten, die durch ihre Geburt oder ihre Glücksumstände bestimmt waren über die andern zu herrschen. Daher kömmt es, daß die moralischen Vorschriften des Cicero so oft in politische Anweisungen übergehn; daß, wenn er der Wißbegierde eine Einschränkung giebt, es diese ist, sich nicht dadurch von öffentlichen Angelegenheiten abhalten zu lassen; daß er diejenige Gerechtigkeit, welche der Regierer der Staaten durch Unpartheylichkeit oder Uneigennützigkeit beweiset, am stärksten empfiehlt; daß er die Ungerechtig-

keiten am meisten rügt, welche an der Spitze der Armeen oder des Staatsraths begangen werden. Daher redet er so weitläuftig von den Mitteln, wie man sich das Volk verbindlich machen soll, von der Beredsamkeit als dem Wege zu Ehrenstellen, von den Rechten des Krieges; daher faßt er alles, was dem Menschen nützlich ist, unter die Begriffe der Volksliebe und der Ehre zusammen; daher sind endlich alle seine Beyspiele aus der politischen Geschichte und von Staatsleuten genommen.

Diese Ursache bringt auch eine so merkliche Ungleichheit in der Ausführung der verschiedenen Arten der Pflichten hervor. Diejenigen, durch welche der Mensch seinen eignen, innern oder äußern Zustand verbessert; sind nur kurz angezeigt. Das häusliche Leben kömmt in keine andere Betrachtung, als insofern es der Uebergang zum bürgerlichen, und der Grund desselben ist. Die Pflichten der Religion sind völlig weggelassen. Nur die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft sind in genaue Betrachtung gezogen; und einige davon sind mit einer Ausführlichkeit behandelt, die mehr für die Politik gehört.

2. Von dem Gegensatz zwischen dem Denken und Handeln mancher Menschen.

Es giebt gewisse Menschen, deren Wille und Verstand, deren Begriffe und Sitten in gar keinem Zusammenhange mit einander zu stehen scheinen. Sie sind ganz andere Menschen, wenn sie untersuchen, und andre, wenn sie handeln, tiefsinnige, erhabene Moralisten in der Stunde der Betrachtung; die gemeinsten, zuweilen die schlechtesten Menschen im gesellschaftlichen Verkehr oder im Umgange.

Wenn wir von dieser auffallenden Erscheinung ausgehen, um in dieser Rücksicht die Menschen überhaupt zu beobachten, so werden wir finden, daß etwas ähnliches nur in ungleichem Grade uns allen widerfährt. Jedermann ist in den Zeiten des Nachdenkens nicht ganz derselbe, der er in Gesellschaft oder in Geschäften ist. Die Veränderung des Zustandes ist merklich, wenn der Mensch aus einer dieser Lagen in die andre übergeht. In der ersten ruhen die Leidenschaften, die Erkenntnißkräfte werden angestrengt. In der andern läßt die denkende Kraft nach, und so kommen die gemeinen Begriffe, die aus Gewohnheit angenommenen, oder durch das Beyspiel veranlaßten Maximen in die Seele zurück; ungefähr so

alte Mährchen und abgedroschene Scherze sich wohl bei Tische oder in einer lustigen Gesellschaft wieder in unserm Andenken erneuern; indeß sie uns nie in den Sinn kommen, wenn wir fürs Publikum arbeiten, oder mit Höhern reden. Dahingegen werden die Leidenschaften rege, sobald wir unter andern auftreten. Der eine Mensch bekömmt einen Vorzug, er erregt unsere Eifersucht, der andre beweist uns Gleichgültigkeit oder Verachtung, er macht uns unwillig oder niedergeschlagen. Dieß sind Leidenschaften, welche im Umgange Veranlassungen finden, sich zu regen. Andre kommen in Geschäften vor, und diese sind heftiger. Man will seine Macht behaupten, man will Ehre einlegen, man will gewinnen, man ist für die eine Parthey stärker eingenommen. Alles das macht, daß die Waage zwischen dem denkenden und dem begehrenden Theil der Seele fast niemals inne steht. In den geschäftigen Zeiten des Lebens schlägt sie auf die Seite der letzteren aus. Empfindungen, Wünsche, Begierden, Leidenschaften, diese sind es vornemlich, welche alsdann uns in Thätigkeit setzen: unsre Ideen ruhen, oder es sind nur die gemeinsten, die leichtesten, die ältesten, welche zum Vorschein kommen. In der Zeit der Betrachtung ist das Uebergewicht auf der andern Seite. Unsre lebendige Kraft zeigt sich alsdann durch die schnellere Abwechselung mehrerer und schwererer Ideen, durch die größere Ueberzeugung von der Wahrheit allgemeiner Sätze, durch die Uebersicht entfernter Gründe oder Folgen, hingegen sind die Neigungen, welche alsdann entstehen, einfach und unschuldig, oder schwach und gemäßigt. Der Verstand wacht, der Wille ruht.

Es ist klar, daß der Abstand zwischen diesen beyden Zuständen um so viel größer wird, je abstracter, selbst je erhabener das Denken in dem einen Falle; und je verwickelter das Geschäft, oder je ausgelassener die Gesellschaft in dem andern Falle ist. Die Anstrengung, welche zu dem ersten nöthig ist, zieht um so viel mehr die Seele von allen Gegenständen der Sinne und der Empfindung während der Spekulation ab, sie läßt aber auch eine um so viel größere Schlaffheit in der andern Periode nach sich, — woraus entsteht, daß dieser so tief denkende Mann, wenn er zu den gemeinen Angelegenheiten des Lebens, oder den Unterhaltungen des alltäglichen Umgangs zurückkehrt, oft nicht den gewöhnlichen Grad des Nachdenkens andrer Menschen mitbringt. Ueberdieß kann er von diesen seinen tiefsinnigen Betrachtungen, selbst wenn sie auf das Moralische gehen, weniger Gebrauch im Leben machen.

Zu weit verfolgte, zu künstlich angelegte Untersuchungen lassen sich zu schwer auf die kleinen Vorfälle und minder wichtigen Verhältnisse des geselligen Lebens anwenden. Die Weisheit, welche wir in der Studierstube gesammelt haben, ist zu hoch, als daß sie uns auf den Markt, in das Gesellschaftszimmer, unter den großen Haufen begleiten, und auch dort uns anführen könne.

Auf der andern Seite, je verwickelter, mit je mehr Gewinn oder Gefahr verbunden, je abhängiger vom Zufalle und von andern Menschen die Geschäfte sind: desto größer wird die Anzahl der Leidenschaften, welche auf den Menschen einstürmen, desto mannichfaltiger die Collisionen, welche ihn in Verwirrung setzen. Um desto schwerer wird ihm also auch die deutliche Erinnerung an die Grundsätze, welche sein Nachdenken als Regeln seiner Aufführung gefunden hatte; desto schwerer die kraftvolle Ueberzeugung von der Wahrheit der Tugendlehren, ohne welche ihr Andenken keinen Einfluß hat.

Bey einigen Menschen nun, wie ich im Anfange gesagt habe, findet sich dieß alles, in einem so ungewöhnlich hohen Grade, daß dadurch das ganze System ihres Lebens, so wie ihre Philosophie, in Unordnung geräth. Sie können ihre Aufführung ihren Ideen nicht anpassen: und oft machen sie ihre Grundsätze falsch, verworren und unverständlich, indem sie sie ihrer Aufführung anpassen wollen.

Nur diejenigen Menschen sind wahrhaftig weise, handeln tugendhaft, und sind glücklich, bey welchen, zwischen den beyden Zuständen, des Nachdenkens und der Action, wo nicht völlige Harmonie, doch ein Zusammenhang vorhanden ist. Dieses wird denjenigen leichter, deren Verstand oder deren Begierden einfältiger sind. Unter den ersten verstehe ich die Leute von bloß gesundem Verstande, gut gebohrne, gut erzogene Menschen: welche die gewöhnlichen Fähigkeiten von der Natur, die gewöhnliche Cultur und die nöthigsten Kenntnisse durch Erziehung oder ihren Fleiß bekommen haben; die weder sehr scharfsinnig, noch sehr dichterisch, aber richtig denken. Weil deren sämmtliche Ideen, folglich auch die moralischen, leichter hervorzubringen sind: so bieten sie sich ihnen auch zu den Zeiten dar, wenn sie nicht Muße haben, Ideen mühsam aufzusuchen: nicht Kräfte genug übrig haben, sich ihrenthalben anzustrengen. Ueberdieß sind ihre Vorstellungen, die Lehren ihrer Weisheit, weil sie minder abstract sind, anwendbarer auf die Verfassungen und Vorfälle des alltäglichen Lebens: sie

sind dem Concreten näher, (welches sich daher auch eher nach ihnen beurtheilen läßt,) und sie können um deswillen besser zu Regeln der Aufführung in bestimmten Fällen dienen.

Mehr feurige oder mehr spekulative Köpfe, können sich den praktischen Gebrauch ihrer Grundsätze dadurch erleichtern, indem sie ihre Geschäfte sehr einfach machen. Denn außerdem, daß sie alsdann vor einem hohen Grade der Leidenschaft bewahrt bleiben; nie ihre ganze Thätigkeit so dabey erschöpfen, daß sie nicht sich der in ruhigern Stunden durchdachten oder empfundenen Wahrheiten, deutlich erinnern könnten: so ist es auch bey solchen Geschäften leichter, mit vollkommener Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung zu handeln. Je zusammengesetzter aber, je mehr gegen einander laufend die Zwecke, die Mittel, die mitwirkenden Ursachen sind: desto mehr Einschränkungen müssen die allgemeinen Regeln finden. Männer dieser Art aber sind einer solchen übereinstimmenden Aufführung, wo sie statt findet, fähig; unfähig hingegen, diese Biegsamkeit mit Anstand zu vereinigen. Sie können nur ganz vollkommen, oder sie müssen sehr mittelmäßig handeln.

Daher sind die Menschen, welche bei einem großen Genie, ein unruhig geschäftiges Temperament haben, besonders wenn sie sich noch dabey in weitläuftige Entwürfe des Ehrgeitzes oder der Gewinnsucht einlassen, oft den ärgsten Ausschweifungen oder den lächerlichsten Fehltritten unterworfen.

Um die Vollkommenheit eines Menschen zu bestimmen, könnte man hievon den Maaßstab entlehnen. Man könnte sagen, daß derjenige der vollkommene Mann ist, der keine seiner Handlungen, welche er in dem Drange der Geschäfte, oder dem Rausche gesellschaftlicher Fröhlichkeit gethan hat, in den Stunden der Muße und des Nachdenkens mißbilligen darf; und der hingegen alle die Ideen, welche er durch sein einsames Nachdenken entdeckt hat, in den Zeiten der Geschäftigkeit und des praktischen Lebens anwendbar findet: der so denkt, daß er darnach handeln kann, und wirklich so handelt, wie er denkt.

XVI.

J a c o b i.

Friedrich Heinrich Jacobi, einer der ehrwürdigsten und einflußreichsten Philosophen Deutschlands, wurde im Jahre 1743 zu Düsseldorf geboren. Nachdem er einen großen Theil seines spätern Lebens als Jülich-Bergischer Hofkammerrath, Zollkommissar und wirklicher geheimer Rath in Düsseldorf verlebt hatte, ward er (1807) nach München als Präsident der K. Baierischen Akademie der Wissenschaften berufen, als welcher er am 10. März 1819 zu München gestorben ist. Es hat wohl nur wenige philosophische Denker gegeben, die, ohne ein eignes System zu begründen, einen so langen und bleibenden Einfluß auf ihr Zeitalter ausgeübt und sich so lange in Achtung und Ansehn unter ihren Zeitgenossen zu behaupten gewußt haben, als Jacobi. Eine Darstellung seiner philosophischen Grundansicht so wie des Gegensatzes, in welchen er zuletzt mit der Schellingischen Philosophie gerieth, gehört nicht hierher. Dem größeren Kreise der Lesewelt wurde er schon früh durch seine beiden Romane, Woldemar (1779), und Allwill's Briefsammlung (1781) als geistvoller Schriftsteller bekannt. Er suchte hier seine philosophischen Ideen, so wie die Ergebnisse seines Studiums der menschlichen Natur und des menschlichen Herzens in Romanform einzukleiden und in Darstellungen nach dem Leben zu veranschaulichen. Ist ihm dies auch nicht durchaus gelungen, und mangelt es seinen Darstellungen vielleicht selbst an Natürlichkeit, so darf er gleichwohl in Hinsicht auf die Ausbildung und Klarheit seiner Sprache und Schreibart auf einen Platz untee Deutschlands vorzüglichsten Prosaisten Anspruch machen. Vergl. Fried. Heinr. Jacobi, nach seinem Leben, Lehren und Wirken

dargestellt, von Schlichtegroll, Weiller und Thiersch. (München 1819).

Seine sämmtlichen Werke sind herausgegeben von ihm selbst und nach seinem Tode fortgesetzt von Fr. Roth (Leipzig 1812. f. 5 Bde.)

Aus Jacobi's Woldemar.

R** den ... Febr.

Die Hälfte des Weges ist zurückgelegt! — Es war mir lieb, daß die Post nach B** erst heute abging, denn ich hätte schwerlich vermocht, eher an Dich zu schreiben. Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wie mir ist. Als ich von G. abreiste, war ich wie ausser mir. Ich saß in meinem Wagen und hörte das Rasseln über das Pflaster hin, und wußte kaum, was es war.

Wir erreichten die Landstraße — Knall auf Knall des Schwagers Peitsche, und die Pferde in vollem Trabe ... Ich schlug die Augen auf, sah Hecke, Baum und Land an mir vorbey schwinden — an mir vorbey zurück. Ich streckte maschienenmäßig den Kopf hinaus, dem allen nach. Die Sonne war am Aufgehen. — G. war schon fern, aber noch deutlich genug zu unterscheiden; auch erreichte noch das Geläute von seinen Thürmen mein Ohr, und zuweilen kam's mit einem Windstoße schnell in hellerem Klange — und wieder weg, wie der Laut eines tiefen Seufzers. Dazwischen wirbelten oben die Lerchen, und klirrten die Ketten am Pferdegeschirr, und hallte das Treiben des Postknechts.

Unversehens ging es mit einer Drehung die Anhöhe schnell hinunter. Alles, was da war, mir auf einmal entrückt!

Ich stürzte zurück in den Wagen, preßte mein Gesicht aus allen Kräften zwischen die Lehnküssen, und meinte, das Herz würde mir die Brust entzwey schlagen ... Weg! so immer weg — einst weg von allem! — so scholls dumpf in meinem Innern. Endlich brachen die Thränen los — und Du, Lieber! — Du standest vor meiner Seele. Ich fühlte das: Hin zu ihm, zu meinem Biderthal! — Aber ich weinte noch lange — weine noch heute ...

Bedenke, Lieber! ich war nun volle sechs Jahre zu G. gewesen; hatte unter guten Menschen viel Gutes dort genossen; manches Gute auch gethan; das meiste nur angefangen; meine

Geschäfte, meine Verhältnisse gefielen mir; ich hatte mich gewöhnt, mich angehangen — vor Deiner Heyrath schon zum immer bleiben angehangen. Ich glaubte damals, es würde so seyn, wünschte es. Nun reiste ich weg, und sah das alles vor mir untergehen.

Ach, so bin ich. Etwas vergehen zu sehen, wär' es noch so gering; zu fühlen, es ist damit zu Ende — es ist aus: bis zur Ohnmacht kann es mich erschüttern.

Nun gehe ich nach B., da werde ich bleiben! — Siehe, davor schaudert mir wieder! — Ich bin kaum dreyßig Jahre alt, und mag nur so weniges noch vom Leben. Was ich nun erhalte, ist die Erfüllung meiner Wünsche! — Ich werde glücklich seyn, endlich zufrieden; — aber das muß ich nun auch seyn, oder . . . Lieber! — Bester, Einziger, verzeih! Du wirst mich ja nicht mißverstehen. Wie könntest Du? Ist es doch Fülle der Wonne, was mich ängstiget! —

Es war gut, daß ich mich hier einige Tage aufzuhalten hatte; weniger, um mich von meinem Abschiede von G. zu erholen, als auf Dein Wiedersehen mich vorzubereiten. Da ich die hiesige Gegend erreichte, diese Stadt erblickte, wo wir in verschiedenen Zeitpunkten so manche Tage mit einander zugebracht hatten: — es ist nicht auszusprechen wie mir wurde! Beym Eintritt in die Krone kam mir der eine Kellner, der gute Johann, der von früh an auf mich gelauert hatte, mit Deinem Briefe entgegen. Er war noch der alte, und so alles im Hause noch beym Alten. Die Leute hatten eine große Herrlichkeit, mich wiederzusehen. Das Geräusch ihrer Freude stillte auf eine angenehme Weise meine Fantasie. Es dauerte an eine Stunde bis ich in mein Zimmer kam und allein blieb. Da erbrach ich Deinen Brief. Aber mein Herz gerieth gleich bey den ersten Zeilen in eine so starke Bewegung, daß ich ihn wieder zusammen legen und einstecken mußte. Ich gieng hinaus unter die Eichen. Es war Wetter wie im May. Vor sieben Jahren hatten wir eben so schöne Februar-Tage, und Du warst mit mir hier. Weißt Du, wie wir über die Höhe giengen, an der Seite, weit her, den Fluß schlängeln sahen, so schön blau zwischen den sonnigen Ufern! Wir schlugen einen Weg ein, den wir nicht kannten, der uns an einen waldigen Hügel leitete. Erinnere Dich, wie wir hinanstiegen; bey jeder sich öfnenden Aussicht weilten, aber ungeduldig; dann mit verdoppelten Schritten eilten die herrliche Gegend immer weiter vor uns auszudehnen; athemlos endlich hinauf kamen, da standen — auf der mühsam

erstrebten nackten Felsen-Glätte. Damals dachte ich weiter nichts dabey; jetzt, bey der Wiedererinnerung, fiel es mir auf. Wir blieben eine Weile, genossen das Eroberte, merkten, voll Entzücken, nicht auf die öde Stelle, die uns den Genuß verlieh, doch räumten wir bald den Platz. Schnell hinab giengs den steilen Pfad, und wir suchten über Aecker und Wiesen den Weg zum Thale unserer lieben Eichen. Wir fanden ihn. Es war am Kreuz bey Hildern. Da setzten wir uns hin und ruhten aus. Ich wüßte nicht, daß ich einen Frühling erlebt, einen Frühling empfunden hätte, wie jenen damals. Von seinem lieblichen Hauch schien die Erde sichtbar sich zu öffnen, schien zu beben vor Wonne im Hervorbringen des ersten Grüns, des Entfaltens der Keime. Hecken und Bäume — noch ohne Blatt; aber wie herrlich überglänzt vom Durchschein ihrer Fülle; alle Zweige mit hochgeschwellten Knospen bedeckt. — Da wünschte ich mir nur so lange zu leben, bis die Knospen aufbrächen, bis der Segen sich löste — nur bis zum nahen May. Ich sagte Dir das, und es drang in Dich. Uns wurde so wohl.

Diese Unbefangenheit, diese heiligen Gefühle suchte ich jetzt wieder — und fand sie im Eichenthal. Ich lagerte mich in die Tiefe, und las nun Deinen Brief.

Wie mir wurde unter dem Lesen — wenn ich Dir das sagen könnte, so wäre es des Sagens nicht werth.

Jetzt, in diesem Augenblick las ich ihn wieder. — Eine Stelle ist mir tief in die Seele gedrungen, wo Du schreibst: „Ich fühlte mich bisher in meinem schönen Familienkreise so glücklich, und glaubte bei dem immerwährenden Verlangen Dich hier zu sehen hauptsächlich nur den Wunsch zu haben, daß es Dir eben so gut werden möchte als mir. Welche Täuschung! Jetzt empfinde ich klar, daß es vielmehr nur die Aussicht war, Dich hier an mich zu ketten, warum ich meine Lage so beneidenswürdig fand. Ich habe deß keinen Hehl, habe es Dorenburgen und meinen andern Lieben gestanden, und sie tadeln mich nicht. Nach allem was ich Ihnen von Dir erzählte, nach Deinen Briefen" . . . . Aber was fange ich an, daß ich dieß hier abschreibe? — O Du Bester, o Ihr Theuern, Trefflichen alle — um Gottes willen! hofft doch nicht so viel von mir! Ach, ich bin der Mensch nicht, auf den man ein Glück bauen kann! Hast du das vergessen, Biderthal — alles vergessen: den Gram, den Kummer, die bitteren Sorgen, die ich so häufig Dir verursachte? Wie ich mehrmals Deinen zarten, treuen, edlen Busen verließ, um

mein Herz an Felsen zu zermalmen — seine Wärme Dir entzog, um damit über Basilisken zu brüten? — Ich liebte Dich immer von Grund der Seele, das ist wahr, und wenn Du mich brauchtest war ich nicht fern, war Dir immer daheim; besann mich auch nie, wenn von Aufopferung die Rede war; fragte nie, was es gölte, nichts oder alles. Aber was ist das — was ist alle mein Thun für Dich, gegen das, was Du für mich gelitten; gegen Dein Schonen, Dein Dulden? — Du hast doch nicht Einmal über mich gemurrt, nie einen Augenblick Dich von mir abgewendet, — hieltest standhaft Deinen Blick auf mein besseres Selbst geheftet, dachtest nie von fern nur, daß ich die Bruder-Treue verletzen, den Bund unserer Freundschaft brechen könnte — Einziger! — — Ja, so muß es seyn, wenn Liebe zu Freundschaft empor kommen soll. Lieben — bis zur Leidenschaft, kann man jemand in der ersten Stunde, da man ihn kennen lernt; aber eines Freund werden — das ist bey weitem eine andere Sache. Da muß Mensch mit Mensch in dringenden Angelegenheiten erst oft und lange verwickelt werden, der Eine am Andern vielfältig sich erproben, Denkungsart und Handlungsweise zu einem unauflöslichen Gewebe sich in einander schlingen, und jene Anhänglichkeit an den ganzen Menschen entstehen, die nach nichts mehr fragt, und von sich nicht weiß — weder woher noch wohin.

Du wirst mich verändert finden, lieber Biderthal. Zwar habe ich Dir von allem was sich mit mir zutrug jedesmal treue Rechenschaft gegeben: aber was ist es mit dem Schreiben? Viele und große Erfahrungen habe ich während der sechs Jahre unserer Trennung gemacht. Da ich Dir überhaupt etwas kälter vorkommen werde, so will ich Dir von meinen veränderten Gesinnungen nur dies im voraus sagen, daß ich vom Menschen im allgemeinen, von seiner Natur — theils einen viel höheren, theils einen viel geringeren Begriff habe, als ehemals. Es kann nichts so Schönes, so Großes gedichtet werden, das nicht im Menschen läge, das man auch nicht hie und da himmelrein aus ihm hervorgehen sähe; nur ist er in allem seinem Thun — Ach! so wandelbar, so hin und her, so unzuverläßig — ein durch und durch zweydeutiges, armes, nichtiges Wesen. Er vermag überall zu viel und zu wenig: darum nichts Ganzes, nichts durchaus Bleibendes . . . . . Seitdem ich dieses anschauend erkenne, bin ich viel gelassener, viel stiller; ich hoffe weniger, und suche mehr zu genießen. — Da wäre ja wohl Gewinn! . . .

Genug und schon zu viel! Erst konnte ich nicht anfangen zu schreiben; nun kann ich nicht aufhören.

Lebe wohl! Sey gutes Muthes! freue Dich, liebe mich! Von hier komme ich vor Freytag nicht weg. Den 8ten März bin ich bei Dir; also in vierzehn Tagen. — Wie ich mich nach Deinem Anblick sehne, nach Deiner Rede, nach Deinem Kuß! — Und doch zittre ich vor dem Moment da mein Auge Dich erreichen wird. O daß ich gleich in Deinen Armen wäre, sähe und hörte schon nicht mehr! — Lebe wohl, Lieber! ich schwebe in Deiner Gegenwart. — Lebe wohl!

Woldemar.

Am 28. April.

Ich glaube, Bruder, alle Nachtigallen haben sich hieher in unsere Büsche beschieden! Es ist ein Singen, daß man es kaum aushalten kann. Alle die andern Vögel dazu. Das Heer von Lerchen, die in ununterbrochenem Jubel einem über dem Kopfe schweben. Rund herum die ganze vollständige Symphonie. Und dann — höre! — die Wechsellieder der Nachtigallen durch alle den Gesang durch. Man weiß nicht wohin man sich kehren und wenden soll. Ruht das Ohr einen Augenblick, dann fallen alle die Baum- und Hecken-Blüthen über einen — alle das neu gewordene Laub . . .

Und siehe da, die herrliche Ebene; — das vielfarbene Grün dort im Thal! — O, und jene Hügel hinauf! Seitwärts die darüber ragenden Höhen! Hier — durch die Oeffnung — noch weiter! Alle Gipfel durchsichtig; alles so lüftig, so voll lebendigen Othems, sich anhauchend mit Wohlgerüchen, und ausströmend seine beste Kraft in Schönheit und Anmuth . . .

Heute — Wir waren ausgewandert nach Brinken, standen in dem unermeßlichen Obstgarten, schauten in den Blumenhimmel schweigend, wonnevoll.

Man sollte uns Milch in die Kirschenlaube an dem einen Ende des Baumgartens bringen. Sie war gekommen; man rief uns; wir giengen.

Ausgeruht, erquickt, machten wir uns auf zum Rückwege — traten aus der Laube, schauten, entzückter, noch einmal in den Blumenhimmel, konnten die Füße nicht bewegen zum Weggehen.

„Nur Eins fehlt hier, sagte Allwina; ich habe keine Nachtigall gehört.“

Da plötzlich, dicht über uns vom nächsten Zweige, das hellste Schlagen, heller, stärker, fort bis zum Athemausgehen des Sängers — Es fuhr durch alle Glieder, in die Seele!

Wie mir nur wurde — auch so plötzlich! . . . Ich weiß, ich verstehe es nicht.

Meine Begleiterinnen, die zwey lieben Mädchen, standen da vor dem Verzückten. — Gott! Ich wankte, taumelte nieder, verbarg mein Gesicht . . .

Die Sonne neigte sich zum Untergehen. Sachte wandelten wir zurück nach Pappelwiesen. Ich, zögernd hinter den zwey Mädchen — in mich sammelnd alle die Töne, die in meiner Seele angeschlagen hatten, daß sie nicht verhallten, wenigstens nicht so geschwinde verklängen. Ein vieljähriges Gemisch dunkler Empfindungen ordnete sich in Accorde, und diese Accorde wieder in Melodie. In den schwindenden Sonnenglanz traten Sirius und Venus. Vor und nach erschienen die übrigen Sterne. — —

— So weit hatte ich gestern Abend geschrieben. Jetzt komme ich von einem Spaziergange im großen Englischen Garten, mit Allwina, zurück. Henriette hatte zu schreiben.

Du erinnerst Dich der offenen Seite, wo das Wäldchen — und alles, die ganze Gegend, schön wie ein Paradies, vor einem liegt.

Wie ein Paradies! hatten wir öfter gesagt.

Es schwebte mir auf der Zunge, heute zu sagen: wie im Paradiese!

Ich konnte nicht, fühlte, daß ich erröthete.

Wir wendeten uns linker Hand nach dem Wasserfall, setzten uns nächst dem großen Teiche, der so hell und schön da stand, daß man sich nur gleich hätte hineinstürzen mögen. —

. . . Am Sonnabend schreibe ich Dir wieder, und wer weiß, vielleicht etwas Merkwürdigeres.

Dein Woldemar.

Woldemar an Biderthal.

Pappelwiesen, den 23. August.

— — Seit gestern bin ich hier ganz allein. Die beyden Tanten mit Allwinen und Henrietten sind nach Schellenbrug, kommen aber diesen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf diese kurze Zeit in Einsamkeit versetzt zu werden; ich habe herrliche Stunden zugebracht. Noch war ich nicht

Einmal zu einem solchen alleinigen ganz stillen Anschauen meiner Glückseligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht darnach gesehnt; aber mir geschah unaussprechlich wohl, da ich nun von ungefähr dazu gelangte. — Könnte ich Dir in etwas nur bedeuten, wie mir war, und wie mir ist!

Sobald meine Reisenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Dachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der eine Nußbaum diente mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen ging ein starker Wind. Man hörte sein Anfallen an das dichte Gebüsch, wie er die Aeste bog und die Blätter drängte, — dann im Laube verwehte, — drinnen zum sanftesten Lüftchen wurde — und zwischen den jungen Eschen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haseln in vieltönigem Gelispel sich verlor; — dann wieder majestätisch rauschte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume, — und beynah Sturm war in ihren Gipfeln. — — In den mannichfaltigen Millionen Blätter, welch unendliches Spiel! Welch ein Wallen und Wühlen der Aeste! — Unter und über das luftige Laub-Meer! — Ergriffen von seinen Wogen schwamm mein Auge hinweg in die schöne Fluth, und ließ sich von ihr verschlingen. — — Leise rieselte unterdessen der liebe Bach an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlünde; — und die Fische hatten ihren Scherz, mit Springen, Schnalzen und Klatschen. — — Der mächtige Stamm an den ich gestützt war, schwankte, fast unmerklich, hin und her — bald stärker bald schwächer; wiegte meinen Rücken, und bewegte sanft schauerlich mein Haupt. — — Nie war meine Seele so in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Wesen! — Ewigkeit, mein fliehendes Daseyn!

Ich verließ nach einer Weile den Platz; aber die Empfindungen, die er mir gegeben, folgten mir nach. Wohin ich wandern mochte, fand ich denselben Zustand. Alles entzückte mich so wie es war. Ich freute mich ohne Aussicht, ohne Hofnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks, und wie von Allgenugsamkeit umgeben.

Der Wind hatte um Mittag sich gelegt, es war etwas schwül geworden, und gegen Abend regte sich kein Blatt. Ich gieng umher, und ergötzte mich an den wunderbaren Beleuchtungen der Erde; — Bäume und Blumen, als ob sie in die Höhe schienen und die Dämmerung erhellten. Ich ließ mein Essen etwas früher unter die Laube vor dem großen Saal bringen, weil ich keine Kerze mochte und die Nacht wollte kommen

sehen. Ich war bald fertig; saß stille da, und ließ mir träumen — von Dir; dachte — wie Du vielleicht eben jezt auch an mich dächtest; — Deine Gespräche mit Luisen; Dein Sehnen nach uns zurück — Dein Kommen — Dein Eilen auf dem Wege, und mein Erwarten . . .

Es war mir nicht eingefallen, daß wir Vollmond hatten. Ganz hinten, bei den Eichen, sah ich ihn unversehens in die Castanienbäume scheinen. Er zog heran — wie mit später Dämmerung feyerlich die Stille heranzieht; — lächelte zwischen dem dunkeln Laube; gleich einem Freunde, der sich zur Ueberraschung herbeyschleicht; bebend von den Schlägen seines Herzens, das die Freude nicht halten kann. . . . Ich regte mich nicht, machte kaum aufschauen, als wäre es so in der That, und ich fürchtete, ihm die Freude zu verderben. Da kam er endlich über die Gipfel der Eichen und trat vor mich hin. Ich flog auf! — Lieber, es war ein Augenblick voll Himmelslust!

Ich gieng, und wandelte auf und ab in meinen Alleen von Pomeranzenbäumen, unter den Linden, und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle. Es war eine Nachtstille — ein Schweigen um mich her, wie das Schweigen unaussprechlicher Liebe. So gieng ich, bis der Mond in den Teich schien, und ich nicht weg konnte unter der Ulme am Canal. Man hörte nichts als den Gesang der Grillen, das Rieseln durch den Teich, und dann und wann die Bewegung eines Fisches. — Hell und immer heller wurde das Wasser — und ich schwebte wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöst, und an mich ziehend aus dem feinsten Aether eine neue Bildung.

XVII.

Johannes Müller.

Johannes (von) Müller, der größte deutsche Geschichtschreiber unserer Zeit, war am 3. Januar 1752 zu Schafhausen in der Schweiz geboren, wo sein Vater zuletzt Conrector am Gymnasium war. In alterthümlicher Einfalt und Häuslichkeit unter der Leitung einer frommen, edeln und sanften Mutter erzogen, ward der Knabe, besonders durch seinen mütterlichen Großvater, früh schon für die vaterländische Geschichte erregt

und begeistert. Mit dem dreizehnten Jahre lernte er die klassischen Alten kennen, und las ihre Werke mit um so größerem Interesse, je weniger der öffentliche Unterricht seinem Geiste Nahrung und Befriedigung gewährte. Von dem Vater zur Gottesgelehrtheit bestimmt, bezog Müller (1769) die Universität Göttingen, wo er durch die Vorlesungen Müllers, Walchs, Michaelis und Schlözers für die Geschichtsstudien gewonnen wurde, und den Entschluß faßte, Geschichtschreiber der Schweiz zu werden. Nach Schafhausen zurückgekehrt (1771), ward er daselbst Professor der griechischen Sprache. Sein großes Unternehmen, die Geschichte des Vaterlandes zu schreiben, beschäftigte ihn nun anhaltend. Als dasselbe kund wurde, ließen ihm vaterländische Gelehrte und Geschäftsmänner, auch viele Klöster reichliche Unterstützung angedeihen; besonders der ehrwürdige v. Haller, der ihm seine unermeßliche Urkundensammlung von 45 Folianten und 24 Quartbänden zur Benutzung mittheilte. In dieser Zeit (1773) lernte er auch in der patriotischen Gesellschaft zu Schinznach den Freund seiner Seele, Karl Viktor von Bonstetten, kennen, und schloß mit ihm jenen engen Seelenverein, von dessen romantischer Entwickelung und lebenslänglicher Dauer Müllers Briefe ein so redendes Zeugniß sind. Um einen freiern Wirkungskreis zu gewinnen, legte Müller (1774) seine Professorstelle nieder, ward Hauslehrer bei dem Staatsrath Tronchin in Genf, zog dann mit einem jungen talentvollen Amerikaner, Francis Kinloch, auf das Landhaus Chambisi am Genfersee, um dort dessen Studien zu leiten, und den Wissenschaften zu leben. Nach Kinlochs Abgang nach Südamerika (1776), lebte Müller abwechselnd theils bei Bonnet, dem großen Naturforscher, in Genthod, theils bei Bonstetten, und vollendete die Vorarbeiten zu seinem großen Geschichtswerk. Im Anfange des Jahres 1779 hielt er zu Genf Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte, welche nachmals sorgfältig umgearbeitet unter dem Namen Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten (1810) im Druck erschienen sind. Nachdem er bereits durch mehrere historische Schriften die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, erschien endlich (1780)

der erste Band seines unsterblichen Werkes, der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Der Ruhm Friedrichs des Zweiten lockte ihn jetzt nach Berlin, wo er zwar mit dem großen Könige eine Unterredung (am 12. Febr. 1781) hatte, aber keine glänzende Anstellung fand. Auf der Rückreise nahm er eine Professur der Geschichte am Carolinum in Cassel an, wo er 1782 Rath und Unterbibliothekar wurde. Aber seine Sehnsucht nach den vaterländischen Freunden führte ihn bereits 1783 wieder nach der Schweiz zurück, wo er theils bei Tronchin, theils bei Bonstetten, theils in Bern, seinen Lieblingsstudien lebte. Doch nahm er im Jahre 1786 einen Ruf als Hofrath und Bibliothekar nach Mainz an. Hier arbeitete er den ersten Band der Schweizergeschichte um (1786), gab den zweiten Band heraus (1787), und ward hierauf vom Kurfürsten (1788) zum geheimen Legations- und Conferenzrathe ernannt. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten wirkte er noch sehr viel für das Wohl des Landes wie für das Interesse seines Fürsten, der ihn (1791) zum geheimen Staatsrathe und Staatsreferendar ernannte, worauf ihn der deutsche Kaiser in den Adelstand und zum Reichsritter erhob. Als Mainz in französische Hände fiel, gieng Müller nach Wien und trat (1793) als Hofrath bei der Hof- und Staatskanzlei in österreichische Dienste. Außer mehreren kleinen Schriften vollendete er hier (1795) den dritten Band der Schweizergeschichte. Obwohl er im Herbst 1800 an Denis Stelle erster Aufseher des kaiserlichen Bücherschatzes wurde, so veranlaßte ihn doch manche traurige Erfahrung, besonders der sichtbare Religions- und Schreibzwang, Wien (1804) zu verlassen und als geheimer Kriegsrath und Historiograph in Preußische Dienste zu treten. In Berlin vollendete er den vierten Band seiner Schweizergeschichte (1805), und hatte den Schmerz, den Umsturz der deutschen Reichsverfassung und den Fall des Preußischen Staats zu erleben. Unverdient gerieth Müller hiebei in den Verdacht der Achselträgerei und der Vorliebe für Napoleon, der mit ihm in Berlin eine lange Unterredung gehabt und ihn ausgezeichnet hatte. Er nahm daher (1807) einen Ruf als Professor nach Tübingen an, doch

unterwegens erreichte ihn ein Befehl Napoleons, der ihn, ungeachtet seiner Weigerung, zum Königl. Westphälischen Staatssekretär ernannte. Er trat diesen bedeutenden Posten mit Widerwillen an, legte ihn 1808 wieder nieder, und ward Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts. Die vielen Anstrengungen, Hindernisse und Kränkungen, die er erfahren mußte, nagten unterdeß an seiner Gesundheit, und führten endlich seinen Tod herbei, am 29. Mai 1809. Schon seit 1808 hatte er sein nahendes Ende gefühlt, und in einem Testamente, dem Zeugnisse seiner Denkungsart, sein Haus bestellt und über die Tilgung seiner Schulden verfügt.

Die wichtigsten Materialien zur Geschichte seines wissenschaftlichen und Privat-Lebens, so wie die Hauptzüge zu seiner Charakteristik sind in Müllers Briefen an seinen Bruder und an Bonstetten niedergelegt. Unter seinen Werken gebührt der Schweizergeschichte, obwohl sie nur bis zur ersten Abtheilung des fünften Bandes vollendet ist, unstreitig der erste Platz. Das, was diesem Werke einen bleibenden und unsterblichen Werth giebt, ist nicht blos die beispiellos gründliche Quellenforschung, die ihm zum Grunde liegt, und der ergreifende, alterthümlich kraftvolle Stil geschichtlicher Darstellung, sondern das große historische Gemüth und das vaterländische Herz des Geschichtschreibers selber. Leichter und einfacher, aber auch weniger kraftvoll gehalten, sind Müllers Allgemeine Geschichten, — gedankenreiche Skizzen der verschiedenen Zeitalter der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte, die Frucht dreißigjähriger Studien; ein Werk, dem zwar die letzte vollendende Hand fehlt, das aber gleichwohl immer eine der geistreichsten Uebersichten und Ansichten des großen Gesamtgebiets der Geschichte bleiben wird.

Müllers sämmtliche Werke, herausgegeben von seinem Bruder Georg Müller, Tübingen 1810. ff. 27 Bände.

1. Aus Müllers Schweizergeschichte.

Des Schweizerlandes erste Gestalt.

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weisse Mauer mit unersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klastern hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weissen Berg oder den Schreckhorn erstiegen hätte: man sieht ihre pirampdalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt; in unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstralen trotzt ihre Eislast, sie vergolden sie nur: von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Lauf der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben; und wenn in verschlossenen Gewölbern der nie gesehene Stoff des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Glätscher zu hoch: nur schmilzt an der Erde Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen, und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft in eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bey dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen, der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen!

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen haben die Gewässer getobet, bey funfzehenhundert Klastern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, und achtzehenhundert über der Fläche des Weltmeers. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, durch eine verborgene Ordnung von Ursachen und Würkungen, Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, die Wasser aber mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben: doch, das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öfnet kaum heute seine Augen zu Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich warf die Sonne die ersten Stralen auf den Fuß dieses Gebürges: unzählige

len; was er durch den Hofdienst erwarb, gab er ihnen, und bekam ihnen von den Kaisern die Bestätigung ihrer Freyheiten, zumal des Rechts um ihre Ansprüche überall eidliche Kundschaft nehmen zu lassen. Da schenkte der Bischof Adalbero von Augsburg eine sehr große Glocke, einen Kelch vom Stein Onyx, gefiederte Tapeten, Purpur, übergoldete Kleider, Bilder auf Scharlach in Schnupptücher gestickt, weiße wollene Röcke, große helfenbeinerne Kamme an ehernen Ketten, mit feinem glänzenden Leinwand bedeckte Tische, viele Edelgesteine und andere Kostbarkeiten, welche er und seine Väter seit manchen Geschlechtern auf Wallfahrten und Gesandschaften gesammelt, und er zum Angedenken im Schatz des Klosters verewigen wollte. Solche Pracht war vor Alters die Ehre der großen Häuser; damit prangten sie, wenn die edle Hausfrau an dem Tag eines Gastmals bey Geburt, Vermählung, Ritterschlag oder Begräbniß die goldenen Zierden aus den eisernen Kisten hervorbrachte, um durch den weiten Saal reich zu glänzen. Es kam auch eine große Gesandschaft an S. Gallen und an andere Klöster von Athelstan, König von England, einem würdigen Enkel des großen Alfred, einem Fürsten, der das Geheimniß der englischen Macht kannte, indem er die Schiffahrt und Künste des Friedens ermuntert. Er schloß durch Bischof Keonwold eine Brüderschaft mit S. Gallen. So that auch der Abt von Disentis in der Wüste des hohen Rhätiens; Landolaus, Bischof zu Trevigi, welcher Fürst vom Hause der Grafen zu Habsburg war; Gero, Markgraf an der Gränze gegen die Slawen, und Bischof Ulrich zu Lausanne vom kiburgischen Stamm. Dieser gab den Brüdern ein großes Gastmal, und schenkte ihnen Landgüter und Fischenzen, er erinnerte sich der in ihrer Schule verlebten Kindheit. Ihre Schule wurde im Gesang, im Reim und in Kenntniß des Wolklangs nicht übertroffen; die Welt bewunderte die schöne Handschrift ihrer Scholaster: diese Gabe war vor Erfindung der Druckerey so wichtig, daß unter größern Sachen von Salomo gerühmt wird, er habe schöne Anfangsbuchstaben gemalt. Conrad, König der Teutschen, bewunderte ihre Zucht, als er bey einem Umgang Aepfel unter die Knaben streuen ließ, und keiner seitwärts blickte; wie wir von den Römern lesen, sie haben ohne Schaden des reifen Obsts in Baumgärten gelagert. Aus dieser Schule ist Eckard am berühmtesten, welcher in einer Versammlung zu Maynz unter den Bischöfen sechs ehemalige Schüler fand. Hedwig, Herzogin von Schwaben, wollte dem Kloster ein Gut vergaben,

wenn Eckard auf ihrer Burg zu Hohentwiel wohnen dürfe. Von diesem Ort, auf einem Felsen gelegen, welcher sich mitten aus den schwäbischen Gefilden erhebt, verwaltete sie mit königlichem Ansehn durch ihre Grafen alle Sachen des Landes bis auf den Hochverrath. Es war der höchste Schwur in Schwaben, „beym Leben Hedwig!“ Diese große Frau liebte die Alten; sie empfahl ihrem Caplan den Virgilius, den höchsten Stolz der lateinischen Musen. Sie liebte Horatius, den freundlichen Kenner der Menschen, welcher den Genuß des Lebens am weisesten lehret. Sie gab seine Gedichte mit einem Kuß den schönen Jüngling Burkard, welcher zu ihr gekommen war um griechisch zu lernen. Oft fanden die Ritter und Herren den gelehrten Eckard bey der Herzogin. Er hatte eine angenehme Lebensart, gute Manieren, eine einnehmende Sprache, durchdringende redende Augen und eine schöne Größe: er war oft allein bey der Hedwig; sie lasen mit einander die Alten.

Das Berner Oberland.

Wenn man von Bern Uechtland hinauf zieht, erheben sich auf beyden Seiten des Thals der Aare viele Burghalden und nicht unbeträchtliche Berge, zwischen welchen aus lieblichen Thälern viele befruchtende Wasser hervorfließen. Bey Thun erscheint ein See, am Fuß der Berge fast unergründlich, und wie fast alle helvetischen Wasser stürmisch: die Berge des östlichen Ufers laufen an den großen Stock der hohen Alpen; im Westen wälzen unter dem Namen der Kander viele vereinigte Alpenwasser unglaubliche Lasten von Sand und Steinen daher, wodurch sie längs vor dem Eingang der Thäler ein Feld aufhäufen. Voran am Gebürg stellt sich der Stockhorn dar, der Markstein der Alpen gegen dem niedrigen Uechtland; an seinem Fuß fließt aus den Thälern ihres Namens die Sibne. Jenseits der Sibne sieht man das Niesenhorn aus einer finstern Waldung das zugespitzte Haupt einsam über den Stockhorn erheben und meist aus einem Wolkenkranz emporsteigen; die Kander führt an seinem Fuß aus Frutigenthal und Kandersteig ihre wilden Wasser hervor. Von dem Niesen steigt aus dem See und jenem Schuttfeld ein sanfter Berg, der Abendberg, anmuthig auf; die Wellen brechen an seinem Fuß, die Heerden grasen seinen Rücken, er endiget fast wo der Thuner See in einem lebhaft grünen Thal. Durch dieses wallt in mächtigen Fluthen die Aare in

den Thuner See aus dem von Brienz. Der Brienzer See füllt einen sehr tiefen Abgrund am Fuß hoher Berge. Von da je näher man den Alpen kömmt, um so mehr dringt in die Gemüther ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur; der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts vielleicht weit übersteigenden Alters, und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglichfesten Gründung bringt auf das melancholische Gefühl des Nichts unserer körperlichen Form; zugleich erhebt sich die Seele als wollte sie ihren höhern Adel der todten Größe entgegensetzen. In diesen Gedanken kömmt man in das Oberhasli Thal, und am schaudervollen Rand finsterer Tiefen, auf gebrochenen zerrissenen Pfaden, steigend und staunend, aus dem Boden der Fruchtbäume den Tannwald hinauf, durch den gelben Enzian, zu Arfeln und Bergrosen, zum Sevenbaum, zu den gewürzhaften aber niedrigen Blumen der Schafweide, bis an steilen Wänden ungetreuer glatter Wasen die Gränze scheint für die Nahrung des Viehs und für die Neugier des Menschen; sintemal ob demselben unermeßliche Schneelasten die lebende Natur unterjochen, und jahrtausendaltes Eis Jungfrauhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, die einsamen Firne dieses Alpenstocks, verhüllt. Aus einem Eisgewölbe ergießt sich die lautere Aare; so weit, breit und hoch das Auge blickt, ist Eis; tief in der Kluft blinken die größten Crystalle; kaum flieht hier eine Gemse und wohnt unzugänglich ein Lämmergeyer in dem Fels; die Menschen haben ein paar Pfade, sonst ist ganze Tagreisen keine Spur des Fußes; man wird leicht in Eisschründe verschlungen, und vom Stoß des wachsenden Glätschers unter Eis und Felsenschutt nach mehrarn Geschlechtaltern endlich starr hervorgesenkt. So liegt alles Erdreich bis an den Gemmi begraben; der Gemmi steht nackend und wie verwittert; Giftkraut ist hier fast erfreulich, weil es doch sein Pflanzenleben hat. Von der Höhe des Daubensees und von dem Engstelenalpglätscher führt an einer kahlen Felsenwand ein langer Pfad, oft von den Felsen gebrochen, oft von Wassern gehöhlt, hinab nach Adelboden. Zwischen dem langen Eisthal und jenen Ufern des Thunersees, in den Bergen, welche dort am Niesenhorn und am Stockhorn und westwärts in geringeren Höhen gegen den lemanischen See enden, liegt Oberland, eine unglaubliche Menge sich durchschlingender Thäler, wo die Sanen, die Simmen, die Kander, der Engstelenbach, und beyde Lütschinen, aus vielen Bächen groß, den wilden ungleichen Strom und Runs, jegliche aus ihrem Thal in die Aare oder den

Thunersee führen. So hoch in das Gebürg als das Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Heerden, indessen Asien wüste liegt, weil das einige Glück des Oberlandes, die Freyheit, ihm fehlt.

Die Schlacht bei Morgarten.

Als das Beylager König Friedrichs mit Isabella von Arragonien und Herzog Leopolds mit Catharina von Savoyen zu Basel mit vielen Ritterspielen in großer Pracht gefeyert worden, zog Leopold, vorbey Solothurn, welche Stadt sich weigerte, seinen Bruder für König zu erkennen, auf den Stein zu Baden, woselbst er Kriegsrath hielt und folgenden Plans übereinkam: „Auf daß der Krieg wider die Waldstette so schnell als glücklich geführt und geschlossen werde, wird aus verschiedenen Gegenden ein dreyfacher Angriff geschehen müssen: Wenn die Schweizer diesen Anschlag erfahren, so wird ihr Bund, worauf sie trotzen, sich auflösen, und sie werden an allen Orten schlecht widerstehen; oder wir werden die Feinde überraschen, an dem Ort schlagen, an dem Ort aufhalten, umringen und endlich ausrotten." Hierauf wurde bestimmt, aus welchen Gegenden, durch wen jeder Angriff unternommen werden sollte, und als die Gestirne der Sache Oesterreichs günstig schienen, und jeder sich mit Fleiß gerüstet, brach Leopold auf. Graf Otto dem jüngern von Straßburg, welcher pfandsweise von den Königen die Reichsvogtey in Oberhasli und von den Herzogen das Erbgut Walthers von Eschenbach innhatte, war es (nach der Freundschaft, welche zwischen Oestreich und Graf Peter von Greyerz und nach dem Unwillen der zwischen dem Adel und freyen Landleuten war) ein leichtes, mit viertausend Mann aus dem Oberland an die Landmarken der Unterwaldner hinauf zu ziehen. Unter den Amtleuten zu Willisau, Wollhausen, Rotenburg und Lucern rüsteten sich mehr als tausend Mann, das Land Unterwalden von dem See her anzufallen.

Der Herzog selber [illegible] in zween Haufen auf Zug; die schwere Reuterey, welche ohne genugsame Unterscheidung der Gegenden und Waffen, der Stolz und Kern der Heere schien, zog in großer Anzahl voran: vor dem Anfang neuer Kriegskunst geschah die Ordnung nach eines jeden Muth. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog von den Ufern der Thur und von der Aare der ganze alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und von Kiburg; der Marschall von Hallwyll, den

Herzogen zu allem getreu, traurig über den unglücklichen Stoß, welchen er beym Ritterspiele einem edlen Gegner gab; Landenberg rachedurstig; wie auch die Geßler; die von Bonstetten, welchen aus langer Beherrschung die Gegend um den Aegerisee bekannt war; Graf Heinrich von Montfort zu Tettnang, aus Adelstolz oder aus Diensteifer den Waldstetten ein bitterer Feind; zwey Grafen von Thun und von Lauffenburg, wetteifernd um den Ruhm ihrer ersten Waffen; fast ungern Tokenburg, aus Dank, weil ihm die Herzoge die Pflegerschaft von Glaris und Gastern gaben; ja auch Werner von Honberg, ein tapferer Graf, weil er hofte, einst Rapperschwyl zu ererben. Es trat ihnen bey, zu Zug, wer aus altem Haß der Bürger, der Freyheit gram war, und wer aus billiger Scheu die Waffen für den Herzog ungern ergriff; es kamen bundgemäß funfzig Bürger von Zürich, alle gleichfarbig bekleidet; es führte von Einsiedlen her, des Klosters Volk von Wald und See, der Herr von Urikon unter dem Banner der Stift.

Aber die Landleute von Schwyz veränderten keineswegs ihre Gesinnung. Von dem rothem Thurm auf dem Weg in die Einsiedlen, gieng bis an den Thurm Schoren, die Verschanzung der Eingänge des Landes; die Eidgenossen erwarteten die erste Mahnung eilender Hülfe. Auf die Nachricht von dem Anzug der Feinde machten sie sich auf; bey anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri; worauf nach wenigen Stunden dreyhundert Unterwaldner daselbst ankamen; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann Rudolf Reding von Biberegk, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. „Vor allen Dingen, sagte er, müssen sie suchen des Kriegs Meister zu werden, damit nicht auf den Feind ankomme, sondern auf sie, wenn, wo und wie der Angriff geschehen soll; dazu werden sie kommen vermittelst einer guten Stellung. Sie, an Zahl viel die Schwächern, müssen trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nichts helfe, und ihr kleiner Haufen in keiner als der entscheidenden Stunde und nicht ohne Vortheil sein Leben wagen müsse. Der Herzog werde von Zug nicht auf Art kommen, denn Stunden weit sey dort ein Berg und hier der See; der Paß von Zug durch den Wald und an dem Aegerisee sey von fast gleicher Beschaffenheit, aber die Gefahr sey viel

kürzer; hier werde alles auf den Gebrauch der Augenblicke ankommen. Sie wissen wol, daß die Anhöhe des Morgarten eine natürliche Schanze vorstelle, über welcher die Alte-Matte sich in eine nicht unbeträchtliche Ebene ausbreite, mit welcher der Berg-Sattel zusammenhänge; von dem Sattel herunter könne mehr als Eine Sache mit gleichem Glück geschehen; von dem Berg über die Alte-Matte auf den Morgarten Anlauf zu nehmen, um den Feind in dem Paß zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen, und ihn zu trennen, oder im Thal dem vorgerückten Feind in den Rücken zu fallen, oder ihn an allem zu verhindern und ihn abzuschneiden. Alles werde dadurch leichter werden, weil der Feind sie verachte, und weil Vertheidigungskrieg am besten von denen geführt wird, welche das Land wol kennen." Als der alte Reding dem Vaterland seine Pflicht so bezahlt, und ihm die Landleute gedankt; nachdem sie, nach alter Sitte der Waldstette, kniend, Gott, ihren einigen Herrn, um Hülfe gebeten, zogen sie aus, dreyzehenhundert Eidgenossen, und legten sich an den Berg Sattel. Es geschah, daß in diesen Zeiten grosser Partheyung, da bald kein Streit ohne Gewalt geschlichtet und keine Fehde ohne zahlreiche Verbannung vermieden werden konnte, funfzig Männer aus dem Lande Schweiz vertrieben waren. Diese, als ihnen die Gefahr der öffentlichen Freyheit kund wurde, kamen an die Landmarken, um Erlaubniß zu erhalten, durch mannhafte Vertheidigung des gemeinen Besten mit jenen auf dem Sattel sich ihrer Abstammung würdig zu beweisen. Die Eidgenossen, welche für ungeziemend hielten, um einer Gefahr willen ein Gesetz abzuändern, wollten sie nicht inner die Gränzen aufnehmen; die funfzig legten sich außer den Landmarken auf den Morgarten, und beschlossen für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des funfzehenden Wintermonats in dem dreyzehenhundert funfzehenden Jahr gieng auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Stralen auf die Helme und Kürasse der heranziehenden Ritter und edlen Herren; so weit man sah, glimmerte Speer und Lanze und war das Heer; das erste Heer so weit sich das Angedenken der Geschichte erstreckt, welches in die Waldstette zu ziehen unternahm. Von den Schweizern wurde es unter mancherley Gemüthsbewegungen am Eingang der Landmarken erwartet. Montfort von Tettnang führte die Reuterey in den Paß, und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reuterey angefüllt, und standen die Reihen gedrängt. In diesem Augenblick

wurden von den funfzig unter lautem Geschrey viele aufgehäufte Steine den Morgarten herabgewälzt, und andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren geschleudert. Als die dreyzehenhundert Mann auf dem Berg Sattel der Schüchternheit und Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab, und fielen in vollem Lauf den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen und brachten mit langen Hallbarden Stichwunden oder Hiebe, nach Gelegenheit bey. Da fiel Graf Rudolf habsburgischen Stammes zu Lauffenburg, es fielen drey Freyherren von Bonstetten, zween von Hallwyl, drey von Urikon und von Tokenburg vier; zween Geßler wurden erschlagen, und Landenberg nicht mehr verschont; und von Uri fiel Walther Fürsten Sohn oder Vetter, der Edle von Beroldingen, und Hospital, der wider den Willen seines eignen Sohns für die Landesfreyheit stritt. Es war in diesem engen Paß bey halb überfrornen Straßen die Reuterey zu allem unbehülflich, indessen des Fußvolks langer Zug dieses kaum vernahm, und viele Pferde aus der ungewohnten Schlacht erschrocken in den See sprungen; bis, als mehr und mehr die Blüthe des Adels fiel, er gewaltig hinter sich drang, ohne daß die Gegend erlaubte, daß das Fußvolk sich öffne. Da wurden viele von ihren Kriegsgesellen zertreten, viele von den Schweizern erschlagen; bis da auch alle Züricher umgekommen an dem Ort wo sie gestanden, und kaum Leopold, von einem landkundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, vermittelst abgelegener Pfade todtblaß und in tiefer Traurigkeit nach Winterthur floh, das ganze Heer von Oestreich die unordentlichste Flucht nahm, und inner anderthalb Stunden die Schweizer durch den Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde nutzten, ohne beträchtlichen Verlust, einen vollkommenen Sieg erhielten.

Die Minnesinger.

Alle neuen Geburten des Witzes, alle fremden Meinungen wurden bei den Zürichern zuerst bekannt, wegen dem Zusammenfluß und Aufenthalt vieler Ausländer, wegen der Muße, die der Wolstand gab, und wegen der Gewohnheit freundschaftlichen Umganges. Der Name des Rathsherrn Rüger Manesse, des Freundes aller Geringen und Großen, welche das gute und schöne liebten, hat mit billigem Ruhm die Menge des Adels und alle Rotten der gewöhnlichen Vorsteher

überlebt. In seinem Hause und auf Manegk seiner Burg, hatten die Minnesinger in Vertraulichkeit manchen schönen glückseligen Tag unter einander. Er hinterließ eine Sammlung ausgewählter Verse von mehr als hundert und vierzig Verfassern, deren Gesang seit Heinrich von Veldegk, und Walthern von der Vogelweide mit hohen Ehren die Höfe erfreut, oder die Burghalden im ländlichen Thurgau und im Oberland höhere Berge als der alte Parnassus zu anmuthigen Sitzen der Musen umschuf, die stolzen Baronen (wie die Leyer des Orpheus) zähmte oder in Hadloubs Munde zugleich den Bürgern von Zürich und großen Prälaten und Freyherrn lieb war. In diesem Lande wurden vom Chorherrn Conrad von Mure und von Boner die Fabeln gesammelt; lernte der Freyherr von Regensberg bei nächtlicher Stille im einsamen Burgthurme geheime Weisheit von einem freundschaftlichen Geist; sang Wolfram von Eschenbach die wundervollen Abentheuren Wilhelms von Oranse; und Rudolf Dienstmann von Montfort Wilhelms von Orleans noch schönere Mähr. Der Nibelungen Lied könnte die teutsche Ilias werden. Da mochten zerstreuende Lieder den edlen Schenk von Winterstetten erquicken, als er von großem Reichthum in die äußerste Dürftigkeit fiel; den Jakob von Wart, wenn er im unverschuldeten Unglück der Gesänge seines Vaters gedachte; und auch den Hadloub, als die stolze Fräulein, seiner Kunst, seiner Liebe und edler Freunde Fürwort allzu ungnädig war. Diese, und Grafen von Tokenburg, von Honberg, von Habsburg und von Welschneuenburg, Albrecht Marschall von Rapperschwyl, Strettlingen, Singenberg, Landenberg, Tellikon, Trostberg, und viele andere Herren und Bürger, sangen die Liebe, und in strengern Liedern auch den Sittenverfall.

Es ist viele Anmuth und Kühnheit, oft Höhe in ihrem gefühlvollen Gesang; einfaltvoll, edel, oft wollautender als unsere, ist ihre veralterte Sprache. Nicht an Worten sind sie arm, sondern an besserer Gelehrtheit. Es keimten aber die schönen Wissenschaften durch sie auf; sie ergossen unendlichen Reiz, die höchste Wollust, über das menschliche Leben; bis die Verwirrung des Kaiserthums und neuer Ehrgeiz in den Städten zugleich den Handel störte, und allen Geschmack am Schönen vertrieb, und hierauf die Scholastik, alsdann die theologische Polemik, und endlich die Seuche der Nachahmung den teutschen Geist verfinsterte, und weit unter seinem natürlichen Schwung zurückhielt.

2. Aus Müller's Briefen an Bonstetten.

Boissiere, den 11. Mai 1779.

Der ganze Frühling lacht und athmet aus allem, das Gras ist hoch und schön und stolz und scheint lebendig, die Lerchenrosen duften ab den Zäunen, und alle Spaziergänge zwischen den hohen Spalleren sind Paradiese, vom sanften Jasmin wandelt man zur stärkern Geldernrose, und alle Nelken in ihrer orientalischen Pracht prangen am Rand unserer Terrassen. Wie schön, daß alle Fenster offen sind und alles lichte ist bis an den späten Abend. Alle Menschen in allen ihren Kräften frisch; und wer nicht lacht und munter ist, ist eben sowohl eine Lehre, als der andere eine Erquickung. Komm, Freund, Geliebter, ich kann mich nicht enthalten, mich bey Dir zu setzen an den Fuß Deiner Alpen; versenkt in hohen Blumen. Da Du mir nicht schreibst, ich weiß nicht warum, habe ich unternommen, täglich sechs Deiner alten Briefe von Anfang an zu lesen, denn im Glück bedarf ich Deiner sowohl, als in andern Zeiten, und wenn ich unserer Freundschaft von dem hölzernen Saal an durch Italien und manche Reise und manche weise Freude und vergeblichen Verdruß folge, und immer Dich, Dein edles göttliches Herz, Deine tugendhafte und unveränderte Liebe finde, vergesse ich darüber, daß Du mich nun vergissest. Es ist kein Tag im Leben, da ich meines Freundes nicht bedürfte, keine kleine Handlung noch Freude, noch Traurigkeit, von deren ich ihn nicht gern theilhaftig machte, und ich nicht gern von ihm wissen und mit ihm theilen möchte. Gedenke! nur 4 Wochen! wäre ich einsamer, wenn das Weltmeer uns trennte, und wie lange gedenken wir zu leben, um diese Verschwendung zu gestatten. Weiß ich denn, was Du thust, wie Du lebst, ob Du gesund bist, was Dich freut, was Du gern ändern möchtest, Plane, Empfindungen, die Du hast. Mein Lieber, die Natur ist in vollem Leben, und warum lebe allein ich nur halb!

Halle, den 25. Sept. 1780.

— — Ob der Höhe unten am Wald, viertehalb Meilen von der Neustadt, stand Gera, die Krone der Grafl. Reußischen Herrschaften. Diese Stadt von 800, großentheils guten und schönen und vielen starkgebauten Häusern, war die

erste nach Leipzig, als der Mittelpunkt eines großen Bezirks und Wohnsitz eines fleißigen Volks. Nun liegt Gera; ihr Volk fand ich zerstreut ob dem Wald, in demselben, auf den Feldern und in den Wiesen; schöne, wohl (wie junge Genfer) bekleidete Leute, seelenvolle Gesichter, alle aber wehklagend über den Untergang der Vaterstadt: denn 6 Tage waren kaum verflossen, seit in Gera ein Feuer aufgieng, das der Wind grausam in alle Enden der Stadt trug, also, daß Gera in wenigen Stunden ein Schutthaufen war; willfährig faßten dürre Schindeldächer die überhandnehmende Flamme; wer hier widerstand, dem brannte dort sein Haus; wer hier flüchtete, gerieth bald in Todesnoth bey brennenden Thürmen und fallenden Mauern; der flüchtete in Gewölber, allein sein Haus wurde unversehens der Flammen, und er des Rauches Raub; Geheul der Brennenden, Winseln der Mütter, Hülferufen der Nothleidenden; hoch aber gen Himmel stieg, und ward sichtbar bis über den Thüringer Wald hin, die Flamme der ganzen Stadt und aller Thürme und Kirchen; da nun die prächtigen Häuser des Grafen, in langer Reihe am Markte, da St. Salvator's neuer Thurm, da alle Gassen in Feuer standen, und Alles Feuer spie, um 6 Uhr Abends, drängte sich das ganze Volk aus allen Thoren, und gieng der lange erbärmliche Zug, da die meisten ihr ganzes übriges Vermögen auf dem Rücken wegtrugen, hinab auf die Schloßwiese, die von Gera sich an den wilden Waldbach erstreckt, auf dessen Vorsprung das alte Schloß der Grafen Reuß, Herren dieser Orten, in starken Mauern steht. Wie aber unter Anhören des Donners der fallenden Mauern, im Dunkel des aufwallenden Rauchs, beim Anblick, Gehör und Gefühl der sausenden, siedenden Glut und noch kraspelnden, eingeschlossenen Flammen, bey 6000 unglückliche Aeltern, Kinder, Brüder, Schwestern, Säuglinge, Kranke, Greise, dieselbe Nacht auf der Schloßwiese zugebracht, wie ihr Schlaf, wie ihr Wiederaufwachen gewesen, dieses beschreibe der, dem das Gefühl die Worte nicht bricht. Nun steht Gera ganz schwarz da, alle Stunden donnert ein Haus auf den Schutthaufen herunter, und finden die, so ihn durchwühlen, Gerippe von Menschen und Vieh. Als ich da war, lag der Rauch noch über den Trümmern; der älteste Bürger, auch älteste Zeugmacher nahm Almosen von mir; überall ausgeweinte Augen; jeder in dem Kleid, worin ihn sein Unfall betroffen, aber hier und da Löcher eingebrannt; viele verschiedentlich verlezt oder gebrandmalet; staunender Schrecken

auf allen Gesichtern. Die 72 Dörfer des Grafen Reuß haben ihren Mittelpunkt verloren; hier fanden sie alles, und Geld für alles.

Berlin, den 5. Januar 1781.

Seit einigen Tagen scheint der König über wichtigern Geschäften die Akademie zu vergessen. Tausend kleine Züge, deren keiner für Dich verloren ist, erhöhen meinen Begriff von Friedrichs Größe; nie vor ihm war ein Mann, wie er. Doch machen Umstände, die aus der Natur seines Staates fließen, schwer, in demselben bald genug zu finden, was ich suche; aber es einmal zu finden, scheint leicht. Im auswärtigen Departement ist alles besetzt, freilich theils mit alten Männern, aber wer weiß das Ziel ihrer Jahre? Die Akademie wäre die einzige annehmliche gelehrte Stelle; in diese suchen die Mitglieder mich zu bringen, aber sie müssen Anlaß erwarten; ergreifen wird man ihn, das weiß ich. Ueber das Joachimsthal habe ich nachgedacht, gefraget und an Gleim geschrieben. — — Zedliz würde mir gern geben, was ich wünschte, wenn er nur könnte. Hier wird nie eine Stelle creirt; Jahrgeld bekömmt niemand, und es ist recht gut.

Mit solchen Betrachtungen beschäftigt überfiel mich der allmächtige Schlaf; als ich nun begraben lag in seinen Armen, und Berlin, Halberstadt, Valeires, Genf sich nach und nach in mir verwirrten, so daß ich sie alle eine Stadt glaubte, schreckte mich plötzlich ein majestätischer Schatte, der weit über die Größe der Menschen, wie sie nun sind, sich vor mir erhob; es war Erlach, nicht blutig von des Mörders Händen, sondern so wie er war an jenem großen Tag der siegreichen Befreiung, als er in voller Waffenrüstung allen Bernern und allen Landleuten aus den Alpenthälern Bund und Andenken empfahl. So stand er heldenherrlich, doch fast mißvergnügt, vor den Augen Deines Freundes: „Wer bist du, sprach er, daß du den Eid bestaunest, und daß du mit Bayle in Anaxagoras dunklen Lehren dich verwirrest? Undankbarer, Unwürdiger, wo ist der Preis des Bluts meiner Enkel, der verdiente Ruhm ihres tapfern Muths? Bringe nicht Neid in die ruhigen Herzen der elyseischen Bewohner; meinen ganz bestaubten Lorbeer hast du wiederum grünen gemacht, denn als die Thräne meiner Enkelin floß, blühete sie schnell wiederum empor; kröne nun Bubenberg und den Freyherrn von Hallwyll; sollen diese unerfreut mit Millionen ruhmloser Krie-

ger, die sich Königen verkauft, vermischt verschwinden, gerühmt nur von unrühmlichen Schreibern? Wache auf, mein Sohn, mein Herz blutet mir wie vom Streich des Rudenz, wenn Themistokles, Dezius und Maximus, umringt von Schaaren großer Sänger, stolz mit starkem Schritt durch das Reich der Schatten wandeln, und die Helden meines Volks unbegleitet, unerkannt, unbesungen einsam stehen und verdrängt werden. Siehst du nicht den Sohn Theresiens mit funkelndem Aug und blitzendem Schwert, und Laudon, Lascy und Wurmser, racheschnaubend gegen meine Schweizer? Vernimm (ich bin wahrhaft, wie da ich lebte), vernimm und präge in dein Herz das Orakel der bevorstehenden Dinge: Mauren und Büchsen und Pässe und Gletscher werden mein Land nicht allezeit schützen, aber der militärische Geist belebt ewig die freigebornen Alpenbewohner; entzünde seine Flamme; sage ihnen, welcher Väter Söhne sie sind, erhöhe, veredle den Namen der Schweizer, zeige, daß sie immer das sind, was sie wollen; und wollen die Felsen nicht mehr beschirmen, kann Heldenmuth nicht mehr erretten, so gieb ihnen ein, daß Vaterland ist, wo Freyheit ist, wo tapfere Schweizer ihre Waffen hintragen. Für wen willst du schreiben? Für die gehorsamen Teutschen, für die wollüstigen Römer, für die dummen Spanier oder für die gewinnsüchtigen Holländer; schämst du dich der Helden von Murten? Ihre ausgearteten Enkel sind doch noch nicht entnervt, wie das Volk, zu welchem Demosthenes redete" . . . Er sprach, und wie aus einer großen Entfernung vernahm mein erstauntes Ohr den hohen Klang kriegerischer Lieder, und etwas gleich den Schritten heranziehender Helden; ich fürchtete sie zu sehen, ehe ich sie befriedigte; wachte auf, weg waren alle Bücher; Stettler, Etterlin, Pirkheimer fanden sich auf meinem Tisch; sie lese ich seither und alsobald, wenn ich der alten Zeiten wieder voll bin, wird all mein Trachten auf die Fortsetzung der Geschichte der Schweizer gerichtet seyn; frei, wie sie lebten, will ich sie schildern, und versöhnen ihre Schatten durch Bestrafung aller Schweizer, die seit ihnen unverdient ihren Namen gebrauchen.'

---

1 7 9 3.

— So viele Tage, Freund meiner Jugend, sind mir an Deiner Seite lieblich verflossen; zwanzig Jahre sind vorbei, seit wir den Suchez zuerst mit einander bestiegen, und Nachts

im Heu noch im kleinen schmutzigen Virgil am Scheine der Flamme in des Hirten Feuerloch halb auswendig gelernte Verse ergänzten; gedenke der Zeit, wo Du lieber Verräther im hohen Thal am Lac de Joux mich den Bären und Wölfen preis ließest; freundlich war derselbe Abend im Gsteig. Hast Du vergessen, wie traulich wir in Gemmi auf den Pulverfässern schliefen, den Tag vorher, ehe wir an der Leuk die ehrwürdige Frau als Räuber erschreckten, indeß nach wenigen Wochen der fromme Afflentscher uns als Prinzen verehrte; warest's nicht Du, o Freund, der mir Bonnet und Tronchin (selige Erinnerung an heilige Schatten!), der mir mittel- und unmittelbar fast alle meine Freunde gab, und mein ganzes Leben entschied! wie könnt' ich Dein vergessen, wie die geringe Mühe, zweimal monatlich für Deinen Sohn zu denken, scheuen! Es mag die Welt sich umkehren, aber das soll nicht gesagt seyn, daß mein Herz gegen meine Freunde sich verändere. Adieu!

3. Aus Müllers Briefen an seinen Bruder.

1793.

Mainz hat mir den traurigsten Eindruck gemacht. Ich will Dir ihn kürzlich schildern. Als ich von Hochheim herunterfuhr, rührte mich die Nacktheit der sonst so schön bekleideten Flur um die Stadt. Näher die hohe Ruin des mahlerisch in sich selbst gestürzten Liebfrauenthurms. Kaum war ich abgestiegen, so gieng ich durch die Stadt. Es war Mittagessenszeit, also die Gassen einsam. Ich wandelte zwischen den Trümmern der Palläste von Dahlberg und Ingelheim, wie zwischen Gräbern; gieng herab zur Franciscanerkirche, roch die 200 bei ihrem Einsturz lebendig begrabenen Franzosen, deren Jammergeheul mir schon geschildert worden war; sah Bücher der Dominicaner zerrissen, halb verbrannt unter dem Schutt; sah das Haus der Gräfin Kesselstadt (einer mir ungemein werthen, vortrefflichen Frau), sah neben dem ihrigen des kaiserlichen Ministers Haus liegen; zur Seite die oft als Meisterstück des Geschmacks bewunderte Dompropstei, noch in den Trümmern schön; dann die grauenvolle Scene der Liebfrauenkirche, des Weihbischofs Hauses, den hohen Dom mit Schutt bedeckt und umringt (sein Gewölb ist nicht gebrochen) und von da weit hinein in die Gassen

die Reste des Brandes. — Ich hatte genug. Als der Mond aufging, begab ich mich in die kurfürstliche Favorite. Den Eingang fand ich; einige der neu angelegten Wege noch, in denen ich dem Kurfürsten oft wie ein Freund, oft mit einem großen Pack Vorträge zur Seite gegangen; sonst fand ich nichts; nicht konnte ich mit Gewißheit die Stelle des Pavillons erkennen, wo ich 1790 einen Theil meiner Krankheit aushielt, nicht mehr jene Bäume sehen, unter welche ich 1790 unsere Mutter beweinend ging; ein Haufen Schutt, zermalmter Schutt, wenige Cornischen und Architraven, zeigten mir, wo das Schloß gestanden, dasselbe Schloß, wo ich manchen ernstlichen und manchen frohen Auftritt gehabt, welches ich für Artois und Friedrich Wilhelm so glänzend gesehen, welches der Stolz des Hofes, der Lustgarten des Publicums war. Ich ging heim, wie aus einer Predigt über Koheleth.

4. Aus Johannes Müller's Testament.

Wie hat mir das Herz gebrannt, in dieser letzten Bekümmerniß an die mich zu wenden, für die ich vornemlich gelebt, welche mir die liebsten immer gewesen, an Euch, geтreue Eidgenossen von Städten und Ländern! Euch zu meinen Erben einzusetzen, und auf die alte Wohlthätigkeit Eurer edeln Regierungen und auf die Gemüther des aufblühenden Geschlechts die Hofnung zu fassen, daß Ihr für den Nachlaß Eures Geschichtschreibers und Freundes die Befriedigung seiner letzten Wünsche übernehmen würdet! Allein, was etwa das reiche Großbrittannien thut, wie könnte ich's dem erschöpften Vaterland ansinnen! Aber dein Bild, verehrtes Bern, gutes und weises Zürich, geliebte Waldstätte im Gebürg, und wo auf Höhen und in Gründen eidgenössischer Sinn von mir erkannt und gepriesen ward, diese Bilder wandeln mit mir hinunter ins Schattenreich, und wenn für die Zierden der Vorwelt ein Platz dort ist, so werde ich den Vätern sagen, daß ihre Erinnerung in den Enkeln selbst jetzt noch lebt. —

Gehabt Euch wohl, Bruder und Schwester! Vaterland, meines Herzens Freude und Stolz, der Gott unserer Väter gebe Dir Freiheit und Friede! Von Anfang bis auf uns wollte ich die Zeiten der Menschheit beschreiben, mein Leben verfloß darüber. Gönner, Freunde, meiner Seele die Ruhe, zu hoffen, ihr letzter Wille werde erfüllt!

XVIII.

Jean Paul Richter.

Johann Paul Friedrich Richter wurde am 21. März 1763 im Baireuthischen zu Wunsiedel geboren. Sein Vater war damals Lehrer an der dortigen Stadtschule, ging aber nachher als Prediger nach Schwarzebach an der Saale, und unterrichtete den Sohn so weit in wissenschaftlichen Kenntnissen, daß er 1779 in die erste Klasse des Gymnasiums zu Hof gesetzt werden konnte. Nachdem er sich hier ein Jahr lang unter Leitung des Rektor Kirsch fortgebildet, bezog er (1780) die Universität Leipzig, um sich daselbst der Theologie zu widmen, doch zog ihn seine Vorliebe für die Dichtkunst sehr bald von dem ernstern Studium ab. Nach den Universitätsjahren lebte er eine Zeit lang in Schwarzebach, dann in Hof. In dieser Zeit trat er zuerst als humoristischer Schriftsteller auf, durch seine Grönländischen Processe (1783), und seine Auswahl aus des Teufels Papieren (1788), denen allmählig seine bedeutenderen Dichtungen folgten: die unsichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Leben des Quintus Fixlein (1796), Blumen- Frucht- und Dornenstücke (1796), und das Campanerthal (1797). Im Jahre 1797 wandte er sich nach Leipzig, privatisirte dort einige Zeit, gieng dann nach Weimar, wo er (1799) vom Herzog von Sachsen-Hildburghausen den Titel als Legazionsrath erhielt, von da nach Berlin, wo er sich mit der Tochter des Tribunalsrath Meyer vermählte. Später (1801) nahm er seinen Wohnsitz in Meinungen, und 1803 in Coburg, blos den Wissenschaften und dem Schriftstellerberuf lebend, und jede feste Anstellung ablehnend. Seit den letzten Jahren lebt Jean Paul in Bayreuth, von einem ansehnlichen Jahrgehalt, welches ihm der Fürst Primas Karl von Dalberg aus-

setzte, und das seit dessen Tode der König von Baiern zahlt. In diese letztere Zeit fällt die Herausgabe seines Titan (1800. ff. 4 Bde.), einer seiner wichtigsten und umfassendsten Dichtungen, seiner Vorschule der Aesthetik (1804), und seiner geistreichen Ansichten über Erziehung, die unter dem Titel Levana zuerst im J. 1807 erschienen.

Es würde zu weit führen, diesen originellen Geist, seine humoristische Darstellungsart, und seine Romane oder vielmehr geistreichen Phantasiestücke ausführlich zu charakterisiren und zu würdigen. Wir bemerken hier blos noch, daß, bei alle dem Reichthum und der unendlichen Tiefe seiner Dichtungen, es ihnen dennoch in Absicht auf Anlage, äußere Form und Sprache an jener Regelmäßigkeit und Correctheit fehlt, welche die Kritik von jedem dichterischen Kunstwerk zu fordern berechtigt ist.

---

1. Aus dem Leben des Quintus Fixlein.

Der Tod eines Engels.

Zum Engel der lezten Stunde, die wir so hart den Tod nennen, wird uns der weichste, gütigste Engel zugeschikt, damit er gelinde und sanft das niedersinkende Herz des Menschen vom Leben abpflücke und es in warmen Händen und ungedrükt aus der kalten Brust in das hohe wärmende Eden trage. Sein Bruder ist der Engel der ersten Stunde, der den Menschen zweimal küsset, das erstemal, damit er dieses Leben anfange, das zweitemal, damit er droben ohne Wunden aufwache und in das andere lächelnd komme, wie in dieses Leben weinend.

Da die Schlachtfelder voll Blut und Thränen standen und da der Engel der lezten Stunde zitternde Seelen aus ihnen zog: so zerfloß sein mildes Auge und er sagte: „Ach, ich will einmal sterben wie ein Mensch, damit ich seinen lezten Schmerz erforsche und ihn stille, wenn ich sein Leben auflöse.“ Der unermesliche Kreis von Engeln, die sich droben lieben, trat um den mitleidigen Engel und verhies dem Geliebten, ihn nach dem Augenblick seines Todes, mit ihrem

Stralenhimmel zu umringen, damit er wüste, daß es der Tod gewesen; — und sein Bruder, dessen Kus unsere erstarten Lippen, wie der Morgenstral kalte Blumen öfnet, legte sich zärtlich an sein Angesicht und sagte: wenn ich dich wieder küsse, mein Bruder, so bist du gestorben auf der Erde und schon wieder bei uns.

Gerührt und liebend sank der Engel auf ein Schlachtfeld nieder, wo nur ein einziger schöner feuriger Jüngling noch zukte und die zerschmetterte Brust noch regte: um den Helden war nichts mehr als seine Braut, ihre heissen Zähren kont' er nicht mehr fühlen und ihr Jammer zog unkentlich als ein fernes Schlachtgeschrei um ihn. O da bedekte ihn der Engel schnell und ruhte in der Gestalt der Geliebten an ihm und sog mit einem heissen Kusse die wunde Seele aus der zerspaltenen Brust — und er gab die Seele seinem Bruder, der Bruder küste sie droben zum zweitenmal und dann lächelte sie schon.

Der Engel der lezten Stunde zukte wie ein Blizstral in die öde Hülle hinein, durchloderte den Leichnam und trieb mit dem gestärkten Herzen die erwärmten Lebensströme wieder um. Aber wie ergrif ihn die neue Verkörperung! Sein Lichtauge wurde im Strudel des neuen Nervengeistes untergetaucht — seine sonst fliegenden Gedanken wateten jezt träge durch den Dunstkreis des Gehirns — an allen Gegenständen vertroknete der feuchte, weiche Farbenduft, der bisher herbstlich über ihnen wogend gehangen, und sie stächen auf ihn aus der heissen Luft, mit einbrennenden, schmerzlichen Farbenflecken — alle Empfindungen traten dunkler, aber stürmischer und näher an sein Ich und dünkten ihm Instinkt zu sein, wie uns die der Thiere — der Hunger ris an ihm, der Durst brante an ihm, der Schmerz schnit an ihm — — O seine zertrente Brust hob sich blutend auf und sein erster Athemzug war sein erster Seufzer nach dem verlassenen Himmel! — „Ist dieses das Sterben der Menschen!" dacht' er; aber da er das versprochene Zeichen des Todes nicht sah, keinen Engel und keinen umflammenden Himmel: so merkt' er wohl, daß dieses nur das Leben derselben sei.

Abends vergiengen dem Engel die irdischen Kräfte und ein quetschender Erdbal schien sich über sein Haupt zu wälzen; — denn der Schlaf schikte seine Boten. Die innern Bilder rükten aus ihrem Sonnenschein in ein dampfendes Feuer, die ins Gehirn geworfnen Schatten des Tages, fuhren verwirt und kolossalisch durch einander und eine sich aufbäu-

mende unbändige Sinnenwelt stürzte sich über ihn; — denn der Traum schikte seine Boten. Endlich faltete sich der Leichenschleier des Schlafes doppelt um ihn und in die Gruft der Nacht eingesunken, lag er einsam und star, wie wir arme Menschen, dort. Aber dann flogest du, himmlischer Traum, mit deinen tausend Spiegeln vor seine Seele und zeigtest ihm in allen Spiegeln einen Engelskreis und einen Stralenhimmel; und der erdige Leib schien mit allen Stacheln von ihm loszufallen. „Ach, sagt' er in vergeblicher Entzükung, mein Entschlafen war also mein Verscheiden!" Aber da er wieder mit jdem eingeklemten Herzen, vol schweren Menschenblut aufwachte und die Erde und die Nacht erblikte; so sagt' er: „Das war nicht der Tod, sondern blos das Bild desselben, ob ich gleich den Sternhimmel und die Engel gesehen."

Die Braut des emporgetragenen Helden merkte nicht, daß in der Brust ihres Geliebten nur ein Engel wohne: sie liebte noch die aufgerichtete Bildsäule der verschwundenen Seele und hielt noch frölich die Hand dessen, der so weit von ihr gezogen war. Aber der Engel liebte ihr getäuschtes Herz mit einem Menschenherzen wieder, eifersüchtig auf seine eigne Gestalt — er wünschte, nicht früher als sie zu sterben, um sie so lange zu lieben, bis sie ihm es einmal im Himmel vergäbe, daß sie an einer Brust zugleich einen Engel und einen Geliebten umfangen. Aber sie starb früher; der vorige Kummer hatte das Haupt dieser Blume zu tief niedergebogen und es blieb gebrochen auf dem Grabe liegen. O sie gieng unter, vor dem weinenden Engel, nicht wie die Sonne, die sich prächtig vor der zuschauenden Natur ins Meer wirft, daß seine rothen Wellen am Himmel hinaufschlagen, sondern wie der stille Mond, der um Mitternacht einen Duft versilbert und mit dem bleichen Dufte ungesehen niedersinkt. — Der Tod schikte seine sanftere Schwester, die Ohnmacht, voraus — sie berührte das Herz der Braut und das warme Angesicht gefror — die Wangenblumen krochen ein — der bleiche Schne des Winters, unter dem der Frühling der Ewigkeit grünet, dekte ihre Stirn und Hände zu. — — Da zerriß das schwellende Auge des Engels in eine brennende Thräne; und als er dachte, sein Herz mache sich in Gestalt einer Thräne, wie eine Perle aus der mürben Muschel los; so bewegte die Braut, die zum lezten Wahnsin erwachte, noch einmal die Augen und zog ihn an ihr Herz und starb, als sie ihn küste und sagte: Nun bin ich bei Dir, mein Bruder! — Da wähnte der Engel, sein Himmelsbruder hab' ihm das Zeichen

des Kusses und Todes gegeben; aber ihn umzog kein Stralenhimmel, sondern ein Trauerdunkel und er seufzete, daß das nicht sein Tod, sondern nur die Menschenqual über einen fremden sei.

O ihr gedrükten Menschen, rief er, wie überlebt ihr Müden es, o wie könnt ihr denn alt werden, wenn der Kreis der Jugendgestalten zerbricht und endlich ganz umliegt, wenn die Gräber eurer Freunde wie Stufen zu euerem eigenen hinuntergehen, und wenn das Alter die stumme leere Abendstunde eines erkalteten Schlachtfeldes ist, o ihr armen Menschen, wie kann es euer Herz ertragen?

Der Körper der aufgeflogenen Heldenseele stelte den sanften Engel unter die harten Menschen — unter ihre Ungerechtigkeiten — unter die Verzerrungen des Lasters und der Leidenschaften — auch seiner Gestalt wurde der Stachelgürtel von verbundnen Sceptern angelegt, der Welttheile mit Stichen zusammendrükt und den die Großen immer enger schnüren — er sah die Krallen gekrönter Wappenthiere am entfiederten Raube haken und hörte diesen mit matten Flügelschlägen zuken — er erblikte den ganzen Erdbal von der Riesenschlange des Lasters in durchkreuzenden, schwarzbunten Ringen umwikelt, die ihren giftigen Kopf tief in die menschliche Brust hineinschiebt, und verstekt. — — Ach, da muste durch sein weiches Herz, das eine Ewigkeit lang nur an liebevollen warmen Engeln gelegen war, der heisse Stich der Feindschaft schiessen und die heilige Seele vol Liebe muste über eine innere Zertrennung erschreken: „Ach, sagt' er, der menschliche Tod thut wehe.“ — Aber es war keiner; denn kein Engel erschien.

Nun wurd' er eines Lebens, das wir ein halbes Jahrhundert tragen, in wenig Tagen müde und sehnte sich zurük. Die Abendsonne zog seine verwandte Seele. Die Splitter seiner verlezten Brust matteten ihn durch Schmerzen ab. Er gieng, mit der Abendgluth auf den blassen Wangen, hinaus auf den Gottesacker, den grünen Hintergrund des Lebens, wo die Hüllen aller schönen Seelen, die er sonst ausgekleidet hatte, aus einander genommen wurden. Er stelte sich mit wehmüthiger Sehnsucht auf das nakte Gras der unaussprechlich geliebten, eingesunkenen Braut und sah in die verblühende Abendsonne. Auf diesem geliebten Hügel schauete er seinen schmerzenden Körper an und dachte: du würdest auch schon hier dich aus einander legen, lockere Brust, und keine Schmerzen mehr geben, wenn ich dich nicht aufrecht erhielte. —

Da überdachte er sanft das schwere Menschenleben, und die Zuckungen der Brustwunde zeigten ihm die Schmerzen, mit denen die Menschen ihre Tugend und ihren Tod erkaufen und die er freudig der edeln entflohnen Seele dieses Körpers ersparte. — — Tief rührte ihn die menschliche Tugend und er weinte aus unendlicher Liebe gegen die Menschen, die unter dem Anbellen ihrer eignen Bedürfnisse, unter herabgesunkenen Wolken, hinter langen Nebeln auf der einschneidenden Lebensstrasse, dennoch vom hohen Sonnenstern der Pflicht nicht wegblicken, sondern die liebende Arme in ihrer Finsterniß ausbreiten, für jeden gequälten Busen, der ihnen begegnet, und um die nichts schimmert, als die Hofnung, gleich der Sonne in der alten Welt unterzugehen, um in der neuen aufzugehen. — Da öfnete die Entzükung seine Wunde und das Blut, die Thräne der Seele, flos aus dem Herzen auf den geliebten Hügel — der zergehende Körper sank süs verblutend der Geliebten nach — Wonne-Thränen brachen die fallende Sonne in ein rosenrothes schwimmendes Meer — fernes Echo-Getöne, als wenn die Erde von weitem im klingenden Aether vorüberzöge, spielte durch den nassen Glanz — Dann schos eine dunkle Wolke oder eine kleine Nacht vor dem Engel vorbei und war wol Schlaf — Und nun war ein Stralenhimmel aufgethan und überwallete ihn und tausend Engel flammten. „Bist du schon wieder da, du spielender Traum!" sagte er — Aber der Engel der ersten Stunde trat durch die Stralen zu ihm und gab ihm das Zeichen des Kusses und sagte: „Das war der Tod, du ewiger Bruder und Himmelsfreund!" — Und der Jüngling und seine Geliebte sagten es leise nach.

---

2. Aus der unsichtbaren Loge von Jean Paul.

Ottomar's Brief.

Nenne, ewiger Freund, meinen Namen dem Ueberbringer nicht; ich muß es thun. Auf meinem lezten Lebensjahre liegt ein großes schwarzes Siegel; zerbrich es nicht, halte die Vergangenheit für die Zukunft — ich mache sie zur Gegenwart für Dich, aber noch nicht — und wenn ich stürbe, ich träte vor Dich und sagte Dir mein leztes Geheimniß der Erde.

Ich schreibe Dir, damit Du nur weißt, daß ich lebe und daß ich im Herbste komme. Mein Reisedurst ist mit Alpen-Eis und Seewasser gelöscht; ich ziehe nun heim in meine Ruhestatt und wenn mich dann unter meiner Hausthüre wieder über die Berge hinüberverlangt, so denk' ich: in den Guadiana- und in den Wolgastrom sieht das nämliche sechzende Menschenherz hinein, das in dir neben dem Rheine seufzet, und was auf die Alpen und auf den Kaukasus steigt, ist was du bist und wendet ein sehnendes Auge nach Deiner Hausthüre herüber. — Was wollt' ich denn haben, wenn ich in meiner Kindheit auf dem Stein meines Thorwegs saß und sehnend dem Zug der langen Straße nachsah, und dachte, wie sie fortliefe, über Berge schösse, immer immerfort . . . ? und endlich? . . . ach alle Straßen führen zu nichts, und wo sie abreissen, steht wieder einer, der sich rückwärts herüber sehnt. — Was wollt ich denn haben, wenn mein kleines Auge sonst auf dem Rhein mit schwamm, damit er mich hinnähme in ein gelobtes Land, in das alle Ströme dacht' ich zögen, ach sonst wo ich nicht wußte, daß wenn er manches schwere Herz getragen, neben mancher zerquetschten Gestalt vorbeigebrauset, die er ach! von ihren Qualen erlösen mußte, daß er dann wie der Mensch sich zersplittere und zertrümmert einsikere in holländische Erde? — Morgenland, Morgenland! auch nach deinen Auen neigte sich sonst meine Seele wie Bäume nach Osten — „wie muß es da seyn, wo die Sonne aufgeht!" dacht' ich; und als ich mit meiner Mutter nach Pohlen reiste und endlich in das nach Morgen liegende Land und unter seine Edelleute, Juden und Sklaven trat.... Weiter giebts aber auf dieser optischen Kugel kein Morgensonnenland als das, das alle unsere Schritte weder entfernen noch erreichen! Ach ihr Freuden der Erde alle, ihr sättigt die Brust bloß mit Seufzern und das Auge mit Wasser und in das arme Herz, das sich vor euerem Himmel aufthut, giesset ihr eine Blutwelle mehr! Und doch lähmen uns diese Paar elenden Freuden, wie Giftblumen Kindern, die damit spielen, Arm' und Beine. Nur keine Musik, diese Spötterin unserer Wünsche, sollt' es geben: fliessen nicht auf ihren Ruf alle Fibern meines Herzens auseinander und strecken sich als so viele saugende Polypenarme aus und zittern vor Sehnsucht und wollen umschlingen — wen? was? . . . ein ungesehenes in andere Welten stehendes Etwas. Oft denk' ich, vielleicht ists gar Nichts, vielleicht gehts nach dem Tode wieder so, und du wirst dich aus einem Himmel in den andern

sehnen — und dann zerdrücke ich unter diesem phantastischen Unsinn die Klaviersaiten, als wollt' ich aus ihnen eine Quelle auspressen, als wär' es nicht genug, daß der Druck dieses Sehnens die dünnen Saiten meines innern Tonsystems verstimmt und absprengt.

Der Nachmittag.

Ich nahm Nachmittags mein Reißzeug, womit ich bisher statt der Landschaften die Festungen, die sie verwüsten, schaffen müssen und gieng ins stille Land hinaus. Der Erdball glitt so leise wie der Schwan unter den Blumeninseln, an die ich mich lagerte, durch den Aether-Ozean dahin, der freundliche Himmel bückte sich tiefer zur Erde nieder, es war dem Herzen als müßt' es im stillen weiten Blau zerfliessen, als müßt' es von fernen ein verhalltes Jauchzen hören und es sehnte sich nach arkadischen Ländern und nach einem Freund, vor dem es zergieng. — — Ich setzte mich mit der Reißfeder auf einen künstlichen Felsen neben dem See und wollte meine Aussicht zeichnen — die einander umarmenden Erlenbäume, die das Ende des umgekrümmten Sees zuhülleten und belaubten — die bunte Reihe der Blumeninseln, um deren jede schon ein doppeltes Blumenstück ihrer geschmückten Insulanerin gemalet schwamm, nämlich das bunte Blumenbild, das unter dem Wasser zum Spiegel-Himmel hinuntergieng, und der Schattenriß, der auf dem zitternden Silbergrunde schwankte — und die lebendige Gondel, der Schwan, der zu meinen Füßen sich vielleicht in hungriger Hoffnung drehte; — — aber als die ganze hoch aufgerichtete Natur mir saß und mich mit ihren Strahlen ergriff, die von einer Sonne zur andern reichen: so betete ich an, was ich nachfärben wollte, und sank Gott und der Göttin zu Füßen. . . .

Ich stand auf mit gelähmter Hand und übergab mich dem steigenden Meere, das mich hob. — Ich gieng jetzt an alle Ecken der großen Tafel mit Millionen Gedecken für kolossalische Gäste und für unsichtbare: denn meine Brust war noch nicht voll und ich ließ die Wellen, die hineinschlugen, leidend in mir steigen. — Ich drängte mich in den tiefsten Schatten der Schattenwelt, in den die in einen Stern zergangne Sonne entlegner schimmerte. — Ich gieng im Fichtenwald vor dem Gezänk der Kohlmeise und dem einsamen Wüstenlaut der Drossel vorüber unter die singende Lerche heraus. — Ich gieng im langen Abendthal an dem bewohnten Bach hinauf

und ein entzücktes Wesenchor gieng mit mir, die hineingetauchte Sonne und die Mücke mit ihren Schrittschuhfüßen liefen neben mir auf dem Wasser weiter, die großäugige Wasserlibelle floß auf einem Weidenblatte dahin, ich watete durch grünes aus- und einathmendes Leben, umflogen, umsungen, umhüpfet, umkrochen von freudigen Kindern kurzer warmer Augenblicke. — Ich gieng auf den Eremitenberg und meine Brust war noch nicht von dem einströmenden Großen voll, dem sie leidend offen stand. — — — Aber dort richtete sich die liegende Riesin der Natur vor mir auf, in den Armen tausend und tausend säugende Wesen tragend — und als meine Seele vom Gedränge der unzähligen bald in Mückengold gefaßter Seelen, bald in Flügeldecken inkrustirter, bald mit Zweifalters-Gefieder überstäubter, bald in Blumenpuppen eingeschlossener Seelen angerühret wurde in einer unendlichen unübersehlichen Umarmung — und als sich vor mir über die Erde legten Gebürge und Ströme und Fluren und Wälder, und als ich dachte, alles dieses füllen Herzen, die die Freude und die Liebe bewegt, und vom großen Menschenherz mit vier Hölungen bis zum eingeschrumpften Insektenherz mit Einer und bis zum Wurms-Schlauch nieder, springt ein fortschaffender, ewiger, eine Generation um die andre entzückender Funke der Liebe . . . . Ach dann breitete ich meine Arme hinaus in die flatternde zuckende Luft, die auf der Erde brütete, und alle meine Gedanken riefen: o wärest du sie, in deren weiten wogenden Schoos der Erdball ruht, o könntest du wie sie, alle Seelen umschliessen, o reichten deine Arme um alles, wie ihre, die da beugen das Fühlhorn des Käfers und das bebende Gefieder des Lilienschmetterlings und die zähen Wälder, die da streicheln mit ihrer Hand das Raupenhaar und alle Blumen-Auen und die Meere der Erde.

An die Leser.

O ihr guten Menschen! warum ist es möglich, daß wir uns unter einander auch nur eine halbe Stunde kränken? — Ach in dieser gefährlichen Dezember-Nacht dieses Lebens, mitten in diesem Chaos unbekannter Wesen, die die Höhe oder Tiefe von uns entfernt, in dieser verhülleten Welt, in diesen bebenden Abenden, die sich um unsere zerstäubende Erde legen, wie ist es da möglich, daß der verlassene Mensch nicht die einzige warme Brust umschlinge, in der ein Herz liegt wie seines und zu der er sagen kann: „mein Bruder, du bist wie

ich und leidest wie ich und wir können uns lieben." — Unbegreiflicher Mensch! du sammelst lieber Dolche auf und treibest sie, mitten in deiner Mitternacht, in die ähnliche Brust, womit der gute Himmel deine wärmen und beschirmen wollte! . . . Ach ich schaue über die beschatteten Blumengründe hin und sage mir, daß hier sechstausend Jahre mit ihren schönen hohen Menschen vorüber gezogen sind, die keiner von uns an seinen Busen drücken konnte — daß noch viele Jahrtausende über diese Stätte gehen und darüber himmlische, vielleicht betrübte Menschen führen werden, die uns nie begegnen, sondern höchstens unsern Urnen, und die wir so gern lieben würden — und daß bloß ein Paar arme Jahrzehende uns einige fliehende Gestalten vorführen, die ihr Auge auf uns wenden und in denen das verschwisterte Herz für uns ist, nach dem wir uns sehnen. — Umfasset diese eilenden Gestalten; aber bloß aus euren Thränen werdet ihr wissen, daß ihr seid geliebet worden . . . .

— Und eben dieses, daß die Hand eines Menschen über so wenige Jahre hinausreicht und daß sie so wenige gute Hände fassen kann, das muß ihn entschuldigen, wenn er ein Buch macht: seine Stimme reicht weiter als seine Hand, sein enger Kreis der Liebe zerfliesset in weitere Zirkel und wenn er selber nicht mehr ist, so wehen seine nachtönende Gedanken in dem papiernen Laube noch fort und spielen wie andre zerstiebende Träume durch ihr Geflüster und ihren Schatten von manchem fernen Herzen eine schwere Stunde hinweg. — Dieses ist auch mein Wunsch, aber nicht meine Hofnung: wenn es aber eine schöne weiche Seele giebt, die so voll ihres Innern, ihrer Erinnerung und ihrer Phantasien ist, daß sie sogar bei meinen schwachen überschwillt — wenn sie sich und ein volles Auge, das sie nicht bezwingen kann, mit dieser Geschichte verbirgt, weil sie darin ihre eigne — ihre verschwundnen Freunde — ihre vorübergezognen Tage — und ihre versiegten Thränen wieder findet: o dann, geliebte Seele, hab' ich an dich darin gedacht, ob ich dich gleich nicht kannte, und ich bin dein Freund wiewol nicht dein Bekannter gewesen. Noch bessere Menschen werden dir beides seyn, wenn du den Schlimmern verbirgst, was du jenen zeigst, wenn das Göttliche in dir, gleich Gott, in einer hohen Unsichtbarkeit bleibet, und wenn du sogar deine Thränen verschleierst. —

---

3. Aus dem Hesperus.

Giuliens letzter Brief an ihre Schwester.

Gute Schwester,

Leb' auf immer wohl! Laß mich das zuerst sagen, weil ich nicht weiß, welche Minute mir den Mund verschließt. Die Gewitter meines Lebens ziehen heim. Es wird schon kühl um meine Seele. Ich sage diesen Abschied und meinen herzlichsten Wunsch für Dein Wohlergehen, meiner Freundin Klotilde in die Feder. Gieb den Einschluß meinen lieben Eltern, und füge Deine Bitte an meine, mich in meinem schönen Maienthal zu lassen, wenn ich vorüber bin. Ich sehe jetzt durch das Fenster die Rosenstaude, die neben dem Gärtchen des Küsters auf dem Kirchhofe stehet, — dort wird mir eine Stelle gegeben, die wie eine Narbe bezeuget, daß ich dagewesen, und ein schwarzes Kreuz mit den sechs weißen Buchstaben Giulia — Mehr nicht. Liebe Schwester, laß es ja nicht zu, daß sie meinen Staub in ein Erbbegräbniß sperren — O nein, er soll aus Maienthals Rosen flattern, die ich bisher so gern begossen — dieses Herz, wenn es sich zerlegt hat in den Blüthenstaub eines neuen ewigen Herzens, spiele und schwebe im Strahle des Mondes, der mir es in meinem Leben so oft schwer und weich gemacht. — Fährest Du einmal, liebe Schwester, bei Maienthal vorüber, so blickt bis zur Straße das Kreuz durch die Rosen hindurch, und wenn es Dich nicht zu traurig macht, so schaue hinüber zu mir. —

Mir war jetzt einige Minuten, als holte ich in Aether Athem — in kleinen dünnen Zügen — Es wird bald aus seyn. Sag' aber meinen Gespielinnen, wenn sie nach mir fragen, ich bin gern gegangen, ob ich wohl noch jung war. Recht gern. Unser Lehrer sagt, die Sterbenden sind fliegendes Gewölk, die Lebenden sind stehendes, unter welchen jenes hinzieht, aber Abends ist beides dahin. Ach ich dachte, ich würde mich noch recht lange, von einem Trauerjahr zum andern, nach dem Sterben sehnen müssen, ach ich besorgte, diese erblaßten Wangen, diese hineingeweinten Augen würden den Tod nicht erbitten, er würde mich veralten lassen, und mir das verblühte Herz erst abnehmen, wenn es sich müde geschlagen — aber siehe, er kömmt eher. — In wenig Tagen, vielleicht in wenig Stunden wird ein Engel vor mich

treten und lächeln, und ich werd' es sehen, daß es der Tod ist, und auch lächeln und recht freudig sagen: nimm immer mein schlagendes Herz in deine Hand, du Abgesandter der Ewigkeit, und sorge für meine Seele.

„Bist du aber nicht jung (wird der Engel sagen), hast du nicht erst diese Erde betreten? Soll ich dich schon zurückführen, eh' sie ihren Frühling hat?“

Aber ich werde antworten: schau diese untergegangenen Wangen an, und diese ermüdeten Augen und drücke sie nur zu — o lege den Leichenstein *) an meine Brust, damit er alle Wunden aussauge und nicht eher abfalle, als bis sie ausgeheilet sind — ach ich habe wol nichts Gutes in der Welt gethan, aber auch nichts Böses.

Dann sagt der Engel: „wenn ich dich berühre, so erstarrest du — der Frühling und die Menschen und die ganze Erde verschwinden, und ich allein stehe neben dir. — Ist denn deine junge Seele schon so müde und so wund? Welche Leiden sind denn schon in deiner Brust?“

Berühre mich nur, guter Engel!

Jetzt sagt er: „wenn ich dich berühre, so zerstäubst du, und alle deine Geliebten sehen nichts mehr von dir“ —

O berühre mich! . . . . .

* * *

N. S. Der Tod berührte das blutige Herz, und ein Mensch war vorüber.

---

4. Aus Jean Paul's Titan.

Reise durch Neapel nach der Insel Ischia.

Eine helle Nacht ohne Gleichen! die Sterne allein erhellten schon die Erde und die Milchstraße war silbern. Eine einzige mit Weinblüthen durchflochtene Allee führte der Prachtstadt zu. Ueberall hörte man Menschen, bald nahes Reden, bald fernes Singen. Aus schwarzen Kastanienwäldern auf mondhellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Ein armes schlafendes Mädchen, das wir mitgenommen, hörte das

*) Der Schlangenstein saugt sich so lange an die Wunde an, bis er ihren Gift weggesogen.

Tönen bis in den Traum hinab und sang nach und blickte, wenn es sich damit geweckt, verwirrt und süßlächelnd umher, mit dem ganzen Ton und Traum noch in der Brust. Singend rollte auf einem dünnen leichten Wagen mit zwei Rädern, ein Fuhrmann auf der Deichsel stehend lustig vorüber. — Weiber trugen in der Kühle schon große Körbe voll Blumen nach der Stadt; — in den Fernen neben uns dufteten ganze Paradiese aus Blumenkelchen; und das Herz und die Brust sogen zugleich den Liebestrank der süßen Luft. — Der Mond war hell wie eine Sonne an dem hohen Himmel heraufgezogen und der Horizont wurde von Sternen vergoldet — und am ganzen wolkenlosen Himmel stand die düstere Wolkensäule des Vesuv's in Osten allein. —

Tief in der Nacht nach zwei Uhr rollten wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen — die Balkons warfen sich Gesänge zu — auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen, und die Horen-Glöckchen vermehrten den Tag, und der Mondschein schien zu wärmen. Nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen gleichsam an seinem Mittagsschlafe. — Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten, und gieng tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnenaufgang aus dem Meere herüber die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffassete. Die Ischianerin wickelte sich in ihren blauen Schleier gegen Mücken und entschlief am schwarzsandigen Ufer.

Ich gieng allein auf und ab, für mich gab's keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief, die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Gränzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebürg von Pallästen hinauf bis wo das hohe Sant Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwei Armen umfassete die Erde das schöne Meer, auf ihrem rechten, auf dem Posilippo trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen und auf dem linken hielt sie Städte und umspannte seine Wogen und seine Schiffe und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Kapri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt ruhte im Aether der Vulkan und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen,

Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilipps hinab, die Stadt verfinsterte sich, das Getöse der Nacht verklang, Fischer stiegen aus, löschten ihre Fackeln und legten sich ans Ufer; die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der Sorrentinischen Küste trieb die stillen Wellen auf — heller schimmerte Sorrento's Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren — Vesuv's Rauchsäule wurde abgeweht und vom Feuerberg zog sich eine lange reine Morgenröthe über die Küste hinauf wie über eine fremde Welt.

O es war der dämmernde Morgen, voll von jugendlichen Ahnungen! Spricht nicht die Landschaft, der Berg, die Küste gleich einem Echo desto mehr Sylben zur Seele, je ferner sie sind? Wie jung fühlt' ich die Welt und mich und der ganze Morgen meines Lebens war in diesen gedrängt!

Mein Freund kam — alles war berichtigt — die Schiffer angekommen — Agata wurde zur Freude geweckt — und wir stiegen ein, als die Morgenröthe die Gebürge entzündete, und aufgebläht von Morgenlüften flog das Schiffchen ins Meer hinaus.

Ehe wir noch um das Vorgebürg des Posilippo herumschifften, warf der Krater des Vesuv's den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel, und Meer und Erde entbrannten. Neapels halber Erdgürtel mit morgenrothen Pallästen, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel seiner Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinauf und sein grünender Thron von S. Elmo, standen stolz zwischen zwei Bergen, vor dem Meere.

Da wir um den Posilippo kamen, stand Ischia's Epomeo wie ein Riese des Meers in der Ferne, mit einem Wald umgürtet und mit kahlem weißen Haupt. Allmählig erschienen auf der unermeßlichen Ebene die Inseln nach einander wie zerstreute Dörfer und wild drangen und wateten die Vorgebürge in das Meer. Jetzt that sich gewaltiger und lebendiger als das vertrocknete vereinzelte starre Land, das Wasserreich auf, dessen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an bis zum Tropfen, zusammengreifen und sich zugleich bewegen. — Allmächtiges und doch sanftes Element! Grimmig schießest du auf die Länder und verschlingst sie und mit deinen aushölenden Polypenarmen liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und zerschmilzest sie zu Wellen, sanft spielest du mit deinen kleinen Kindern, den

Inseln, und spielest an der Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielen, dann uns tragen, und dann hinter uns spielen.

Als wir vor dem kleinen Nisita vorbeikamen, wo einst Brutus und Kato nach Zäsar's Tod Schutzwehr suchten — als wir vor dem zauberischen Baja und dem Zauberschlosse, wo einst die Römer die Theilung der Welt beschlossen, und vor dem ganzen Vorgebürge vorübergiengen, wo die Landhäuser der großen Römer standen, und als wir nach dem Berge von Cuma hinabsahen, hinter welchem Szipio Afrikanus in seinem Linternum lebte und starb: so ergriff mich das hohe Leben der alten Großen und ich sagte zu meinem Freunde: „Welche Menschen waren das! Kaum erfahren wir es gelegentlich im Plinius oder Zizero, daß einer von ihnen dort ein Landhaus hat, oder daß es ein schönes Neapel giebt, — mitten aus dem Freudenmeer der Natur wachsen und tragen ihre Lorbeer so gut wie aus dem Eismeere Deutschlands und Englands, oder aus Arabiens Sand — in Wüsten und in Paradiesen schlugen ihre starken Herzen gleich fort und für diese Weltseelen gab es keine Wohnung, außer die Welt. Nur bei solchen Seelen sind Empfindungen fast mehr werth als Thaten, ein Römer konnte hier groß vor Freude weinen! Dian, sage, was kann der neuere Mensch dafür, daß er so spät lebt hinter ihren Ruinen?" —

Jugend und Ruinen, einstürzende Vergangenheit und ewige Lebensfülle bedeckten das misenische Gestade und die ganze unabsehliche Küste — an die zerbrochnen Aschenkrüge todter Götter, an die zerstückten Tempel Merkurs, Dianens, spielte die fröhliche leichte Welle und die ewige Sonne — alte einsame Brückenpfeiler im Meere, einsame Tempelsäulen und Bogen sprachen im üppigen Lebensglanze das ernste Wort — die alten heiligen Namen der elysäischen Felder, des Avernus, des todten Meers wohnten noch auf der Küste — Felsen- und Tempeltrümmer lagen unter einander auf der bunten Lava — alles blühte und lebte, das Mädchen und die Schiffer sangen — die Berge und die Inseln standen groß im jungen feurigen Tage — Delphine zogen spielend neben uns — singende Lerchen wirbelten sich im Aether über ihre engen Inseln heraus — und aus allen Enden des Horizonts kamen Schiffe herauf und flogen pfeilschnell dahin. Es war die göttliche Ueberfülle und Vermischung der Welt vor mir, brausende Saiten des Lebens waren über den Saitensteg des Vesuv's und Posilipps herüber bis an den Epomeo gespannt.

Plötzlich donnerte es Einmal durch den blauen Himmel über das Meer her. Das Mädchen fragte mich: „Warum werdet ihr bleich? es ist nur der Vesuv.“ Da war ein Gott mir nahe, ja Himmel, Erde und Meer traten als drei Gottheiten vor mich — von einem göttlichen Morgensturm wurde das Traumbuch des Lebens rauschend aufgeblättert und überall las ich unsere Träume und ihre Auslegungen. —

Nach einiger Zeit kamen wir an ein langes den Norden verschlingendes Land, gleichsam der Fuß eines einzigen Bergs, es war schon das holde Ischia.

XIX.

Georg Forster.

Johann Georg Adam Forster, wurde zu Nassenhuben bei Danzig, wo sein Vater, der berühmte Reinhold Forster, Prediger war, im Jahr 1754 geboren. Im elften Jahre seines Lebens begleitete er seinen Vater, der im Auftrage der Kaiserin Katharina II. eine Reise in das südöstliche Rußland machte, bis an die Grenzen Astrachans. Von Saratow nach Petersburg zurückgekehrt, setzte er hier unter des Vaters Leitung seine Studien fort, und folgte diesem, der um seinen Unterhalt zu suchen, im J. 1766 nach England abgegangen war, auch dorthin. Nachdem Georg seinen Plan, in London die Handlung zu erlernen, wieder hatte aufgeben müssen, kehrte er zu seinem Vater zurück, der unterdeß in Warrington Professor geworden war. In den Jahren 1772 — 75 begleitete er den Vater auf der Reise um die Welt, welche Cook zur Erforschung der südlichen Polargegenden unternahm. Nach der Rückkehr wandte er sich (1777) nach Paris, wo er Büffon kennen lernte. Auf einer Reise nach Berlin wurde er unterwegs in Cassel zum Professor der Naturgeschichte an der dasigen Ritterakademie ernannt. Hier blieb er, bis im J. 1784 an ihn ein Ruf nach Wilna erging und von ihm angenommen wurde. Bald zeigte sich für ihn die Aussicht,

bei der neuen Reise um die Welt, welche die Kaiserin Katharina (1787) veranstalten wollte, eine bedeutende Anstellung zu erhalten. Allein der ausbrechende Türkenkrieg vereitelte diesen Plan, und Forster lebte nun ein Jahr lang amtlos unter schriftstellerischen Arbeiten in Göttingen, dann reiste er nach den Rheingegenden, wo ihn (1788) der Kurfürst von Mainz zum ersten Bibliothekar und Professor ernannte. Diesem Amte stand er noch vor, als die französische Revolution ausbrach, von welcher er im Anfang sehr viel erwartete, wenn gleich freilich eine ganz andere und edlere Freiheit als Frankreichs Jakobiner. Von den republikanisch gesinnten Mainzern als Abgeordneter nach Paris geschickt, befand er sich noch daselbst, als die Preußen Mainz den Händen der Franzosen wieder entrissen. Dies Ereigniß kostete ihm seine ganze Habe, selbst seine Bücher und Handschriften. Forster sah nun seine ganze Lage erschüttert, seine liebsten Pläne, Aussichten und Hofnungen vereitelt, und starb endlich von Kummer und Anstrengung erschöpft zu Paris am 11. Januar 1794.

Georg Forster ist in jeder Hinsicht einer der ausgezeichnetsten und musterhaftesten Prosaschriftsteller Deutschlands, und seine Beschreibung der Reise um die Welt (1784), seine kleinen Schriften (1794. ff. 6 Bde.), vor allen aber seine reichhaltigen Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich (im April, Mai und Juni 1790. Berlin 1791. f. 3 Bde.), gehören zu den geistreichsten, anziehendsten und schönsten Darstellungen, welche die deutsche Literatur nur irgend in diesem Gebiet aufzuweisen hat. Auch hat er die Sakontala des indischen Dichters Kalidas ins Deutsche übersetzt (1791.)

1. Aus Forster's Reise um die Welt.

Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti, 2 Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherley majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern, sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich, mit Waldung bedeckt, und mit verschiedenem anmuthigen Grün und herbstlichem Braun schattirt waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brodtfrucht-Bäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene empor ragten. Noch erschien alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählig aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern und Canots unterscheiden, die auf den sandichten Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehro fing die Sonne an die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten und die Aussicht begann zu leben.

Kaum bemerkte man die großen Schiffe an der Küste, so eilten einige ohnverzüglich nach dem Strande herab, stießen ihre Canots ins Wasser und ruderten auf uns zu. Es dauerte nicht lange, so waren sie durch die Oefnung des Riefs, und eins kam uns so nahe, daß wir es abrufen konnten. Zwey fast ganz nackte Leute, mit einer Art von Turban auf dem Kopfe und mit einer Scherpe um die Hüften, saßen darinn. Sie schwenkten ein großes grünes Blatt in der Luft und kamen mit einem oft wiederholten lauten Tayo! heran, ein Ausruf, den wir ohne Mühe und ohne Wörterbücher als einen Freundschafts-Gruß auslegen konnten. Das Canot ruderte dicht unter das Hintertheil des Schiffs, und wir ließen ihnen sogleich ein Geschenk von Glas-Corallen, Nägeln und Medaillen herab. Sie hinwiederum reichten uns einen grünen Pisang-Schoß zu, der bey ihnen ein Sinnbild des Frie-

dens ist, und baten solchen dergestalt ans Schiff zu befestigen, daß er einem jeden in die Augen fiele. Dem zufolge ward er an die Wand (das Tauwerk) des Hauptmasts fest gemacht; worauf unsere Freunde sogleich nach dem Lande zurückkehrten. Es währete nicht lange, so sahe man das Ufer mit einer Menge Menschen bedeckt, die nach uns hinguckten, indessen daß andere, voll Zutrauens auf das geschloßne Friedens-Bündniß, ihre Canots ins Wasser stießen und sie mit ihren Landes-Producten beladeten. In weniger als einer Stunde umgaben uns hunderte von dergleichen Fahrzeugen, in deren jedem sich ein, zwey, drey, zuweilen vier Mann befanden. Ihr Vertrauen zu uns gieng so weit, daß sie sämmtlich unbewaffnet kamen. Von allen Seiten erschallte das willkommene Tayo! und wir erwiederten es mit wahrhaftem und herzlichen Vergnügen über eine so günstige Veränderung unsrer Umstände. Sie brachten uns Cocos-Nüsse und Pisangs in Ueberfluß, nebst Brodfrucht und andern Gewächsen, welche sie sehr eifrig gegen Glas-Corallen und kleine Nägel vertauschten. Stücken Zeug, Fisch-Angeln, steinerne Aexte, und allerhand Arten von Werkzeugen wurden gleichfalls zum Verkauf ausgebothen und leicht angebracht. Die Menge von Canots, welche zwischen uns und der Küste ab und zugingen, stellte ein schönes Schauspiel, gewissermaßen eine neue Art von Messe auf dem Wasser dar. Ich fing sogleich an durch die Cajütten-Fenster um Naturalien zu handeln, und in einer halben Stunde hatte ich schon zwey bis drey Arten unbekannter Vögel und eine große Anzahl neuer Fische beysammen. Die Farben der letztern waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit, daher ich gleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben anzulegen, ehe sie mit dem Leben verschwanden.

Die Leute, welche uns umgaben, hatten so viel Sanftes in ihren Zügen, als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie waren ohngefähr von unserer Größe, blaß, mahagony-braun, hatten schöne schwarze Augen und Haare, und trugen ein Stück Zeug von ihrer eigenen Arbeit mitten um den Leib, ein andres aber in mancherley mahlerischen Formen, als einen Turban um den Kopf gewickelt.

Die Frauenspersonen, welche sich unter ihnen befanden, waren hübsch genug, um Europäern in die Augen zu fallen, die seit Jahr und Tag nichts von ihren Landsmänninnen gesehen hatten. Die Kleidung derselben bestand in einem Stück Zeug, welches in der Mitte ein Loch hatte, um den

Kopf durchzustecken, und hinten und vornen bis auf die Knie herabhieng. Hierüber trugen sie ein anderes Stück von Zeuge, das so fein als Nesseltuch und auf mannichfaltige, jedoch zierliche Weise, etwas unterhalb der Brust als eine Tunica um den Leib geschlagen war, so daß ein Theil davon, zuweilen mit vieler Grazie, über die Schulter hieng. War diese Tracht gleich nicht vollkommen so schön als jene an den griechischen Statüen bewunderten Draperien, so übertraf sie doch unsere Erwartung gar sehr und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vortheilhafter als jede andre, die wir bis jetzt gesehen. Beyde Geschlechter waren durch die von andern Reisenden bereits beschriebenen, sonderbaren, schwarzen Flecke geziert oder vielmehr verstellt, die aus dem Punctiren der Haut und durch nachheriges Einreiben einer schwarzen Farbe in die Stiche entstehen. Bey den gemeinen Leuten, die mehrentheils nackt gingen, waren dergleichen vornehmlich auf den Lenden zu sehen, ein augenscheinlicher Beweis, wie verschieden die Menschen, in Ansehung des äußerlichen Schmuckes denken und wie einmüthig sie gleichwohl alle darauf gefallen sind, ihre persönlichen Vollkommenheiten auf eine oder die andere Weise zu erhöhen. Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, welches ein Hauptzug ihres National-Charakters ist, leuchtete sogleich aus allen ihren Gebehrden und Handlungen hervor, und gab einem jeden, der das menschliche Herz studierte, zu Betrachtungen Anlaß. Die äußern Merkmahle, durch welche sie uns ihre Zuneigung zu erkennen geben wollten, waren von verschiedener Art; einige ergriffen unsere Hände, andre lehnten sich auf unsere Schultern, noch andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären als sie.

Da sie merkten, daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten, oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten, so gaben sie sich viel Mühe uns zu unterrichten, und freueten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Worts treffen konnten. Was mich anlangt, so schien mir keine Sprache leichter als diese. Alle harte und zischende Consonanten sind daraus verbannt, und fast jedes Wort endigt sich mit einem Selbstlauter. Was dazu erfordert ward, war blos ein scharfes Ohr, um die

mannichfaltigen Modificationen der Selbstlauter zu unterscheiden, welche natürlicherweise in einer Sprache vorkommen müssen, die auf so wenig Mitlauter eingeschränkt ist, und die, wenn man sie einmal recht gefaßt hat, die Unterredung sehr angenehm und wohlklingend machen. Unter andern Eigenschaften der Sprache bemerkten wir sogleich, daß das O und E, womit sich die mehrsten Nennwörter und Namen in Herrn Cook's erster Reise anfangen, nichts als Artikel sind, welche in vielen morgenländischen Sprachen, vor den Nennwörtern herzugehen pflegen, die ich aber im Verfolg dieser Erzählung entweder weglassen oder durch einen Strich von dem Nennwort trennen werde. Ich habe bereits im vorhergehenden angemerkt, daß Herr von Bougainville das Glück hatte, den wahren Namen der Insel ohne Artikel, sogleich ausfindig zu machen, er hat ihn auch, soweit es die Beschaffenheit der Französischen Sprache erlauben will, in der Beschreibung seiner Reise, vermittelst des Worts Taïti, ganz richtig ausgedruckt, doch sprechen es die Indianer mit einer leichten Aspiration, nemlich Tahiti aus.

2. Aus Forsters Ansichten vom Niederrhein.

Kölln.

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Kölln besuche, geh ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtseyn des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannichfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen, Jahrhunderte später, dem Künstler nach, und ahnden die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrift. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbaren in spitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Gränzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegrif des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpalläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das äußerste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle Dir nichts von den heiligen Drei Königen und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle; nichts von den Hautelisse-Tapeten und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor; nichts von der unsäglich reichen Ciste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderschönen ciselirten Arbeit, die man heutiges Tages schwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum erstenmal in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gothischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken

wie versteinert war. O, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichsam im Wiederschein, zu erblicken! Gegen das Ende unseres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unseren Tritten wiederhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe, und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in seiner Seele. In allem Ernste, mit seiner Reizbarkeit und dem in neuen Bilderschöpfungen rastlos thätigen Geiste möchte ich die Nacht dort nicht einsam durchwachen. Gewiß entsetzest Du Dich schon vor dem bloßen Gedanken, wie ihm selbst davor graute.

Johannes der Täufer

in der Düsseldorfer Gemäldegallerie.

Ueber diesem spiegelglatten, bunten Bildchen hängt ein Johannes in der Wüste, in Lebensgröße. Die Zeit hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Kolorits, die es vielleicht bei seiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriß, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hinausgestreckt, des Körpers andere Stütze, so sitzt Johannes ruhend da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der Rechten, deren Arm, links hingehalten, seinen Schooß beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers: die, mit dem Quell, der unter seinem Sitze hervorströmt, angefüllte Schale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse; sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunkt, aus welchem der Künstler beurtheilt werden muß, den nämlich, in dessen ekstatischem Helldunkel er das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. Doch dieser Künstler war nicht nur Christ, er war zugleich ein Mensch; und, mit Menschen menschlich zu reden, ersann er dieses unübertreffliche Denkmal seiner Kunst und seines leise ahndenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabsteigenden Geistes. Wenn im Strome wechselbringender Jahrtausende die jetzigen Einkleidungen des Wahren längst verschwunden und vergessen sind, und es eben

so unmöglich seyn wird, unsere Hieroglyphen, als es uns jetzt ist, die ägyptischen, zu entziffern; dann bliebe dieses Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielte, jener späten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blüthezeit unserer heutigen Kunst; ein Spiegel, in welchem man die Bildungsstufe und den Geist des vergangenen Geschlechts deutlich erkennen, und ein lebendiges, so lang' es Menschen giebt, verständliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einst der Sterbliche empfand und dachte, der dieses Zeugniß seiner Schöpferkraft hinterließ.

Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelösete Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruhet, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner inneren Gedankenwelt, und seine Hand bleibt, ihm unbewußt, schweben. Schön und rein sind die Lippen von unentweihter Reinheit. Mildelächelnd belohnen sie, wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weicheren Gefühls. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund, und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahndeten Größe drückt die Augenlieder; unter ihrer großen schwärmerischen Wölbung, die so himmlischrein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraun, steht ein Göttergesicht vor der innersten Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind! Vom runden, festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und wie versinkt dennoch die Sinnenschönheit in hervorstralender, erhabener Seelenstärke!

Die Deutung dieser Umrisse, dieser Züge bleibt durch alle künftige Aeonen unverändert dieselbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verstand, je heller glühend die Phantasie: desto tiefer nur greifen sie in den unergründlichen Reichthum, den der Künstler seinem Werke schuf. Uns indessen kann es individueller in Anspruch nehmen; uns erinnert es an Geschichte und an tausendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns selbst mit unseren Zeitgenossen umschlingt und mit dem

dargestellten Gegenstande verbindet. Wir kennen diesen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schicksals einer verderbten Welt lag aus einander gerollt vor seinen Augen. Durch Enthaltsamkeit und Verläugnung geschärft und geläutert, ergründete sein reiner Sinn die Zukunft. In einsamen Wüsteneien denkt er dem großen Bedürfnisse des Zeitalters nach. Zu edel, zu groß für sein gesunkenes Volk, hatte er sich von ihm abgesondert, hatte es gestraft durch das Beispiel seiner strengen Lebensordnung, und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernste Sittenrichter tief, daß diese Mittel nichts fruchten; in die ekelhafte Masse selbst muß sich der edle Gährungsstoff mischen, der ihre Auflösung und Scheidung bewirken soll. Aufopferung, Langmuth, Liebe — und zwar in welchem, den Geschlechtern der Erde, ja seiner rauhen Tugend selbst noch unbegreiflichen Grade! — fordert die allgemeine Zerrüttung des sittlichen Gefühls. Hier wagt er es, diese Eigenschaften vereinigt zu denken, im Geiste das Ideal eines Menschen zu entwerfen, der sie bis zur Vollkommenheit besitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieses Bild sei nicht ein bloßes Werk der Phantasie, es verwebe sich mit bekannteren Zügen, ja, er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdebewohner beschlossen liegt! Dieses Bewußtseyns frohe Schauer sind es, die der gesenkte Blick, im inneren Anschauen verloren, uns verkündet. Wer ahndet den Feuerstrom der Rede, der sonst von diesen Lippen floß, allen Widerstand bändigte, und die zagenden Herzen ergriff? Diese überwundenen, gerührten Lippen sinken in die Ruhe der großen freudigen Zuversicht. Das ist der Täufer Johannes!

Und wenn er es nicht wäre? Wenn nur die Kunst ihn so zu schildern, so zu dichten, so aus fernen Aetherbahnen, als einen hellen Stern in vollem Glanze, uns näher zu rücken vermöchte? Dankt es denn nicht die Religion der Kunst, die sie verherrlicht? Gewiß, es kann nicht gleichgültig seyn, da wir einmal den leibhaften Johannes nicht zu sehen bekommen, ob man uns erhabene oder kleinliche Vorstellungen bei diesem Namen erweckt. Nie wäre man lau und gleichgültig gegen das Heilige und Göttliche geworden, wenn die Lehrer der Menschen dasjenige, was sie in liebreicher Absicht so nannten, durch keine unedle Vorstellungsart entweihet, wenn sie das Schöne und das Gute rein empfunden und in neuer Klarheit aus reinem Herzen mitgetheilt hätten. O du mit der Engelsseele, aus deren Abgrund du diese entzückende Erscheinung heraufzaubertest, und sie zugleich

als Bild des Edlen dachtest, der sich noch nicht werth hielt, seines höheren Freundes Füße zu berühren — wer bist du, daß ich bei deinem Namen dich nennen mag, nicht bloß dich denken muß, als den ernsten Schöpfer dieses Johannes? Doch, wer du auch seist, hier lebt ein Abdruck deiner Kräfte, in dem wir dich bewundern und lieben. Wie heilig ist der, in dessen Seele dieses vollendete Wesen aufstieg! Keine Bulle — Gott und die Natur kanonisirten ihn.

Anblick des Meeres.

Seit zwölf Jahren zum erstenmal begrüßte ich hier wieder das Meer. Ich werde Dir nicht schildern können, was dabei in mir vorging. Dem Eindrucke ganz überlassen, den dieser Anblick auf mich machte, sank ich gleichsam unwillkührlich in mich selbst zurück, und das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubrachte, und die mein ganzes Schicksal bestimmten, stand vor meiner Seele. Die Unermeßlichkeit des Meeres ergreift den Schauenden finstrer und tiefer, als die des gestirnten Himmels. Dort an der stillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöschliche Lichter. Hier hingegen ist nichts wesentlich getrennt; ein großes Ganze, und die Wellen nur vergängliche Phänomene. Ihr Spiel läßt nicht den Eindruck der Selbstständigkeit des Mannichfaltigen zurück; sie entstehen und thürmen sich, sie schäumen und verschwinden; das Unermeßliche verschlingt sie wieder. Nirgends ist die Natur furchtbarer, als hier in der unerbittlichen Strenge ihrer Gesetze; nirgends fühlt man anschaulicher, daß, gegen die gesammte Gattung gehalten, das Einzelne nur die Welle ist, die aus dem Nichtseyn durch einen Punkt des abgesonderten Daseyns wieder in das Nichtseyn übergeht, indeß das Ganze in unwandelbarer Einheit sich fortwälzt.

XX.

v. Klinger.

Friedrich Maximilian von Klinger, einer der kühnsten, originellsten und kraftvollsten deutschen Schriftsteller, wurde im J. 1753 zu Frankfurt am Main geboren. Ueber sein Jugendleben und seine frühere geistige Entwickelung ist nichts bekannt geworden. Blos aus Göthe's trefflicher Charakteristik (s. Göthe: Wahrheit und Dichtung, 3ter Band) wissen wir, daß auf sein empfängliches und reichbegabtes Gemüth Rousseau's Emil früh schon eine bedeutende Wirkung ausübte. Die Rousseauische Ansicht, „daß Alles, obwohl gut von Natur, doch unter den Händen der Menschen sich verschlimmere," ward ihm früh durch eine widerwärtige Erfahrung aufgedrängt. Im Kampf gegen die Verhältnisse der Welt und gegen die Fesseln des Herkommens entwickelte sich in ihm ein tüchtiger, fester und grader Charakter, zugleich aber auch ein bitterer Zug in seinem Wesen, der in seinen Ansichten und Darstellungen der Welt und des Lebens unverkennbar hervortritt, und denselben nicht selten eine ernste und düstere Farbe giebt. Shakespeare's Werke hatten sehr früh den feurigen Geist Klingers lebendig ergriffen, und seiner Jugendkraft eine excentrische Richtung gegeben, die sich zuerst in seinem Trauerspiel, die Zwillinge (1778), kühn und gewaltig aussprach. Nachdem er in seiner ersten Blüthenzeit bei der Seilerschen Gesellschaft Theaterdichter gewesen und eine Zeit lang in Weimar gelebt hatte, ging er nach Rußland, um sein Glück zu suchen. Seit 1780 trat er als Offizier in russische Dienste, wurde nachher Vorleser beim Großfürsten Paul, ging im Generalstabe des Prinzen von Würtemberg mit nach Taurien, und wurde bei seiner Rückkehr Major und Direktor der Ritterakademie. Unter den schwierigsten und gefährlichsten Ver-

hältnissen wußte er sich fest zu behaupten, und wurde unter Kaiser Alexander endlich General, Curator der Universität Dorpat, Präsident zweier Departements und Direktor mehrerer Bildungsanstalten. Seine Weltansicht hat er in einer Reihe origineller Romane, Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt; Geschichte Giafar's des Barmeciden; Raphael de Aquillas; Reisen vor der Sündfluth; Faust der Morgenländer; Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit; der Weltmann und der Dichter (unstreitig sein gelungenstes Werk); Sahir (1798); besonders aber in seinen Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur (Cöln 1803—5. 3 Bde.), niedergelegt. Alle diese, so sehr unter sich verschiedenen Werke sollten (wie Klinger selbst sagt) des Verfassers aus Erfahrung und Nachdenken entsprungene Denkungsart über die natürlichen und erkünstelten Verhältnisse des Menschen enthalten, dessen ganzes moralisches Daseyn umfassen, und alle Punkte desselben berühren. Gesellschaft, Regierung, Religion, hoher idealischer Sinn, die süßen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hofnung auf reineres Daseyn über dieser Erde, sollten in ihrem Werthe und Unwerthe, in ihrer richtigen Anwendung und in ihrem Mißbrauche, aus den aufgestellten Gemählden hervortreten, die natürlich eben so vielseitig werden mußten, als sie sich uns in der moralischen Welt, durch ihren schneidenden Kontrast, auffallend darstellen.

Klingers sämmtliche Werke, Königsberg 1809. f. 12 Bde.

---

1. Aus Klinger's: Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit.

Ernst an Hadem.

Ich habe meinen Oheim gebeten, Ihnen schreiben zu dürfen; er antwortete mir: Sie hätten ihm Ihr Wort gegeben, weder einen Brief von mir anzunehmen, noch zu beant-

worten. Das Vergehen Ihres Schülers muß sehr groß seyn, da Sie gar nichts von ihm hören, ihn vielleicht ganz vergessen wollen. Doch vergessen können Sie ihn nicht, lieber Hadem; verlassen mußten Sie ihn, und konnten gewiß nicht anders. Sie mußten; und vermuthlich mußten Sie auch Ihr Wort geben, mir nicht zu schreiben: sonst wäre es nicht geschehen, sonst konnten Sie es nicht thun. Und der Grund, der Sie dazu nöthigte, muß eben so gerecht als zwingend seyn; denn, lieber Hadem, was sollte aus mir werden, wenn ich dieses nicht glaubte! Ich glaube daran, wie an die Tugend, und darum will ich Ihnen auch gar nicht sagen, wie weh mir dies alles thut, damit es Ihnen nicht wehe thue, damit Sie mich nicht allzu sehr bedauern. Wie schmerzlich müßte es Ihnen nicht seyn, mich verlassen zu haben, wenn Sie wüßten, in welchem Zustande ich bin! Aber was wollte ich Ihnen doch schreiben? Dieses war es wenigstens nicht. Es geht mir so wunderlich durch den Kopf — durch das Herz wollt' ich sagen —, daß ich gar nicht weiß, wovon ich reden will und soll. Ja, das war es!

Warum mußten wir den stillen, ruhigen Aufenthalt meiner glücklichen Kindheit verlassen? warum die hohen Felsen, die sprudelnden Quellen, die blühenden Thäler mit ihren guten freundlichen Bewohnern, den rauschenden Strom, den dunkeln Eichenwald — die Wiege Ihres Schülers, verlassen? Nun dringt mein trauriger, gebeugter Geist immer dahin; wir sitzen unweit des Stroms auf einer Anhöhe — die kühle Abendluft umsäuselt uns — wir sehen die untergehende Sonne auf goldnen Wolken ruhen — ihr Glanz verklärt Ihr Angesicht, und Ihre Gedanken bey diesem Schauspiele, die alle Keime meines innern Wesens entfalteten, steigen wieder in meinem Herzen auf. Ich fühle dann die Luft, die dort wehte, an meinen Wangen; ich höre das Säuseln der Bäume — die Schalmey unsrer Hirten — den Gesang, das frohe Gelächter unsrer Mädchen; — und alles, was ich dachte und fühlte, steigt in meinem Busen lebendig auf. — Und erwache ich aus diesen süßen Träumen, so frage ich ängstlich: „Warum haben wir dieses verlassen? Darum, daß erfolge, was mir widerfahren ist?" Mir antwortet keiner, lieber Hadem; und ich vermag es ja nicht, da mir alles dunkel ist. —

Ja dort, da kannte ich keinen Kummer, keine Veränderung; da stand der Tempel des Glücks und der Freude auf jeder Stelle: denn das unschuldige Herz bauete ihn überall auf. Wüthete auch zu Zeiten ein Sturm, so geschah es nur,

die Gegend um uns her erhaben schauerlicher zu machen; und beleuchtete das Licht sie wieder, so lag sie vor uns in neuer, erfrischter Herrlichkeit. Wir bebten staunend und schaudernd bey den Blitzen, den Schlägen des Donners, bewunderten die Macht der Natur in ihren großen, erschütternden Erscheinungen, und süße Freude durchströmte uns, wenn wir nach der Gefahr die einsame Lilie unverletzt im Thale wiederfanden. Erinnern Sie sich, wie ich Ihnen einmal kindisch sagte, als die dicken Tropfen des nächtlichen Sturmregens von den noch leise schwankenden Pappeln auf unsre Häupter fielen: „Hadem, die Pappeln weinen vor Freude, daß sie den gewaltigen Sturm überstanden haben, und noch grünen, noch leben.“ Ich kann dieses nicht von mir sagen; — der Sturm, der mich überfiel, dauert fort — und noch lebe ich — es ist der erste, Hadem, und ich bin noch zu jung. Noch hat die Zeit den Stamm, auf dem mein Wipfel ruhen soll, nicht abgehärtet. Die Stütze, deren ich bedarf, sank weg; mein Licht verschwand mir plötzlich, und kehrt nicht wieder. Vor meinen Augen liegt nun eine Dämmerung, wie die Dämmerung meiner Höhle, wenn ein plötzlicher dunkelrother Fackelschein die dunkelsten Winkel derselben erleuchtet. Kaum entdecke ich meine Göttin in dieser Dämmerung, und nur dann werde ich sie wieder in ihrer ganzen reinen Klarheit sehen, wenn ich da seyn werde, wo sie mir zum erstenmal erschienen ist. Und wenn sie mir nicht wieder erschiene! Hadem, wenn auch sie mich verlassen hätte, da der mich verlassen hat, der mir die Wolke öffnete, die sie mir verbarg! — —

Ich las einmal in einem Buche von einem frommen Jünglinge: es habe diesem frommen Jünglinge geträumt, ein schöner, glänzender Engel küsse ihn im Schlafe. Dieser Kuß habe auf seinen Lippen einen solchen unauslöschlichen, süßen Eindruck zurückgelassen, daß er ihn sein ganzes Leben hindurch gefühlt, sich nie von einem Sterblichen die Lippen mehr berühren lassen, und nie ein unreines oder sündliches Wort gesprochen habe. Hadem, Sie sagten: es sey sonst ein sehr einfältiges Buch; aber diese einzige Stelle enthalte einen so tiefen Sinn, daß er alles andere Thörichte reichlich bezahle, und Sie möchten diese Stelle lieber geschrieben haben, als das gelehrteste Werk. Ich verstehe jetzt diesen Sinn! —

Was habe ich nicht alles erfahren, seitdem wir den Ort verlassen haben, wo ich an Ihrer Seite wandelte! wo die schönsten Blüthen des Geistes von Ihren Lippen auf mich herabregneten, und Ihre Empfindungen und Gedanken mir

immer so erschienen, als wären sie mir aus einer vergangenen Zeit, aus einem fernen Lande her bekannt, deren Erinnerung Sie bloß erweckten und auffrischten! — —

Gute Nacht, Hadem. Ich vernehme Ihre freundliche Antwort nicht mehr wie sonst, kann Ihnen nicht mehr nachsehen, wie Sie langsam sich nach Ihrem Zimmer begeben, sich nochmals umwenden, mir noch zum letztenmal zuwinken. Ach, jetzt scheine ich mir ganz allein auf der Erde lebend, allein wachend. Die von der Nacht umschleierte Erde liegt vor mir, wie ein düster geschmücktes Grab; die flimmernden Sterne und der helle Mond sind die Lichter, welche diesen Kirchhof mit ihrem sanften Scheine beleuchten. Ich rufe in der Einsamkeit über dieses Grab, und keiner antwortet mir, keiner löset meine Zweifel. Soll ich mir allein trauen? mich befragen? Ist die Zeit, die ich jetzt lebe, eine Prüfungszeit, so früh mir aufgelegt, mein Herz und meinen Verstand zu üben? Dieser Gedanke kommt jenseits dieses Grabes her; er kommt von Ihnen, Hadem. Ich will ihn fassen, und mich fest daran halten.

---

2. Aus den Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände.

Das Erwachen des Genius der Menschheit.

Er schlummerte: und Träume des künftigen Glücks der ihm anvertrauten Söhne dieser mühvollen Erde, bildeten sich in schönen und harmonisch verbundenen Reihen vor seinem Geiste. Als nun die Zeit leise seine Flügel gelöst hatte, und er seine Kraft wieder lebend fühlte, die Augen öfnete und eine Klarheit sah, die sich über das wilde Gebirg ergoß, wie am ersten Schöpfungstage über die sich enthüllende Erde, und die sich an dem Himmel abspiegelte, wie der reine blaue Aether in dem hellen See des Gartens der Ruhe, so entfloh Belial, geblendet von dem himmlischen Glanze. Aber als er die leichten Rosenschwingen ausdehnte, und die von ihm bewegte Luft die Stirne der schon betäubten Ungeheuer berührte, so entflohen auch sie.

Jetzt stand der blühende Genius der Menschheit im ganzen Gefühl seiner hohen belebenden Kraft auf der Felsenspitze des höchsten Gebirges und lächelte die Schöpfung an, die

feyerlich schweigend, von seinem sanften Glanze erheitert, vor ihm lag. Bey seinem Lächeln schimmerte die Schöpfung noch lieblicher, und weiches Moos, duftende Blumen, schöne Bilder der Hoffnung, entsprossen während seinem Lächeln unter seinen Füßen. Er fühlte, sah sie unter sich, um sich aufkeimen, und Thränen der Freude träufelten auf die eben aufgeblühten Bilder der Hoffnung. Sein Blick erhob sich, durch den stillen Aether, bis zu dem dunkeln Gewölke, dem Fußschemel des Throns des Ewigen, und bebend dankte jetzt sein Herz für das Erwachen, das wiedergekehrte Leben, das ihm neues, thätigeres Wirken anzukündigen schien.

Er lispelte: „Gewiß, Erhabner Verhüllter! reifen nun die Zwecke, um derentwillen Du meine Geliebten auf diese schöne, sie ernährende Erde gesetzt hast! Gewiß ist der Augenblick gekommen, wo sie alle das Glück genießen sollen, das ich ihnen nach Deinem Willen ertheilen soll, auf das Du so bestimmt hindeutetest, als Du mich erschufst. Schon haben mich ihre und meine Feinde verlassen, und ich werde meinen so zärtlich Geliebten wieder der sie liebende und schützende Genius seyn dürfen, ohne dessen Einfluß sie Deiner Liebe nie würdig werden können. Verblendet, betrogen, mißhandelt und niedergedrückt von den Zerstöhrern alles stillen Glücks, konnten sie mich nicht aufsuchen, und die wenigen Weisen und Edlen, die mich suchten, und an meiner Befreyung arbeiteten, erlagen der Gewalt und Grausamkeit meiner Feinde. Mein Erwachen kündigt mir das Ende ihrer Herrschaft an. Die Tage der goldnen Zeit — der Zeit, wo nur die Rechte herrschen, die Du jedem Deiner Söhne, als unverlierbares Eigenthum, ertheilst hast, nahen — die süßen Träume, deren künftige Erfüllung ich den mir treu Verbliebenen, als einzigen Trost zurücklassen konnte, gehen in Wirklichkeit über; nachmals wirst Du mit Wohlgefallen auf das Menschengeschlecht blicken, und ich werde der Seligste unter den Glücklichen wohnen."

Nun wandte der blühende Jüngling sein Angesicht nach allen Theilen der Erde, noch ungewiß, nach welcher Gegend er seinen Flug nehmen sollte. Von einigen wehte ihn der Wind sausend und stürmisch an, und nun entdeckten seine Augen düsteres Grau am fernen Horizont, das dicke, finstere Wolken durchschwebten. Sein Herz seufzte und seine Flügel erklangen bey dem Brausen des ungestümen Winds. Aber von einer fernen Himmelsgegend wehte sanfte Luft gegen sein Angesicht, seine goldnen Locken bewegten sich spielend um sein

schönes Haupt und seine Rosenflügel ertönten jetzt so leise, wie die Aeolsharfe, deren Saiten Westwinde berühren. An dem fernen Horizont dieser Gegend entdeckten seine freudigen Augen Lichtstrahlen, so heiter und rein, wie der Schimmer, den sein Blick über die Schöpfung ausgegossen. Schon wollte er sich begeistert emporschwingen, schon stand er sich erhebend auf der Spitze seines Fußes, als er sich plötzlich allein und verlassen fühlte. Alle seine treuen Begleiter hatten ihn verlassen, alle waren in dem Augenblick verschwunden, als ihn die Ungeheuer aus dem Hinterhalt überfielen und fesselten.

Traurig blickte er um sich, und klagte in einem Tone, bey welchem sein eigenes Herz vor liebendem Verlangen zerschmolz:

„Wo seyd Ihr, meine geliebten Gefährten? Wie konntet Ihr mich verlassen, die Ihr mir von dem Erhabenen zum einverstandenen Wirken zugesellt seyd? Ihr besteht nur durch mich, ich nur durch Euch, und getrennt vermögen wir nichts.“

„Mäßigkeit, Einfalt, Wahrheit, Weisheit, Stärke, Gerechtigkeit, Muth, Hoffnung, Würde des Menschen, und Ihr mir so theuern, Mitleid und Liebe, wo seyd Ihr? Ihr mit mir zugleich erschaffenen Geschwister? Haben Euch auch die Trugvollen und Gewaltigen in Ketten gelegt, wie mich? Schlummert auch Ihr, auf einem öden Gebirge gefesselt? Was vermag ich ohne Euch? Vernehmt meinen Ruf, der klagend diese Einöde durchdringt; eilet zurück und helft mir meine — einst auch Eure Geliebten beglücken! Ihr wißt es, nur in Eurer Begleitung kann ich sie ihrer Bestimmung zuführen. Zögert nicht, ich kann meinem Herzen, dem dort mir winkenden Lichte nicht widerstehen!“

Die sanften Töne des Klagenden zerflossen in der Luft, kein Wiederhall brantwortete sie, und einsam und unruhig wandelte der traurige Genius auf dem beblümten Felsen. Sein Blick durchforschte alle Gegenden der Erde und die öde, stumme Einsamkeit ward seinem schwermüthigen Herzen immer quälender.

Düster lispelte er jetzt: „Bin ich denn allein erwacht? Vor der Zeit erwacht? Soll ich verlassen, allein bleiben — mein Unvermögen zu wirken fühlen — mein Herz nur wollen, nur wünschen — und endlich erstarren in dem Gefühl des Unvermögens? — Ich kann dem Verlangen nicht widerstehen, das mich emporhebt und meine Flügel rauschend ausdehnt — wo soll ich die verlohrnen Gefährten suchen? Sind

sie auf dem Erdboden? — Da? — Dort? — Jenseit? — vor mir liegen die Welten, — die Meere, — die Inseln, ihre einsamen, blühenden Gärten.“ —

Jetzt trug ihn das heiße Verlangen empor, und das aufgeklärte, mit prächtigen, volkreichen Städten prangende Europa lag unter ihm, und er fühlte keine Ahndung, die Verlohrnen da zu finden. Nun blickte er auf das Land, welches das schimmernde Licht umstrahlte, und er seufzte:

„Auch da sind sie nicht! Diese rufen ja nach ihnen, und ihnen soll ich die Geliebten zuführen, daß sie die Beförderer, die Erhalter des Glücks werden, das sie suchen.“

Noch höher erhob sich der Genius der Menschheit — er schwebte um den sich bewegenden Erdkreis — und als er jetzt über die blühenden Gärten des dunkeln Meers, und die stillen, durch hohe Gebirge, durch steile Küsten, von den handelnden, kriegerischen, eroberungssüchtigen Völkern Europa's, getrennten Thäler flog, sagte ihm sein Herz:

„Hier unter diesen unbekannten, unschuldigen Völkern, den Hirten, den Bebauern dieses stillen, friedlichen Paradieses, dem nie der kunstvolle, erfinderische, geld- und herrschsüchtige Europäer nahte, hier nur kann ich meine Gefährten wieder finden, wenn sie noch auf Erden sind!“

Und als er hoch über diesen Gärten des Meeres schwebte, vernahmen seine Gefährten das Wehen seiner Flügel. Er lächelte und rief:

„Meine Geliebten, vereinigt Euch mit mir einsam schwebenden, und helft mir die uns rufenden beglücken!“

Als seine Gefährten sein holdes Lächeln erblickten, und seinen Ruf vernahmen, schwangen sie sich schnell zu ihm auf; er drückte sie alle an sein Herz, und in schöner Eintracht, in der zärtlichsten Verbindung der Liebe, den seligsten Wünschen und Träumen, flogen die schön Verbundenen, nach langer, schmerzvoller Trennung, zu dem Volke, das sie so laut, so kräftig und aufrichtig zu rufen schien. Während des Schwebens lispelten sie sich Gedanken und Empfindungen zu, die wie das Licht der reinsten Gestirne durch den Aether drangen, und an dem wolkigten Fußschemel des Höchsten so sanft erklangen, wie die letzten, erhabnen Gedanken der Seelen der Tugendhaften, wenn sie die betäubende Todesangst überwunden haben und die Bande sanft sich lösen fühlen, die sie an den ermüdeten Körper fesselten.

Der Dichter.

Es ist nicht genug, daß der Dichter idealischen Sinn habe; ohne den Geist, die Wirklichkeit, das praktische Leben überhaupt recht innig und wahr zu erkennen und zu durchschauen, ist und verbleibt er mit diesem hohen Sinn allein ein Phantast, der den Verstand des Lesers nur ärgert, und das Herz und die Einbildungskraft desselben gerade in die Lage versetzt, worin sie sich während des Träumens befinden. Die Einbildungskraft treibt er in ein Labyrinth, ohne ihr einen Leitfaden zu reichen, und das Herz kitzelt er, ohne den Punkt zu finden, wo es sich selbst empfindet. Die hohe Einbildungskraft oder der idealische Sinn soll und muß den heterogenen Stoff der Wirklichkeit durchglühen, zerschmelzen, läutern, verarbeiten, und mit dem Glanze überziehen, der diese Wirklichkeit des Stoffs den Sinnen täuschend darstellt, ohne den Glauben an sein nur verhülltes Daseyn aufzuheben. So macht es die mächtigste aller Zauberinnen, die Natur, mit ihren einfachen Elementen, aus welchen sie die Gegenstände im geheimen Dunkel zusammensetzt, die uns bey ihrer Erscheinung entzücken und erheben, wodurch sie uns durch sanfte Wonne, durch erhabenen Schauder, aus Furcht und Erstaunen entsprungen, bald in die düstre Tiefe zieht, bald in die schwindelnde Höhe, auf unserm Geiste angehauchten Flügeln, emporträgt. Sie verbirgt den Sinnen die innere grobe Zusammensetzung, um vor uns in anlockender, reizender Wirklichkeit zu leben. So macht sie Wasser zum Spiegel für Sonne, Mond, Hügel und Hayne, zu murmelnden Bächen, zu einwiegenden Kaskaden, den Wind zum Gesäusel der Geister im dunkeln Walde, Licht mit weichenden oder nahenden Schatten gemischt, zur Morgen- und Abendröthe, Staub zu Gebirgen, Erde, Farbe und Flüssigkeit zu grünen Wiesen und wohlriechenden, zarten Blumen — und so macht der Dichter den Menschen zu einem höhern Wesen, an das man glaubt, weil er sein Gewebe, gesponnen aus der Wirklichkeit und der innern höhern Ahnung in uns, an eben dieselben knüpft.

Lebensansichten.

Große Stadt, große Einsamkeit! ein Spruch, von dessen Wahrheit jeder Welt- und Menschenkenner am Ende überzeugt wird. Die Erfahrungen an Welt und Menschen lösen nach und nach alle Verbindungen, die das Herz, zur Zeit der noch

blühenden Hoffnung und des seligen Glaubens gemacht hat, so auf, daß mancher nur noch durch das Band der Pflichten, in der allgemeinen Verkettung gehalten wird. Löst er nun auch diese, so kann er sich immer schon im Grabe ansehen, wenn er weiter nichts in die Einsamkeit gebracht hat, als diese Welterfahrung, diese Menschenkenntniß. Der Edle und Weise lebt dann in der Rückerinnerung seiner Thaten und in dem gränzenlosen, unzerstörbaren, immer blühenden Reiche der Geister. Er tritt nur aus dem düstern, wilden Gewühl des Lebens, in die stillen, sanft erleuchteten Gärten der Hesperiden. Laß nun folgen, was da will, das Fortdauern nach diesem Leben hat er schon erobert und genossen.

Es giebt einen gewissen Haß, den nur edle Gemüther verdienen können. Eigennützige, sinnliche und rohe Menschen stoßen einen Mann von solchem Gemüth, den sie mit diesem Haß beehren, gewaltsam in die höhere Geisterwelt und erklären dadurch laut, er sey nicht von ihrem Geschlecht, gehöre nicht unter sie. Von ihrem Haß verblendet, der noch giftiger wird, da er auf einen solchen Mann nicht wirkt, ahnden sie nicht einmal, daß er von dem Augenblick an außer ihrer Macht ist, da sie ihn durch eben diesen Haß in jene höhere Sphäre noch mehr emporgehoben haben.

XXI.

Schiller.

Friedrich (von) Schiller, der unsterbliche Dichter, philosophische Denker und Geschichtschreiber, wurde am 10. November 1759 zu Marbach im Würtembergischen geboren. Sein Vater, früher zum Wundarzt erzogen, war zuletzt Hauptmann und Aufseher über die Gärten des fürstlichen Lustschlosses Solitüde bei Stuttgart. Nachdem der junge Schiller zuerst von dem Landprediger Moser in Lorch unterrichtet worden, besuchte er (seit 1768) die lateinische Schule in Ludwigsburg. Sein Plan, sich der Gottesgelehrtheit zu widmen, erlitt eine Aenderung, als er in die vom Herzog gestiftete Bildungsanstalt

zu Solitüde aufgenommen wurde. Außer Virgils Aeneide zogen ihn damals besonders die Klopstockischen Dichtungen, Gerstenbergs Ugolino, und Shakespeare an. Als im Jahre 1775 in der nach Stuttgart versetzten Akademie (Karls-Hoheschule) eine ärztliche Lehranstalt errichtet wurde, entschloß sich Schiller, hier die Heilkunde zu studiren. Gleichwohl wurde seine Neigung für die Dichtkunst, besonders die dramatische, immer sichtbarer. Durch eine italienische Novelle veranlaßt, arbeitete er hier sein kühnes jugendliches Phantasiestück, die Räuber, aus, die er aber erst nach seinem Abgang von der Akademie, da er bereits als Regimentsarzt angestellt worden war, herausgab (1781). Sie machten gewaltiges Aufsehen, veranlaßten aber zum Theil gewisse Beschränkungen für Schillern, denen sich dieser nur durch eine plötzliche Entfernung aus Stuttgart (im Oktober 1782) entziehen zu können glaubte. Hierauf lebte er fast ein Jahr lang auf dem Gute einer Gönnerin, der Geheimenräthin v. Wollzogen, zu Bauerbach unweit Meinungen, und vollendete seine beiden dramatischen Stücke, die Verschwörung des Fiesko und Kabale und Liebe. Im September 1783 ging Schiller nach Mannheim, wurde Theaterdichter an der dortigen, durch treffliche Schauspieler berühmten Bühne, gab die Rheinische Thalia heraus, und arbeitete an seinem Don Carlos. Von Mannheim wandte er sich sodann (1785) nach Sachsen, lebte abwechselnd zu Meinungen und zu Gohlis bei Leipzig, und ließ sich endlich, am Ende des Sommers (1785) zu Dresden nieder. Hier vollendete er in zweijähriger Frist seinen Don Carlos, sein erstes Drama im hohen und großen Stil, und arbeitete an seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, welche er später (1788) herausgab, und im J. 1801 umarbeitete, aber nicht vollendete. Im Jahre 1787 ging Schiller nach Weimar, machte die Bekanntschaft Herder's und Wieland's, und arbeitete an seiner Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen (1788). Im folgenden Jahre lebte er bei und in Rudolstadt, wo er seine nachherige Gattin, das Fräu-

lein von Lengefeld, kennen lernte, und den aus Italien zurückkehrenden Göthe zum erstenmal sah. Drauf ward er außerordentlicher Professor der Philosophie zu Jena (1789), und warf sich nun mit dem angestrengtesten Eifer in die Kantische Philosophie und in historische Studien. Hier schrieb er seinen anziehenden Roman, der Geisterseher, aus den Memoiren des Grafen von O. (1789), auf welchen sehr rasch die Sammlung historischer Memoires vom 12. Jahrh. an bis auf die neuesten Zeiten (1791. ff.) folgte. Nachdem Schillers häusliches Glück durch seine Vermählung (1790) noch fester begründet zu seyn schien, befiel ihn zu Anfang des J. 1791 eine heftige Brustkrankheit und zerrüttete seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit. Schiller sah sich in der traurigen Nothwendigkeit, aller öffentlichen und selbst schriftstellerischen Thätigkeit zu entsagen, als ihm unerwartet aus Dännemark, vom damaligen Erbprinzen und dem Grafen von Schimmelmann, ein Jahrgehalt von 1000 Thalern auf drei Jahre, ohne alle Bedingungen und blos zu seiner Wiederherstellung, angeboten wurde. Kaum wieder hergestellt, studirte er eifriger als je Kants Schriften und Philosophie, die er besonders auf die Aesthetik anzuwenden suchte, woraus seine geistreichen Erörterungen über tragische Kunst, das Erhabene, das Pathetische, über Anmuth und Würde, und mehrere andere philosophische und ästhetische Abhandlungen hervorgingen, die er in seinen Kleinen prosaischen Schriften (1792 — 1802. 4 Bde.) nachmals gesammelt herausgab. Nachdem Schiller eine Reise in seine Heimat gemacht (1793) und sich dort mehrere Monate theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg aufgehalten hatte, begann er nach seiner Rückkehr (1794) in Jena ein neues, schriftstellerisches Leben durch die Herausgabe der Horen (1795 — 97), worin er seine gehaltvollsten Abhandlungen niederlegte und bekannt machte. Im Jahre 1796 wurde er ordentlicher Professor an der Universität Jena, und wirkte als solcher daselbst bis 1801, wo er auf den Rath der Aerzte für immer Weimar zu seinem Aufenthalte wählte. Die großmüthige Unter-

stützung und Auszeichnung von Seiten des Landesfürsten, so wie der Umgang mit Göthe und anderen Freunden, stellte bald einen Theil seiner vorigen Heiterkeit wieder her. Der deutsche Kaiser erhob ihn im J. 1802 in den Adelstand. In diese letztere Zeit fallen auch seine bedeutendsten dramatischen Hervorbringungen, *Wallenstein* (1800), *Maria Stuart* (1801), die *Jungfrau von Orleans* (1802), die *Braut von Messina* (1803), und *Wilhelm Tell* (1804), so wie die Sammlung und Herausgabe seiner Gedichte (1800. ff.). Kränklich kam er im Sommer 1804 von Berlin zurück, wo er der Aufführung des Wilhelm Tell beigewohnt hatte, aber schon war er wieder genesen und alles voll froher Hofnung für ihn, als ihn plötzlich am 9. Mai 1805 der Tod hinwegnahm.

Wenige Dichter haben in so hohem Grade die Liebe des deutschen Volkes besessen und so entscheidend auf ihr Zeitalter eingewirkt, als Schiller. Er ist als der eigentliche Schöpfer und Begründer des deutschen Drama's zu betrachten, und die hohe Reinheit und Tiefe seines Gefühls und Gemüths, die sich in allen seinen Dichtungen abspiegelt, und sein unermüdetes Streben nach dem Idealen werden ihn stets unter den geistesverwandten Dichtern seiner Zeit ehrenvoll auszeichnen.

In Schillers Prosastil kann man füglich drei verschiedene Perioden unterscheiden. In der ersten ist er überladen, schwer und prunkend; in der zweiten rein, gediegen und harmonisch (Geisterseher); in der dritten strebte er nach der höchsten Pracht, Majestät und Fülle des Ausdrucks, wo er denn nicht selten sich überbot und zu viel gab. Jenes Stille und Klare, das in den Werken Göthe's und Tiek's so wunderbar anzieht, hat Schiller nie erreicht.

In seinen historischen Werken zeigt Schiller ein großes Talent der Darstellung, besonders der malerischen Schilderung; aber man vermißt darin zu sehr dasjenige, was den eigentlichen Geschichtschreiber von allen andern Darstellern unterscheidet. Sein Stil ist mehr rhetorisch und dichterisch, und das Feuer seiner begeisterten Phantasie führt ihn zu oft über

die Gränzen der treuen Wahrheitsliebe hinaus, und zeigt uns die Gegenstände in falschen Lichtern und Schatten. Bei alle dem sind seine historischen Schriften sehr anziehend und schön geschrieben, und was ihnen an Kritik und gründlicher Quellenforschung abgeht, das ersetzen sie der größeren Lesewelt durch die hohe Lebendigkeit ihrer Schilderungen und durch den Glanz der Sprache.

Schillers kleinere prosaische Schriften sind philosophischen, ästhetischen und vermischten Inhalts, und sämmtlich sehr anziehend. Sie haben auf die höhere Ausbildung der Kunstkritik unter den Deutschen bedeutend eingewirkt, und zeigen überhaupt, daß Schiller ein sehr denkender Künstler war.

Schillers sämmtliche Werke, Tübingen 1812. ff. 12 Bde.

---

1. Aus Schillers Geisterseher.

Ich erzähle eine Begebenheit, die vielen unglaublich scheinen wird, und von der ich großen Theils selbst Augenzeuge war. Den wenigen, welche von einem gewissen politischen Vorfalle unterrichtet sind, wird sie — wenn anders diese Blätter sie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufschluß darüber geben; und auch ohne diesen Schlüssel wird sie den übrigen, als ein Beytrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, vielleicht wichtig seyn. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im Stande ist; man wird über die Seltsamkeit der Mittel erstaunen, die sie aufzubieten vermag, um sich dieses Zwecks zu versichern. Reine, strenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn diese Blätter in die Welt treten, bin ich nicht mehr, und werde durch den Bericht, den ich abstatte, weder zu gewinnen, noch zu verlieren haben.

Es war auf meiner Rückreise nach Kurland, im Jahr 17** um die Karnevalszeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig besuchte. Wir hatten uns in **schen Kriegsdiensten kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntschaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedieß wünschte, das Merkwürdige dieser Stadt zu sehen, und der Prinz nur noch Wechsel erwartete, um nach ** zurückzureisen, so beredete er

mich leicht, ihm Gesellschaft zu leisten, und meine Abreise so lange zu verschieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, so lange unser Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war so gefällig, mir seine eigne Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem strengsten Incognito, weil er sich selbst leben wollte, und seine geringe Apanage ihm auch nicht verstattet hätte, die Hoheit seines Rangs zu behaupten. Zwey Kavaliere, auf deren Verschwiegenheit er sich vollkommen verlassen konnte, waren nebst einigen treuen Bedienten sein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er, mehr aus Temperament als aus Sparsamkeit. Er floh die Vergnügungen; in einem Alter von fünf und dreyßig Jahren hatte er allen Reitzungen dieser wollüstigen Stadt widerstanden. Das schöne Geschlecht war ihm bis jetzt gleichgültig gewesen. Tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschten in seiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren still, aber hartnäckig bis zum Uebermaß, seine Wahl langsam und schüchtern, seine Anhänglichkeit warm und ewig. Mitten in einem geräuschvollen Gewühle von Menschen ging er einsam; in seine Phantasienwelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen. Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu seyn. Dabey war er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal gewonnen war, und besaß gleich großen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen und für ein anderes zu sterben.

Als der dritte Prinz seines Hauses hatte er keine wahrscheinliche Aussicht zur Regierung. Sein Ehrgeitz war nie erwacht, seine Leidenschaften hatten eine andere Richtung genommen. Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, fühlte er keine Versuchung, über andere zu herrschen: die ruhige Freiheit des Privatlebens und der Genuß eines geistreichen Umgangs, begrenzten alle seine Wünsche. Er las viel, doch ohne Wahl; eine vernachlässigte Erziehung und frühe Kriegsdienste hatten seinen Geist nicht zur Reife kommen lassen. Alle Kenntnisse, die er nachher schöpfte, vermehrten nur die Verwirrung seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebauet waren.

Er war Protestant, wie seine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines Lebens religiöser Schwärmer gewesen war. Freymäurer ist er, so viel ich weiß, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgesondert auf dem St. Markusplatz spazieren gingen — es fing an spät zu werden, und das Gedränge hatte sich verloren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier, und ging allein. Wir beschleunigten unsere Schritte und suchten sie durch öftere Veränderung unseres Weges irre zu machen — umsonst, die Maske blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt? sagte endlich der Prinz zu mir. Die Ehemänner in Venedig sind gefährlich.“ — Ich stehe mit keiner einzigen Dame in Verbindung, gab ich zur Antwort. — „Wir wollen uns hier nieder setzen und deutsch sprechen, fuhr er fort. Ich bilde mir ein, man verkennt uns.“ Wir setzten uns auf eine steinerne Bank, und erwarteten, daß die Maske vorübergehen sollte. Sie kam gerade auf uns zu, und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus und sagte mir laut auf französisch, indem er aufstand: „Neun Uhr vorbey. Kommen Sie. Wir vergessen, daß man uns im Louvre erwartet.“ Dies sagte er nur, um die Maske von unserer Spur zu entfernen. „Neun Uhr“ wiederhohlte sie in eben der Sprache nachdrücklich und langsam. „Wünschen Sie Sich Glück, Prinz,“ (indem sie ihn bey seinem wahren Namen nannte) „Um neun Uhr ist er gestorben.“ — Damit stand sie auf und ging.

Wir sahen uns bestürzt an. — „Wer ist gestorben?“ sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Lassen Sie uns ihr nachgehen, sagte ich, und eine Erklärung fordern.“ Wir durchkrochen alle Winkel des Markusplatzes — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unserm Gasthof zurück. Der Prinz sagte mir unter Weges nicht ein Wort, sondern ging seitwärts und allein, und schien einen gewaltsamen Kampf zu kämpfen; wie er mir auch nachher gestanden hat.

Als wir zu Hause waren, öffnete er zum ersten Mahle wieder den Mund. „Es ist doch lächerlich, sagte er, daß ein Wahnsinniger die Ruhe eines Mannes mit zwey Worten erschüttern soll.“ Wir wünschten uns eine gute Nacht, und sobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geschehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend sagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen, und unsern geheimnißvollen Armenier aufsuchen? Mich verlangt doch nach

der Entwickelung dieser Komödie." Ich war's zufrieden. Wir blieben bis eilf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu sehen. Das nehmliche wiederhohlten wir die vier folgenden Abende, und mit keinem besseren Erfolge.

Als wir am sechsten Abend unser Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkührlich oder aus Absicht, besinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlassen, wo wir zu finden seyn würden, wenn nach uns gefragt werden sollte. Der Prinz bemerkte meine Vorsicht, und lobte sie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gedränge auf dem Markusplatz, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreyßig Schritte gemacht, so bemerkte ich den Armenier wieder, der sich mit schnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu suchen schien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron von F** aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zu kam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er ist schwarz gesiegelt, setzte er hinzu. Wir vermutheten, daß es Eile hätte." Das fiel auf mich wie ein Donnerschlag. Der Prinz war zu einer Laterne getreten und fing an zu lesen. „Mein Kousin ist gestorben," rief er. Wann? fiel ich ihm heftig ins Wort. Er sah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr."

---

2. Aus Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Schlacht bei Leipzig.

Früh Morgens am 7ten September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen, die herbey eilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die Sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte ohnweit Leipzig ein festes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern, und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer

einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwey Colonnen die Schwedisch-Sächsische Armee, und hatte bey Podelwitz, einem vor der Tillyschen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu passiren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit 2000 Kürassiers gegen sie beordert, doch erst nach langem Widerstreben des Tilly, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verboths ungeachtet wurde Pappenheim mit dem Schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken, und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwey Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen, und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterey auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert, und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen, und die feindlichen Reiter herunterschießen sollten. In der Mitte kommandirte der Oberste Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, scheint es, wollte er die Schwedische Tapferkeit von der Sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das Schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterey in eben so große unbehülfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebirth seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beynahe schließen,

daß Tilly's Absicht vielmehr gewesen sey, den Feind zu erwarten als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über 34 bis 35,000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. Dieser Tag war es, um dessentwillen Gustav das Baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwey größten Heerführer ihrer Zeit, beide bis hierher unüberwunden, sollen jetzt in einem lange vermiedenem Kampfe mit einander ihre letzte Probe bestehen; einer von beiden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Beide Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag heran nahen sehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben, und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, eben so wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahndungen umwölkten seine immer freye Stirne. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.

Ein zweystündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend, und trieb aus dem frisch beackerten ausgedörrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dieß bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly seine Hügel und wagte den ersten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er sich zur Rechten, und fiel in die Sachsen mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürst selbst besann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeit lang auf dem Schlachtfelde Stand, und

retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterey, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommandirte der König selbst, und unter ihm der General Banner. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluste, und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen, und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem Sächsischen Heere entdeckte, mit schneller Besonnenheit drey Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte. Gustav Horn, der hier das Commando führte, leistete den feindlichen Kürassiers einen herzhaften Widerstand, den die Vertheilung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an zu ermatten, als Gustav Adolph erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderwo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptcorps zur Linken, und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer seiner eigenen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen, grauer versuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee, und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie aufs neue Fronte gegen die Schweden machten, und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf 600 geschmolzen waren, Widerstand

leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Rest des Tillyschen Heers, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Gustav Adolph sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude ergoß sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterey verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentausend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftausend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweytausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann, Pappenheim nicht über 1400 zusammen bringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst verdankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem Schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu tödten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben, und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangene Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegsthaten, als die Flüche der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot seines Herrn, kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen.

---

3. Aus Schiller's kleinen prosaischen Schriften.

Ueber das Erhabene.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der Eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein muntres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der Andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt, und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohseyn, das bis zum Entzücken steigen kann, und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt seyn müssen, welche bei Vorstel-

lung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unseres Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbstständiges Principium in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere Fassungskraft, und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen reinen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unsere Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall, durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unserer Phantasie zugleich die Grenzen unserer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind; so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind. Und dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann; durch das Schöne der Wirk-

lichkeit nämlich, denn im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs schärfste von einander geschieden, denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der Erste nur seine Schranken empfindet, macht der Andere die Erfahrung seiner Kraft, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den Andern zu Boden drückt.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für Beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit ist unsere Wärterin im kindischen Alter, und soll uns ja aus dem rohen Naturzustand zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsere erste Liebe ist, und unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird, und zu ihrer völligen Entwicklung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einen bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über sie hinausgehen, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich er zuerst blühet, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabne aus der Vernunft zu entwickeln.

So lange der Mensch bloß Sklave der physischen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe dämonische Freiheit in seiner Brust noch nicht ahnte, so konnte ihn die unfaßbare Natur nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft, und die verderbende Natur nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Er mußte also die erste mit Kleinmuth vorübergehen, und sich von der andern mit Entsetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Fluth von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eignen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden: und das relativ Große außer ihm ist der Spiegel, worin er das absolut Große in ihm selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft, und bietet absichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzustellen, um, wenn es bei diesem Versuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die Sinnlichkeit leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen, und der größere Ocean über ihm, entreißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein größerer Maßstab der Schätzung wird ihm von der simpeln Majestät der Natur vorgehalten, und, von ihren großen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker und Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebar — wer weiß, ob es nicht dem seltnern Verkehr mit diesem großen Genius zum Theil zuzuschreiben ist, daß der Charakter der Städter sich so gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Aber nicht bloß das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfaßbare für den Verstand, die Verwirrung, kann, sobald sie ins Große geht, und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer Darstellung des Uebersinnlichen die-

nen, und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft, als bei der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur, als daß er in dem schnurgerechten Holland den sauern Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, daß in Bataviens Triften für den physischen Menschen besser gesorgt ist, als unter dem tückischen Krater des Vesuvs, und daß der Verstand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirthschaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandschaft seine Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfniß mehr, als zu leben und sich wohl seyn zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

XXII.

G ö t h e.

Johann Wolfgang (von) Göthe, der größte und umfassendste Dichtergeist des achtzehnten Jahrhunderts, wurde den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main von angesehenen Eltern geboren *). Sein Vater, Doktor der Rechte und Kaiserlicher Rath, ein Mann voll Geschmack und Kunstsinn und von bedeutendem Vermögen, suchte früh durch strenge Erziehung das flüchtige unruhige Naturell des fast in Allem reichbegabten Knaben zu regeln. Der frühe Unterricht in Sprachen und das Anschaun von Gemälden und Kunstwerken weckten früh den Sinn des jungen Göthe. Doch mehr noch wirkten auf diesen Frankfurts Oertlichkeiten, der Meß- und

*) Da Göthe in einem eigenen Buche „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung" (1811. f.) die Geschichte seiner geistigen Entwickelung gegeben hat, so können wir uns in obigem Abriß um so kürzer fassen.

Handelsverkehr, die Alterthümer, Gebäude und selbst die Kaiserkrönung, und richteten früh seine Einbildungskraft auf das Alte und Vergangene. Als im siebenjährigen Kriege die Franzosen Frankfurt besetzten, und der Königslieutenant Graf von Thorane, ein großer Kunstfreund und treflicher Mensch, im Hause der Eltern Göthe's seine Wohnung nahm, ging für diesen ein neues Leben auf; besonders wurde er seitdem mit der französischen Bühne bekannt, die damals als allgemeines Muster galt. Der ganze fernere Unterricht, den er in Religion, Sprachen, Geschichte und Erdbeschreibung erhielt, nahm immer mehr seine Richtung ausschließlich auf die Einbildungskraft, und veranlaßte ihn zu Versuchen in erzählenden und schildernden Darstellungen. So versuchte er damals einen Roman in Briefen, in sieben verschiedenen Sprachen verfaßt, und eine epische Bearbeitung der Geschichte Josephs, veranlaßt durch den poetischen Eindruck, den die biblischen Sagen vom Leben der Erzväter auf ihn gemacht hatten. — Wohl vorbereitet bezog er endlich (1765) die Universität Leipzig. Das dortige Leben bildete einen völligen Gegensatz mit dem früheren in Frankfurt. Anstatt, seinem ursprünglichen Plane gemäß, sich der Rechtswissenschaft zu widmen, nahm er vielmehr den lebhaftesten Antheil an den damaligen kritischen, dichterischen und Kunst-Bestrebungen der Norddeutschen. Klopstocks und Wielands Dichtungen sprachen seinen Geist am lebhaftesten an, und während Winkelmann und Lessing in ihm die Ahnung eines Vollkommensten und Höchsten weckten und anregten, führte ihn ein Besuch in Dresden und das Anschaun der dortigen Gemälde, besonders der Niederländer, wiederum zur vaterländischen Vergangenheit zurück. Nachdem er in Leipzig seine zwei ersten dramatischen Arbeiten, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen, gedichtet, und sich bei einem Versuch im Aetzen eine Krankheit zugezogen hatte, deren Folgen lange noch fortdauerten, kehrte er (1768) ins väterliche Haus zurück. Seine Vorliebe für die alte, längstvergangene Anschauungs- und Behandlungsweise der Natur führte ihn hier auf das Studium mystischer,

chemisch=alchymistischer Werke, welches er auch in der Folge zu Straßburg, wohin er (1769) zur Beendigung seiner rechtswissenschaftlichen Laufbahn sich begeben hatte, noch eifrig fortrieb. Hier in Straßburg war es, wo Herder, den er kennen lernte, seine früheren Betrachtungen über Poesie und Kunst ins Unendliche hinausführte und ihm den Blick über eine Welt eröfnete, während andrerseits die leidenschaftliche Neigung zu einer Predigertochter Göthen veranlaßte, seine eigenste menschliche Natur immer mehr wahrzunehmen, zu beachten und wirken zu lassen. Nachdem er (am 6. August 1771) als Doktor der Rechte promovirt hatte, kehrte er über Mannheim, wo die Sammlung antiker Kunstschätze ihm eine neue Welt aufschloß, in das väterliche Haus nach Frankfurt zurück. Hier lebte er, zwischen Geschäfts= und Gesellschaftsleben getheilt, in einem geistreichen Kreise, und stellte in seinem Götz von Berlichingen (1773) das altdeutsche, rauhe, kräftige und freiheitliebende Ritterthum in dem Augenblicke seines Untergehens dar, wie es nach hartem Kampf dem Geiste einer neuen Zeit, moderner Abgeschliffenheit, Zahmheit und Unterwürfigkeit weichen muß. Sein Aufenthalt zu Wetzlar war nur eine Fortsetzung des Frankfurter Lebens. Da die Bekanntschaft mit englischen, Lebensüberdruß athmenden Dichtungen bereits Göthens Gemüth lebhaft eingenommen hatte, war es leicht, daß die steigende Kenntniß, und Ansicht von den mancherlei Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft auf den feurigen Geist des Jünglings einen Druck ausübte, der, zumal da in ihm die leidenschaftliche Neigung zu einem versagten Gegenstande noch hinzutrat, ihn beinahe zum Selbstmorde hindrängte. Diesen drückenden und beängstigenden Zustand stellte Göthe bald darauf in den Leiden des jungen Werther (1774) dar, die, so wie Götz von Berlichingen, eine entscheidende, mit der Zeit immer sichtbarer werdende Wirkung auf ihr Zeitalter hervorbrachten. Nach Frankfurt zurückgekehrt, erweiterte Göthe immer mehr seinen Verkehr und Umgang mit bedeutenden Personen der damaligen Zeit (Lavater, Basedow, Jacobi, Heß, Merk). Durch Werthers Lei=

den hatte er die Aufmerksamkeit des Erbprinzen von Weimar auf sich gezogen, der ihn bald nach seinem Regierungsantritt (1776) als Legationsrath nach Weimar berief, ihn später (1779) zum wirklichen geheimen Rath ernannte, und in demselben Jahre mit ihm eine Reise nach der Schweiz machte. Im Jahre 1782 ward Göthe Kammerpräsident zu Weimar, und geadelt. Während Göthe in dieser Zeit scheinbar noch seiner frühern volksthümlichen, der vaterländischen Vergangenheit zugewendeten Richtung treu blieb, indem er altdeutsche Schwänke und Fastnachtsspiele (1774) und den altdeut. Fabelroman Reineke Fuchs (1794) mit Glück erneute, und in Hermann und Dorothea (1797) ein idyllisches Gemählde gemüthlicher Häuslichkeit und deutschen Bürger- und Familienlebens aufstellte; so hatte doch das Hof- und Staatsleben allmählig einen bedeutenden Einfluß auf ihn und seine dichterische Entwickelung genommen, der ihn immer mehr von jener früheren Richtung entfremdete. Noch höhere Wirkung äußerte auf sein ganzes Dichterleben die Kunstreise nach Italien (1785). Dies zeigte sich am meisten in seinen nächsten dramatischen Arbeiten. Egmont (1788), worin der freie, fröhliche und kecke Volkssinn der alten Niederländer und ihres Freiheitshelden verklärter Tod ergreifend dargestellt ist, bildet gleichsam den Uebergang zu der, in griechischem Geist, wenn gleich nicht in streng antiker Kunstform gedichteten Iphigenie (1787), und zu dem anmuthigen Torquato Tasso (1790), in welchem der Gegensatz zwischen Welt- und Dichterleben zart und sinnvoll veranschaulicht wird. Gleichzeitig fällt auch die erste Entstehung des Faust, in welchem der Dichter den Stoff einer altdeutschen Volkssage benutzte, um auf eine erschütternde Weise die sittliche Untiefe zu zeigen, worein der endliche, aus Selbstsucht gegen das Ewige sich empörende Geist nothwendig versinken muß. Unter den späteren, sehr zahlreichen Geisteserzeugnissen Göthens sind besonders seine durch Anmuth der Form, wie durch Reichthum und Tiefe des Inhalts ausgezeichneten Romane zu nennen: Wilhelm Meisters Lehrjahre (1794. 4 Bde.), eine reiche

Darstellung der Welt und des Lebens im Großen und Ganzen und in all der mannigfaltigen Verkettung der geselligen Verhältnisse; die Wahlverwandschaften (1810. 2 Bde.), worin die Nothwendigkeit der Natur als beherrschend die sittlichen Lebensverhältnisse des Menschen dargestellt wird; und Wilhelm Meister's Wanderjahre (1821), eine Fortsetzung der Lehrjahre, die eine neue und reiche Welt der überraschendsten Anschauungen und Ansichten (z. B. des Christenthums) aufzuschließen und zu verheißen scheinen.

Göthens gesammtes dichterisches Leben und Wirken in seiner Vielseitigkeit und Tiefe zu enthüllen und in seinem ganzen gewaltigen Einflusse auf sein Zeitalter darzustellen, muß einer unbefangen und partheilos würdigenden Nachwelt vorbehalten bleiben. Für uns Zeitgenossen ist indeß Göthens vorletztes Werk: Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung, (1811. f.), worin er selbst, obwohl nicht in ununterbrochener Folge und überhaupt nicht bis in die späteren Zeiten herab, eine Geschichte seiner innern und äußern Lebensentwickelung mit meisterhafter Hand entworfen, ein in dieser wie in vieler andern Hinsicht höchst wichtiges und dankenswerthes Geschenk.

Unter den vielen Versuchen, Beurtheilungen, Charakteristiken und Kritiken, die in der neueren Zeit über Göthe und seine Werke erschienen sind, ist vielleicht keine zu nennen, die so umfassend und mit so gründlicher Durchdringung das innerste Wesen der Göthe'schen Dichtungen und alle die verschiedenen Ausstrahlungen und Entfaltungen des Göthe'schen Genius in ihrer Einheit und innerem Zusammenhange aufgefaßt und entwickelt hätte, als Schubarth's Schrift zur Beurtheilung Göthe's (Breslau 1820.). Es sey uns daher erlaubt, diesen Abschnitt mit den eigenen Worten dieses scharfsinnigen Beurtheilers zu schließen. „Die verschiedenen Leistungen Göthe's aus der letzten Zeit suchen immer mehr dem Ziele sich zu nähern, den Standpunkt einer unteren Trennung der Objecte aufzuheben, und dagegen immer mehr auf eine höchste Einheit hinzudeuten. Nicht auf eine solche,

wo am Ende Alles in ein bloßes Einerlei verfließt, sondern wo zuletzt die Ansicht hervorgeht, wie das Verschiedenste, Getrennteste, Mannigfaltigste, trotz seiner Verschiedenheit, dennoch zu einem Ziel und Zweck wirkt und hinführt: und wie durch diese Verschiedenheit jene Einheit erst recht lebendig sich erhält. Sein Bestreben ist also sowohl falscher Absonderung wie falscher Einigung entgegenzuwirken. Hiemit ist ausgesprochen, daß wir Göthe eigentlich nicht recht begreifen können, wenn wir uns nicht zuvor unterrichten, was talent- und geistreiche Männer außer ihm, abgesondert, von einander getrennt, auf den verschiedensten Punkten gewirkt haben. Er selbst erscheint, ohne Rücksicht auf Gleichzeitiges, daher immer zerstückt, so wie man andrerseits wiederum in den höchsten und vortrefflichsten Bestrebungen der Zeitgenossen ohne ihn immer die Verbindung, die Verknüpfung, das Band und Ziel vermissen wird. So wie nun er jenes zerstückte Bestreben durch das Ringen nach Einheit und Gesammtheit ergänzt, so müssen wir andrerseits durch Zeitgenossen ergänzen, was ihm an Vollständigkeit im Einzelnen fehlt. — Ganz dasselbe setzt Göthe's Stil voraus, wofern man in ihm Zusammenhang entdecken will. Im höchsten Sinne ist dieser Stil darstellend, ein Höchstes gewährend, doch so, daß immer fast alles das vorausgesetzt wird, was bis dahin vorausgehen mußte, ehe er nunmehr zum Letzten sich erhebt. Wir schreiten daher auf lauter Gipfeln an ihm dahin. Um sich von dem recht anschaulich zu überzeugen, was hier gemeint ist, vergleiche man das elfte und zwölfte Kapitel der Wanderjahre über Religion mit der Lessingschen Erziehung des Menschengeschlechts. Lessing bemüht sich überall, erst den Begriff für seinen Gegenstand zu erwecken, Göthe geht hieran vorbei, und sucht uns den ganzen Reichthum des Gegenstandes selbst zu geben."

Neueste und vollständigste Ausgabe der sämmtlichen Werke v. Göthe's, Tübingen 1816. f. 20 Bde.

1. Aus Göthe: Von deutscher Baukunst.

1 7 7 3.

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: **Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis**, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner, an der heiligen Stätte ergossen hätte; da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ichs vermögte.

Was brauchts dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bey euch, in den Wolken meines Geistes, vollendet das begonnene in die Wolken.

Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ists Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wirds ewig schwindeln an deinem Coloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkührlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymische Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheider als ein Volk, das die ganze fremde

Welt barbarisch nennt, hieß alles gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der ältern deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abentheuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!“ und so graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ists dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir in leisen Ahndungen der Genius des großen Werkmeisters. „Was staunst du,“ lispelte er mir entgegen. „Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt. Nur ihre willkührlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwey kleinere zu'n Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet, und sonst nur Tageloch war, wie hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern erhabnen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen. In ihre kühne, schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beyden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck,

den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten."

Und so schied er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit. Bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet' er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt; wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete, ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles, und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht danke ichs, Genius, daß mirs nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt, der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen, und gottgleich sprechen kann: es ist gut!

2. Aus den Leiden des jungen Werther.

Albert hatte mir versprochen, gleich nach dem Nachtessen mit Lotten im Garten zu seyn. Ich stand auf der Terrasse, unter den hohen Kastanienbäumen, und sah der Sonne nach, die mir nun zum letztenmale über dem lieblichen Thale, über dem sanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier gestanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauspiele zugesehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir so lieb war; ein geheimer sympathetischer Zug hatte mich hier so oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unserer Bekanntschaft die wechselseitige Neigung zu diesem Plätzchen entdeckten! das wahrhaftig eins von den romantischsten ist, die ich von der Kunst hervorgebracht gesehen habe.

Erst hast du zwischen Kastanienbäumen die weite Aussicht — Ach ich erinnere mich, ich habe dir, denk' ich, schon viel davon geschrieben, wie hohe Buchenwände einen endlich einschließen, und durch ein daran stoßendes Bosket die Allee immer düsterer wird, bis zuletzt alles sich in ein geschlossenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einsamkeit umschweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erstenmale an einem hohen Mittage hineintrat; ich ahnete ganz

leise, was für ein Schauplatz das noch werden sollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den schmachtenden, süßen Gedanken des Abscheidens, des Wiedersehens geweidet, als ich sie die Terrasse herauf steigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand, und küßte sie. Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem buschigen Hügel aufging; wir redeten mancherley, und kamen unvermerkt dem düstern Kabinette näher. Lotte trat hinein, und setzte sich, Albert neben sie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange sitzen; ich stand auf, trat vor sie, ging auf und ab, setzte mich wieder: es war ein ängstlicher Zustand. Sie machte uns aufmerksam auf die schöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terrasse vor uns erleuchtete: ein herrlicher Anblick, der um so viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einschloß. Wir waren still, und sie fing nach einer Weile an: Niemals gehe ich im Mondenlichte spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden seyn! fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort; aber, Werther, sollen wir uns wieder finden? wieder erkennen? Was ahnen Sie? was sagen Sie?

Lotte, sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder sehen! hier und dort wieder sehen! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte sie mich das fragen, da ich diesen ängstlichen Abschied im Herzen hatte!

Und ob die lieben Abgeschiedenen von uns wissen, fuhr sie fort, ob sie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze, und sie um mich versammelt waren. Wenn ich dann mit einer sehnenden Thräne gen Himmel sehe, und wünsche, daß sie hereinschauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu seyn. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerste, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warst. Ach! thue ich doch alles, was ich kann; sind sie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr ist, als das Alles, gepflegt und geliebt. Könntest du unsere Eintracht sehen, liebe

Heilige! du würdest mit dem heissesten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den letzten bittersten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder batest. —

Sie sagte das! o Wilhelm, wer kann wiederholen, was sie sagte! Wie kann der kalte, todte Buchstabe diese himmlische Blüthe des Geistes darstellen! Albert fiel ihr sanft in die Rede: Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hängt sehr nach diesen Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, sagte sie, ich weiß, Du vergissest nicht die Abende, da wir zusammen saßen an dem kleinen runden Tischchen, wenn der Papa verreist war, und wir die Kleinen schlafen geschickt hatten. Du hattest oft ein gutes Buch, und kamst so selten dazu, etwas zu lesen — War der Umgang dieser herrlichen Seele nicht mehr als alles? die schöne, sanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor sie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tausend Thränen netzte, Lotte! der Segen Gottes ruht über Dir, und der Geist Deiner Mutter! — Wenn Sie ihn gekannt hätten, sagte sie, indem sie mir die Hand drückte, — sie war werth von Ihnen gekannt zu seyn! — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, stolzeres Wort über mich ausgesprochen worden — und sie fuhr fort: Und diese Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngster Sohn nicht sechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; sie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, besonders das Kleine. Wie es gegen das Ende ging, und sie zu mir sagte: Bringe mir sie herauf, und wie ich sie hereinführte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aeltesten, die ohne Sinne waren, wie sie um's Bette standen, und wie sie die Hände aufhob, und über sie betete, und sie küßte nach einander und sie wegschickte, und zu mir sagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf. Du versprichst viel, meine Tochter, sagte sie, das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen gesehen, daß du fühlst, was das sey. Habe es für deine Geschwister und für deinen Vater, die Treue und den Gehorsam einer Frau. Du wirst ihn trösten. Sie fragte nach ihm; er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte; der Mann war ganz zerrissen.

Albert, du warst im Zimmer. Sie hörte Jemand gehen, und fragte, und forderte dich zu sich, und wie sie dich ansah und mich, mit dem getrösteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich seyn, zusammen glücklich seyn würden — Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie, und rief: wir sind es! wir werden es seyn! Der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber.

Werther, fing sie an, und diese Frau sollte dahin seyn; Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt, und Niemand, als die Kinder, das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten, die schwarzen Männer hätten die Mama weggetragen.

Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen, und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, sagte sie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurück ziehen, und ich hielt sie fester. Wir werden uns wieder sehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich sagen sollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Lebe wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir sehn uns wieder — Morgen, denke ich, versetzte sie scherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach sie wußte nicht, als sie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus — ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und sprang auf, und lief auf die Terrasse hervor, und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weisses Kleid nach der Gartenthür schimmern, ich streckte meine Arme aus, und es verschwand.

3. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Mignon.

Sie wissen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Gesinnungen ich, indem sie neben mir aufwachsen, zum Guten und Rechten zu bilden wünschte. Aus meinem Munde hören sie nichts, als was ich selber für wahr halte, doch kann ich und will ich nicht hindern, daß sie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe ist. Fragen sie mich darüber, so suche ich, so viel nur möglich ist,

jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einem richtigen anzuknüpfen, um sie dadurch, wo nicht nützlich, doch unschädlich zu machen.

Schon seit einiger Zeit hatten meine Mädchen, aus dem Munde der Bauernkinder, gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom Heiligen Christe vernommen, die zu gewissen Zeiten in Person erscheinen, gute Kinder beschenken und unartige bestrafen sollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Personen seyn müßten, worin ich sie denn auch bestärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulassen, mir vornahm, ihnen bey der ersten Gelegenheit ein solches Schauspiel zu geben. Es fand sich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsschwestern, die sich immer sehr gut betragen hatten, nahe war; ich versprach, daß ihnen diesmal ein Engel die kleinen Geschenke bringen sollte, die sie so wohl verdient hätten. Sie waren äußerst gespannt auf diese Erscheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieser Rolle ausgesucht, und sie ward an dem bestimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anständig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Brust und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglassen, doch bestanden die Frauenzimmer, die sie anputzten, auf ein Paar große goldene Schwingen, an denen sie recht ihre Kunst zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der einen Hand, und mit einem Körbchen in der andern, die wundersame Erscheinung in die Mitte der Mädchen, und überraschte mich selbst. Da kommt der Engel, sagte ich. Die Kinder traten gleichsam alle zurück! Endlich riefen sie aus; es ist Mignon! und getrauten sich doch nicht, dem wundersamen Bilde näher zu treten.

Hier sind eure Gaben, sagte sie, und reichte das Körbchen hin. Man versammelte sich um sie, man betrachtete, man befühlte, man befragte sie.

Bist du ein Engel? fragte das eine Kind.

Ich wollte, ich wär' es, versetzte Mignon.

Warum trägst du eine Lilie?

So rein und offen sollte mein Herz seyn, dann wär' ich glücklich.

Wie ists mit den Flügeln? laß sie sehn.

Sie stellen schönere vor, die noch nicht entfaltet sind.

Und so antwortete sie bedeutend auf jede unschuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Gesellschaft befriedigt war, und der Eindruck dieser Erscheinung stumpf zu werden

anfing, wollte man sie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Zitter, setzte sich hier auf diesen hohen Schreibtisch hinauf, und sang ein Lied mit unglaublicher Anmuth:

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus:
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick,
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlische Gestalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg und Mühe
Doch fühlt ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert ich zu frühe,
Macht mich auf ewig wieder jung.

Ich entschloß mich sogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu lassen, und ihr noch einige der Art anzuschaffen, in denen sie nun auch geht, und in denen, wie es mir scheint, ihr Wesen einen ganz andern Ausdruck hat.

Der Saal der Vergangenheit.

Sie waren unter diesem Gespräch im Garten auf- und abgegangen, Natalie hatte verschiedene Blumen, von seltsamer Gestalt, gebrochen, die Wilhelmen völlig unbekannt waren, und nach deren Nahmen er fragte.

Sie vermuthen wohl nicht, sagte Natalie, für wen ich diesen Strauß pflücke? er ist für meinen Oheim bestimmt, dem wir einen Besuch machen wollen. Die Sonne scheint eben so lebhaft nach dem Saale der Vergangenheit, ich muß Sie diesen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von denen Blumen, die mein Oheim besonders begünstigte, mitzubringen. Es war ein sonderbarer Mann und der eigensten Eindrücke fähig. Für gewisse Pflanzen und Thiere, für gewisse Menschen und Gegenden, ja sogar zu einigen Steinarten hatte er eine entschiedene Neigung, die selten erklärlich war. Wenn ich nicht, pflegte er oft zu sagen,

mir von Jugend auf so sehr widerstanden hätte, wenn ich nicht gestrebt hätte, meinen Verstand ins Weite und Allgemeine auszubilden, so wäre ich der beschränkteste und unerträglichste Mensch geworden, denn nichts ist unerträglicher als abgeschnittene Eigenheit an demjenigen, von dem man eine reine, gehörige Thätigkeit fordern kann. Und doch mußte er selbst gestehen, daß ihm gleichsam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit nachsähe, und sich erlaubte, das mit Leidenschaft zu genießen, was er eben nicht immer loben und entschuldigen konnte. Es ist meine Schuld nicht, sagte er, wenn ich meine Triebe und meine Vernunft nicht völlig habe in Einstimmung bringen können. Bey solchen Gelegenheiten pflegte er meist über mich zu scherzen und zu sagen: Natalien kann man bey Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht.

Unter diesen Worten waren sie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwey Sphinxe von Granit lagen. Die Thüre selbst war, auf Aegyptische Weise, oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernsthaften, ja zu einem schauerlichen Anblick vor; wie angenehm ward man daher überrascht, als diese Erwartung sich in die reinste Heiterkeit auflöste, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunst und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufhoben. In die Wände waren verhältnißmäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarkophagen standen, in den Pfeilern dazwischen sah man kleinere Oeffnungen, mit Aschenkästchen und Gefäßen geschmückt; die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes sah man in regelmäßige Felder abgetheilt und zwischen heitern und mannigfaltigen Einfassungen, Kränzen und Zierrathen heitere und bedeutende Gestalten, in Feldern von verschiedener Größe gemahlt. Die architectonischen Glieder waren mit dem schönen gelben Marmor, der ins röthliche hinüberblickt, bekleidet, hellblaue Streifen von einer glücklichen chemischen Composition ahmten den Lasurstein nach, und gaben, indem sie gleichsam in einem Gegensatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle diese Pracht und Zierde stellte sich in reinen architectonischen Verhältnissen dar, und so schien jeder, der hineintrat, über sich selbst erhoben zu seyn, indem er durch die zusammentreffende Kunst, erst erfuhr, was der Mensch sey und was er seyn könne.

Der Thüre gegenüber sahe man auf einem prächtigen Sarkophagen das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polster gelehnt. Er hielt eine Rolle vor sich, und schien mit stiller Aufmerksamkeit darauf zu blicken. Sie war so gerichtet, daß man die Worte, die sie enthielt, bequem lesen konnte. Es stand darauf: Gedenke zu leben.

Natalie, indem sie einen verwelkten Straus wegnahm, legte den frischen vor das Bild des Oheims. Denn er selbst war in der Figur vorgestellt, und Wilhelm glaubte sich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Walde gesehen hatte. Hier brachten wir manche Stunde zu, sagte Natalie, bis dieser Saal fertig war. In seinen letzten Jahren hatte er einige geschickte Künstler an sich gezogen; und seine beste Unterhaltung war die Zeichnungen und Cartone zu diesen Gemählden aussinnen und bestimmen zu helfen.

Wilhelm konnte sich nicht genug der Gegenstände freuen, die ihn umgaben. Welch ein Leben, rief er aus, in diesem Saale der Vergangenheit! man könnte ihn eben so gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war alles und so wird alles seyn! Nichts ist vergänglich, als der Eine der genießt und zuschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben, nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bärtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt, und sich mit seinem Sohne neckt. So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen, und bey ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.

Wilhelms Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgeschiedenen Ernste des Weisen, konnte man, in schöner lebendiger Folge, sehen, wie der Mensch keine angebohrne Neigung und Fähigkeit besitzt, ohne sie zu brauchen und zu nützen. Von dem ersten zarten Selbstgefühl, wenn das Mädchen verweilt, den Krug aus dem klaren Wasser wieder herauf zu heben, und indessen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feyerlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beschauenden an dieser Stätte umgab, und außer den Gedanken,

welche jene gebildeten Gestalten erregten, außer den Empfindungen, welche sie einflößten, schien noch etwas anders gegenwärtig zu seyn, wovon der ganze Mensch sich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können. Was ist das? rief er aus, das, unabhängig von aller Bedeutung, frey von allem Mitgefühl, das uns menschliche Begebenheiten und Schicksale einflößen, so stark und zugleich so anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es spricht aus dem Ganzen, es spricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich diese mir besonders zueignen könnte! Welchen Zauber ahnd' ich in diesen Flächen, diesen Linien, diesen Höhen und Breiten, diesen Massen und Farben! Was ist es, das diese Figuren, auch nur obenhin betrachtet, schon als Zierrath so erfreulich macht! Ja ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, alles mit den Augen fassen, sich glücklich finden und ganz etwas anders fühlen und denken, als das, was vor Augen steht.

Und gewiß! könnten wir beschreiben, wie glücklich alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegensatz, durch Einfärbigkeit oder Buntheit alles bestimmt, so und nicht anders erschien, als es erscheinen sollte, und eine so vollkommne als deutliche Wirkung hervorbrachte; so würden wir den Leser an einen Ort versetzen, von dem er sich so bald nicht zu entfernen wünschte.

Vier große marmorne Candelaber standen in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte, um einen sehr schön gearbeiteten Sarkophag, der seiner Größe nach eine junge Person von mittlerer Gestalt enthalten haben sollte.

Natalie blieb bey diesem Monumente stehen, und indem sie die Hand darauf legte, sagte sie: mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu diesem Werke des Alterthums. Er sagte manchmal: nicht allein die ersten Blüthen fallen ab, die ihr da oben in jenen kleinen Räumen verwahren könnt, sondern auch Früchte, die uns, am Zweige hängend, noch lange die schönste Hoffnung geben, indem ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerstörung vorbereitet. Ich fürchte, fuhr sie fort, er hat auf das liebe Mädchen geweissagt, das sich unserer Pflege nach und nach zu entziehen und zu dieser ruhigen Wohnung zu neigen scheint.

Die Todtenfeier.

Am Abend lud der Abbé zu den Exequien Mignons ein. Die Gesellschaft begab sich in den Saal der Vergangenheit, und fand denselben auf das sonderbarste erhellt und ausgeschmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände fast von oben bis unten bekleidet, so daß nur Sockel und Fries hervorschienen. Auf den vier Candelabern in den Ecken brannten große Wachsfackeln, und so nach Verhältniß auf den vier kleinern, die den mittlern Sarkophagen umgaben. Neben diesem standen vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet, und schienen einer Figur, die auf dem Sarkophagen lag, mit breiten Fächern von Straußenfedern Luft zuzuwehn. Die Gesellschaft setzte sich, und zwey unsichtbare Chöre fingen mit holdem Gesang an zu fragen: Wen bringt ihr uns zur stillen Gesellschaft? Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme: Einen müden Gespielen bringen wir euch, laßt ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmlischer Geschwister ihn dereinst wieder aufweckt.

Chor.

Erstling der Jugend in unserm Kreise, sey willkommen! mit Trauer willkommen! Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe sich willig und gelassen der stillen Halle, und in ernster Gesellschaft ruhe das liebe, liebe Kind.

Knaben.

Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er soll hier bleiben! laßt uns auch bleiben, laßt uns weinen, weinen an seinem Sarge!

Chor.

Seht die mächtigen Flügel doch an! seht das leichte reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! seht die schöne, die würdige Ruh!

Knaben.

Ach! die Flügel haben sie nicht, im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr; als wir mit Rosen kränzten ihr Haupt, blickte sie hold und freundlich nach uns.

Chor.

Schaut mit den Augen des Geistes hinan! in euch lebe die bildende Kraft, die das Schönste, das Höchste hinauf über die Sterne des Lebens trägt.

Knaben.

Aber ach! wir vermissen sie hier, in den Gärten wandelt sie nicht, sammelt der Wiese Blumen nicht mehr. Laßt uns weinen, wir lassen sie hier! laßt uns weinen und bey ihr bleiben.

Chor.

Kinder, kehrt ins Leben zurück! Eure Thränen trockne die frische Luft, die um das schlängelnde Wasser spielt. Entflieht der Nacht! Tag und Lust und Dauer ist das Loos der Lebendigen.

Knaben.

Auf, wir kehren ins Leben zurück. Gebe der Tag uns Arbeit und Lust, bis der Abend uns Ruhe bringt, und der nächtliche Schlaf uns erquickt.

Chor.

Kinder, eilet ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegn' euch die Liebe mit himmlischem Blick und dem Kranz der Unsterblichkeit.

Die Knaben waren schon fern, der Abbé stand von seinem Sessel auf, und trat hinter den Sarg. Es ist die Verordnung, sagte er, des Mannes, der diese stille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feyerlichkeit empfangen werden soll. Nach ihm, dem Erbauer dieses Hauses, dem Errichter dieser Stätte, haben wir zuerst einen jungen Fremdling hierher gebracht, und so faßt schon dieser kleine Raum zwey ganz verschiedene Opfer der strengen, willkührlichen und unerbittlichen Todesgöttin. Nach bestimmten Gesetzen treten wir ins Leben ein, die Tage sind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer ist kein Gesetz. Der schwächste Lebensfaden zieht sich in unerwartete Länge, und den stärksten zerschneidet gewaltsam die Schere einer Parze, die sich in Widersprüchen zu gefallen scheint. Von dem Kinde, das wir hier bestatten, wissen wir wenig zu sagen. Noch ist uns unbekannt, woher es kam, seine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl seiner Lebensjahre vermuthen wir nur. Sein tiefes verschlossenes Herz ließ uns seine innersten Angelegenheiten kaum errathen, nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar, als die Liebe zu dem Mann, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Diese zärtliche Neigung, diese lebhafte Dankbarkeit schien die Flamme zu seyn, die das Oel ihres Lebens aufzehrte; die Geschicklich-

keit des Arztes konnte das schöne Leben nicht erhalten, die sorgfältigste Freundschaft vermochte nicht es zu fristen. Aber wenn die Kunst den scheidenden Geist nicht zu fesseln vermochte; so hat sie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Eine balsamische Masse ist durch alle Adern gedrungen, und färbt nun an der Stelle des Bluts die so früh verblichenen Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und sehen Sie das Wunder der Kunst und Sorgfalt.

Er hub den Schleyer auf, und das Kind lag in seinen Engelkleidern, wie schlafend, in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbey, und bewunderten diesen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in seinem Sessel sitzen, er konnte sich nicht fassen; was er empfand, durfte er nicht denken, und jeder Gedanke schien seine Empfindung zerstören zu wollen.

Die Rede war um des Markese willen französisch gesprochen worden. Dieser trat mit den andern herbey, und betrachtete die Gestalt mit Aufmerksamkeit. Der Abbé fuhr fort: Mit einem heiligen Vertrauen war auch dieses gute, gegen die Menschen so verschlossene Herz, beständig zu seinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung sich äußerlich zu erniedrigen, schien ihm angebohren. Mit Eifer hing es an der katholischen Religion, in der es gebohren und erzogen war. Oft äußerte sie den stillen Wunsch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben nach den Gebräuchen der Kirche dieses marmorne Behältniß und die wenige Erde geweihet, die in ihrem Kopfkissen verborgen ist. Mit welcher Inbrunst küßte sie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Punkten sehr zierlich abgebildet steht. Er streifte zugleich, indem er das sagte, ihren rechten Arm auf, und ein Cruzifix, von verschiedenen Buchstaben und Zeichen begleitet, sah man blaulich auf der weißen Haut.

Der Markese betrachtete diese neue Erscheinung ganz in der Nähe. O Gott! rief er aus, indem er sich aufrichtete, und seine Hände gen Himmel hob, armes Kind! unglückliche Nichte! finde ich Dich hier wieder! welche schmerzliche Freude, Dich, auf die wir schon lange Verzicht gethan hatten, diesen guten lieben Körper, den wir lange im See einen Raub der Fische glaubten, hier wieder zu finden, zwar todt, aber erhalten. Ich wohne Deiner Bestattung bey, die so herrlich durch ihr Aeußeres, und noch herrlicher durch die guten Menschen

wird, die Dich zu Deiner Ruhestäte begleiten. Und wenn ich werde reden können, sagte er mit gebrochner Stimme, werde ich ihnen danken.

Die Thränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder versenkte der Abbé den Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge, gekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den schweren, schön verzierten Deckel auf den Sarg, und fingen zugleich ihren Gesang an.

Die Jünglinge.

Wohl verwahrt ist nun der Schatz! das schöne Gebild der Vergangenheit! hier im Marmor ruht es unverzehrt, auch in eurem Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, schreitet ins Leben zurück! nehmet den heiligen Ernst mit hinaus, denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Das unsichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein, aber niemand von der Gesellschaft vernahm die stärkenden Worte, jedes war zu sehr mit den wunderbaren Entdeckungen und seinen eignen Empfindungen beschäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Markese, Therese und Lothario Wilhelmen hinaus, und erst als der Gesang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde sie mit aller Gewalt wieder an, und sehnlich wünschten sie sich in jenes Element wieder zurück.

4. Aus Göthe's Wahlverwandschaften.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Neben denen dereinst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herzlicher Ausdruck.“

„Es gibt mancherley Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeschiedene näher bringen. Keins ist von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, selbst wenn es unähnlich ist, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, sich mit einem Freunde streiten. Man fühlt auf eine angenehme Weise, daß man zu zweyen ist und doch nicht aus einander kann.“

„Man unterhält sich manchmal mit einem gegenwärtigen Menschen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu sprechen, uns nicht anzusehen, sich nicht mit uns zu beschäftigen: wir sehen ihn, wir fühlen unser Verhältniß zu ihm, ja sogar unsere Verhältnisse zu ihm können wachsen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er sich eben blos zu uns wie ein Bild verhält."

„Man ist niemals mit einem Porträt zufrieden von Personen, die man kennt. Deßwegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem Jeden sein Verhältniß zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht blos darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie Jeder ihn fassen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn solche Künstler nach und nach verstockt, gleichgültig und eigensinnig werden. Daraus möchte denn entstehen, was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen so mancher lieben und theuren Menschen entbehren müßte."

„Es ist wohl wahr, die Sammlung des Architecten von Waffen und alten Geräthschaften, die nebst dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felsenstücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorsorge des Menschen sey für die Erhaltung seiner Persönlichkeit nach dem Tode. Und so widersprechend sind wir! Der Architect gesteht, selbst solche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben und fährt dennoch fort sich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beschäftigen."

„Warum soll man es aber so streng nehmen? Ist denn alles was wir thun für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreisen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum sollten wir nicht wünschen, neben den Unsrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre."

„Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt; so kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweytes Leben vorkommen, in das man nur im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweyte Daseyn verlischt früher oder später. Wie über die Menschen so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen."

Ottiliens Tod und Beisetzung.

Als Ottilie nach ihrem Zimmer schwankend zurückgekommen war, lag der morgende Schmuck auf mehreren Stühlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin und herging, rief jubelnd aus: Sehen Sie nur, liebstes Fräulein, das ist ein Brautschmuck ganz Ihrer werth!

Ottilie vernahm diese Worte und sank auf den Sopha. Nanny sieht ihre Herrin erblassen, erstarren; sie läuft zu Charlotten; man kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbey; es scheint ihm nur eine Erschöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Ottilie weist sie mit Abscheu weg, ja sie fällt fast in Zuckungen als man die Tasse dem Munde nähert. Er fragt mit Ernst und Hast, wie es ihm der Umstand eingab: was Ottilie heute genossen habe? Das Mädchen stockt; er wiederholt seine Frage, das Mädchen bekennt, Ottilie habe nichts genossen.

Nanny erscheint ihm ängstlicher als billig. Er reißt sie in ein Nebenzimmer, Charlotte folgt, das Mädchen wirft sich auf die Kniee, sie gesteht, daß Ottilie schon lange so gut wie nichts genieße. Auf Andringen Ottiliens habe sie die Speisen an ihrer Statt genossen; verschwiegen habe sie es wegen bittender und drohender Geberden ihrer Gebieterin, und auch, setzte sie unschuldig hinzu: weil es ihr gar so gut geschmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran, sie fanden Charlotten thätig in Gesellschaft des Arztes. Das bleiche himmlische Kind saß, sich selbst bewußt wie es schien, in der Ecke des Sopha's. Man bittet sie sich niederzulegen; sie verweigert's, winkt aber daß man das Köfferchen herbeybringe. Sie setzt ihre Füße darauf und findet sich in einer halb liegenden bequemen Stellung. Sie scheint Abschied nehmen zu wollen, ihre Geberden drücken den Umstehenden die zarteste Anhänglichkeit aus, Liebe, Dankbarkeit, Abbitte und das herzlichste Lebewohl.

Eduard, der vom Pferde steigt, vernimmt den Zustand, er stürzt in das Zimmer, er wirft sich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überschwemmt sie mit stummen Thränen. So bleibt er lange. Endlich ruft er aus: Soll ich Deine Stimme nicht wieder hören? wirst Du nicht mit einem Wort für mich ins Leben zurückkehren? Gut, gut! ich folge Dir hinüber: da werden wir mit andern Sprachen reden!

Sie drückt ihm kräftig die Hand, sie blickt ihn lebevoll und liebevoll an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmlischen, stummen Bewegung der Lippen: Versprich mir zu leben! ruft sie aus, mit holder zärtlicher Anstrengung, doch gleich sinkt sie zurück. Ich versprech' es! rief er ihr entgegen, doch er rief es ihr nur nach; sie war schon abgeschieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reste zu bestatten, Charlotten anheim. Der Major und Mittler standen ihr bey. Eduards Zustand war zu bejammern. Wie er sich aus seiner Verzweiflung nur hervorheben und einigermaßen besinnen konnte, bestand er darauf: Ottilie sollte nicht aus dem Schlosse gebracht; sie sollte gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden; denn sie sey nicht todt, sie könne nicht todt seyn. Man that ihm seinen Willen, insofern man wenigstens das unterließ was er verboten hatte. Er verlangte nicht sie zu sehen.

Noch ein anderer Schreck ergriff, noch eine andere Sorge beschäftigte die Freunde. Nanny von dem Arzt heftig gescholten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt, und nach dem Bekenntniß mit Vorwürfen überhäuft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man sie wieder; sie schien außer sich zu seyn. Ihre Aeltern nahmen sie zu sich. Die beste Bewegung schien nicht anzuschlagen, man mußte sie einsperren, weil sie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweise gelang es, Eduarden der heftigsten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu seinem Unglück: denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück seines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es ihm vorzustellen, daß Ottilie in jener Kapelle beygesetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen stillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel schwer seine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß sie im offenen Sarge hinausgetragen, und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immerbrennende Lampe gestiftet werden sollte, ließ er sichs zuletzt gefallen und schien sich in Alles ergeben zu haben.

Man kleidete den holden Körper in jenen Schmuck den sie sich selbst vorbereitet hatte; man setzte ihr einen Kranz von Asterblumen auf das Haupt, die wie traurige Gestirne ahnungsvoll glänzten. Die Bahre, die Kirche, die Kapelle zu schmücken, wurden alle Gärten ihres Schmuckes beraubt. Sie lagen verödet als wenn bereits der Winter alle Freude

aus den Beeten weggetilgt hätte. Beym frühsten Morgen wurde sie im offnen Sarge aus dem Schloß getragen und die aufgehende Sonne röthete nochmals das himmlische Gesicht. Die Begleitenden drängten sich unter die Träger, Niemand wollte vorausgehn, Niemand folgen, Jedermann sie umgeben, Jedermann noch zum Letztenmale ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer, und Frauen, keins blieb ungerührt. Untröstlich waren die Mädchen, die ihren Verlust am unmittelbarsten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte sie zurückgehalten oder vielmehr man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbnisses verheimlicht. Man bewachte sie bey ihren Aeltern in einer Kammer, die nach dem Garten ging. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzubald inne was vorging, und da ihre Wächterin, aus Neugierde den Zug zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang und von da, weil sie alle Thüren verschlossen fand, auf den Oberboden.

Eben schwankte der Zug den reinlichen mit Blättern bestreuten Weg durchs Dorf hin. Nanny sah ihre Gebieterin deutlich unter sich, deutlicher, vollständiger, schöner als alle die dem Zuge folgten. Ueberirdisch, wie auf Wolken oder Wogen getragen, schien sie ihrer Dienerin zu winken, und diese verworren schwankend taumelnd stürzte hinab.

Auseinander fuhr die Menge mit einem entsetzlichen Schrey nach allen Seiten. Vom Drängen und Getümmel waren die Träger genöthigt die Bahre niederzusetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es schien an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf; und zufällig oder aus besonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja es schien selbst noch mit dem letzten Lebensrest seine geliebte Herrin erreichen zu wollen. Kaum aber hatten ihre schlotternden Glieder Ottiliens Gewand, ihre kraftlosen Finger Ottiliens gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufsprang, Arme und Augen zuerst gen Himmel erhob, dann auf die Kniee vor dem Sarge niederstürzte und andächtig entzückt zu der Herrin hinauf staunte.

Endlich sprang sie wie begeistert auf und rief mit heiliger Freude: Ja, sie hat mir vergeben! Was mir kein Mensch, was ich mir selbst nicht vergeben konnte, vergibt mir Gott durch ihren Blick, ihre Geberde, ihren Mund. Nun ruht sie wieder so still und sanft; aber Ihr habt gesehen wie sie sich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es Alle gehört, Ihr

seyd Zeugen, daß sie zu mir sagte: Dir ist vergeben! — Ich bin nun keine Mörderin mehr unter Euch; sie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und Niemand kann mir mehr etwas anhaben.

Umhergedrängt stand die Menge; sie waren erstaunt, sie horchten und sahen hin und wieder, und kaum wußte Jemand was er beginnen sollte. Tragt sie nun zur Ruhe! sagte das Mädchen: sie hat das Ihrige gethan und gelitten, und kann nicht mehr unter uns wohnen. Die Bahre bewegte sich weiter, Nanny folgte zuerst und man gelangte zur Kirche, zur Kapelle.

So stand nun der Sarg Ottiliens, zu ihren Häupten der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Köfferchen, in ein starkes eichenes Behältniß eingeschlossen. Man hatte für eine Wächterin gesorgt, welche in der ersten Zeit des Leichnams wahrnehmen sollte, der unter seiner Glasdecke gar liebenswürdig dalag. Aber Nanny wollte sich dieses Amt nicht nehmen lassen; sie wollte allein, ohne Gesellin bleiben und der zum erstenmal angezündeten Lampe fleißig warten. Sie verlangte dieß so eifrig und hartnäckig, daß man ihr nachgab, um ein größeres Gemüthsübel, das sich befürchten ließ, zu verhüten.

Aber sie blieb nicht lange allein: denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht sein volles Recht ausübend einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Thüre, und es trat der Architect in die Kapelle, deren fromm verzierte Wände, bey so mildem Schimmer, alterthümlicher und ahnungsvoller, als er je glauben können, ihm entgegen drangen.

Nanny saß an der einen Seite des Sarges. Sie erkannte ihn gleich: aber schweigend deutete sie auf die verblichene Herrin. Und so stand er auf der andern Seite, in jugendlicher Kraft und Anmuth, auf sich selbst zurückgewiesen, starr, in sich gekehrt, mit niedergesenkten Armen, gefalteten, mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingeneigt.

Schon einmal hatte er so vor Belisar *) gestanden. Unwillkürlich gerieth er jetzt in die gleiche Stellung; und wie natürlich war sie auch dießmal! Auch hier war etwas unschätzbar Würdiges von seiner Höhe herabgestürzt; und wenn dort Tapferkeit, Klugheit, Macht, Rang und Vermögen in

*) Bei einer künstlerischen Darstellung nach einem Gemälde Van Dyk's.

einem Manne als unwiederbringlich verloren bedauert worden; wenn Eigenschaften, die der Nation, dem Fürsten, in entscheidenden Momenten unentbehrlich sind, nicht geschätzt, vielmehr verworfen und ausgestoßen worden: so waren hier so viel andere stillere Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgültige Hand schnell wieder ausgetilgt: seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen umfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermißt.

Der Jüngling schwieg, auch das Mädchen eine Zeit lang; als sie ihm aber die Thränen häufig aus dem Auge quellen sah, als er sich im Schmerz ganz aufzulösen schien, sprach sie mit so viel Wahrheit und Kraft, mit so viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er über den Fluß ihrer Rede erstaunt, sich zu fassen vermochte, und seine schöne Freundin ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorschwebte. Seine Thränen trockneten, seine Schmerzen linderten sich, knieend nahm er von Ottilien, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abschied, und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg ohne Jemand weiter gesehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über, ohne des Mädchens Wissen, in der Kirche geblieben, und fand als er sie des Morgens besuchte, sie heiter und getrosten Muthes. Er war auf mancherley Verirrungen gefaßt; er dachte schon, sie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilien und von andern solchen Erscheinungen sprechen: aber sie war natürlich, ruhig und sich völlig selbstbewußt. Sie erinnerte sich vollkommen aller früheren Zeiten, aller Zustände mit großer Genauigkeit, und nichts in ihren Reden schritt aus dem gewöhnlichen Gange des Wahren und Wirklichen heraus, als nur die Begebenheit beym Leichenbegängniß, die sie mit Freudigkeit oft wiederholte: wie Ottilie sich aufgerichtet, sie gesegnet, ihr verziehen, und sie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernd schöne, mehr schlaf- als todähnliche Zustand Ottiliens zog mehrere Menschen herbey. Die Bewohner und Anwohner wollten sie noch sehen, und Jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; Manche um darüber zu spotten, die Meisten um daran zu zweifeln, und Wenige um sich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß dessen wirkliche Befriedigung versagt ist, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen aller Welt zerschmetterte Nanny war durch Berührung des frommen Kör-

pers wieder gesund geworden: warum sollte nicht auch ein ähnliches Glück hier Andern bereitet seyn? Zärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war Niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs und man sah sich genöthigt die Kapelle, ja außer den Stunden des Gottesdienstes, die Kirche zu verschließen.

Eduard wagte sich nicht wieder zu der Abgeschiedenen. Er lebte nur vor sich hin, er schien keine Thräne mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu seyn. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, sein Genuß von Speis' und Trank vermindert sich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung scheint er aus dem Glase zu schlürfen, das ihm freylich kein wahrhafter Prophet gewesen *). Er betrachtet noch immer gern die verschlungenen Namenszüge und sein ernstheiterer Blick dabey scheint anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumstand zu begünstigen, jedes Ungefähr mit emporzuheben scheint; so mögen sich auch gern die kleinsten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde brachte, entfernte er es mit Entsetzen wieder: es war dasselbe und nicht dasselbe; er vermißt ein kleines Kennzeichen. Man dringt in den Kammerdiener und dieser muß gestehen: das ächte Glas sey unlängst zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduards Jugendzeit, untergeschoben worden. Eduard kann nicht zürnen, sein Schicksal ist ausgesprochen durch die That: wie soll ihn das Gleichniß rühren? Aber doch drückt es ihn tief. Der Trank scheint ihm von nun an zu widerstehen; er scheint sich mit Vorsatz der Speise, des Gesprächs zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfällt ihn eine Unruhe. Er verlangt wieder etwas zu genießen, er fängt wieder an zu sprechen. Ach! sagte er einmal zum Major, der ihm wenig

*) Dies Glas war noch aus Eduards Jugendzeit, und die Buchstaben E und O zierlich hinein geschliffen. Ein Maurer hatte es einst bei einer Baurede nach üblicher Sitte in die Luft geschleudert, aber es war durch einen seltsamen Zufall unverletzt wieder aufgefangen worden.

von der Seite kam: was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Bestreben nur immer eine Nachahmung, ein falsches Bemühen bleibt! Was ihr Seligkeit gewesen, wird mir Pein; und doch, um dieser Seligkeit willen, bin ich genöthigt diese Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf diesem Wege nach; aber meine Natur hält mich zurück und mein Versprechen. Es ist eine schreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Bester, es gehört Genie zu Allem, auch zum Märtyrerthum.

Was sollen wir, bey diesem hoffnungslosen Zustande, der ehegattlichen, freundschaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken, in welchen sich Eduards Angehörige eine Zeit lang hin und herwogten. Endlich fand man ihn todt. Mittler machte zuerst diese traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und beobachtete, nach seiner gewöhnlichen Fassung, genau die Umstände in denen man den Verblichenen angetroffen hatte. Charlotte stürzte herbey: ein Verdacht des Selbstmordes regte sich in ihr; sie wollte sich, sie wollte die Andern einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen, und Mittler aus sittlichen Gründen, wußten sie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von seinem Ende überrascht worden. Er hatte, was er bisher sorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilien übrig gebliebene, in einem stillen Augenblick, vor sich aus einem Kästchen, aus einer Brieftasche ausgebreitet: eine Locke, Blumen in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen die sie ihm geschrieben, von jenem ersten an das ihm seine Gattin so zufällig ahnungsreich übergeben hatte. Das alles konnte er nicht einer ungefähren Entdeckung mit Willen preisgeben. Und so lag denn auch dieses vor Kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unstörbarer Ruhe; und wie er in Gedanken an die Heilige eingeschlafen war, so konnte man wohl ihn selig nennen. Charlotte gab ihm seinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß Niemand weiter in diesem Gewölbe beygesetzt werde. Unter dieser Bedingung machte sie für Kirche und Schule, für den Geistlichen und den Schullehrer ansehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es seyn, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.

XXIII.

Pestalozzi.

Johann Heinrich Pestalozzi, der um Volkserziehung und Volksunterricht so hoch verdiente Menschenfreund und Schriftsteller, wurde am 12. Januar 1745 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren. Nachdem er sich zuerst für Gottesgelehrtheit, darauf für die Rechtswissenschaft entschieden und in den alten Sprachen bedeutende Fortschritte gemacht hatte, entsagte er plötzlich, bewogen durch eine schwere Krankheit und durch sein inneres natürliches Gefühl, der Bücherwelt. Um sich die nöthigen Vorkenntnisse zur Landwirthschaft zu verschaffen, gieng er nach Kirchberg bei Bern, ließ sich dann auf Neuhof, einem von ihm selbst angelegten Gütchen, bei Lenzburg häuslich nieder, und lernte hier das sittliche Elend des Volks aus eigner Anschauung und Erfahrung kennen. Der großherzige Gedanke, Vater, Lehrer und Versorger der armen verlaßnen Heerde zu werden, bewog ihn (seit 1775) arme Bettelkinder in sein Haus aufzunehmen, und sie mit Aufopferung seiner Zeit, seiner Kräfte und seines Vermögens zu edeln Menschen zu bilden. Seine Erfahrungen, Pläne und Ideen über wahrhafte Volksbildung legte er hierauf in seinem merkwürdigen Volksromane Lienhard und Gertrud (1781. f. 4 Bde.) nieder. Diesem folgten mehrere andere Schriften, in denen Pestalozzi seine Ansichten über Erziehung so wie seine neue und eigenthümliche Unterrichtsweise weiter zu entwickeln und darzustellen versuchte. Seine gesunkenen Vermögensumstände nöthigten ihn endlich, Neuhof zu verlassen; er legte mit Unterstützung der Regierung ein Erziehungshaus für Bettelkinder zu Stanz an (1798), und ging, als auch diese Anstalt durch die Ungunst der Zeitverhältnisse noch vor Jahresablauf sich auflöste, nach Burgdorf, um hier eine

Schulanstalt einzurichten. Dies gelang; gleichgesinnte Mitarbeiter vereinigten sich mit ihm, und während er durch Schriften (wie Gertrud ihre Kinder lehrt, 1801; das Buch der Mütter, 1803; Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse, 1804;) seine Unterrichtsweise noch mehr verbreitete, blühte seine Anstalt herrlich auf. Er verlegte sie im J. 1804 nach München-Buchsee, wo er mit Fellenberg in nähere Verbindung trat, und von da nach Yverdon, wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß mit seinen Lehrern und Zöglingen noch jetzt bewohnt.

Ton und Darstellungsweise in Pestalozzi's Schriften sind wahrhaft volksmäßig, ans Herz dringend, und gemüthlich; die Sprache ist eigenthümlich, sehr kraftvoll und gediegen, obwohl zu sehr mit Eigenheiten der Schweizermundart überfüllt.

Pestalozzi's sämmtliche Schriften, Stuttgart und Tübingen 1819. f. 6 Bde.

Aus Lienhard und Gertrud.

1. Der Zug der armen Spinnkinder in Bonnal zum Junker Arner.

Sie waren kaum bey einander, so sagte das Mareili: jetzt haben wir auch schön vergessen, unserm Zug eine Königin zu suchen und für einen Spruch für den Junker zu lehren.

So gehts, sagte die Reinoldin, wenn jetzt unser nur eins gewesen wäre, so wäre das gewiß nicht vergessen worden.

Hand in Hand stunden jetzt alle drey zu den Haufen Kindern, die auf der Matte bey einander versammelt standen und ließen ihre Augen herumgehen, unter ihnen eins darfür auszusehen.

Im Blitz sagte die Reinoldin: ich weiß eins. Gleich drauf das Mareili: ich auch — und dann die Gertrud: wenn wir jetzt auch alle drey das gleiche meinten.

Es war so. Sie nannten es alle aus einem Mund. Es stund da unter einem prachtvollen Birnbaum, der noch nicht ausgewachsen.

Er war sein Bild. Es wußte es nicht, und staunte ihn an.

Der ganze Haufe sah gierig den Weibern ins Maul, wer Königin seyn sollte. Es allein stund neben aus, wie wenn es das nichts angienge und hörte selber seinen Namen nicht, da ihn die Weiber jetzt nannten.

Es war ärmlich gekleidet. Sein weißes Hemd war der Gertrud und seine Schuhe und Strümpfe der Reinoldin. Aber es war schön, wie der Tag. Sein gelbes Haar rollte sich auf der hohen Stirne und sein blaues Aug glänzte, wenn es dasselbe vom Boden aufhob. Seine Haut ist zart, wie wenn es im Kloster erzogen, und seine Farbe frisch, wie wenn es ab den Bergen herab käme.

Es ist das älteste von den zehn Kindern des unglücklichen Mannes, der an einem dunkeln Abend mit dem Hummel gerechnet, ihn ins Thal Josaphat eingeladen und dann am Morgen drauf, ehe die Sonne aufstand, sich an einer Eiche erhenkt.

Man konnte das Kind nicht genug anschauen, wie es in seiner Unschuld anmaßungslos und unbefangen, aber dabey in sich selbst gekehrt und niedergeschlagen, da stand.

Es war mit seinen Gedanken nicht an dem Ort, wo es stand, und nicht bey den Menschen, die es umgaben, es war bey seinem Vater. Es ist immer bey ihm, seitdem er gestorben; aber er war auch ein guter Vater und hatte es innig lieb und alle seine Kinder. Er ist auch nur darum gestorben, weil er in dieser dunkeln Stunde, die ihm der Vogt machte, glaubte, es sey ihm unmöglich, die armen zehn Geschöpfe vor tiefem Elend zu bewahren.

Er war in der unglücklichen Nacht bis um 11 Uhr auf, und kam da noch in seines Babelis Kammer, und wünschte ihm eine gute Nacht; aber er wußte nicht, wie er thun wollte, und war so freundlich und so ängstlich; er konnte nicht von ihm weg, so daß es dem Kind selber vorkam, er mache, wie wenn er auf eine weite Reise wollte und nicht wisse, ob er wieder zurückkommen und es wieder sehen würde.

Als er fort war, mußte das Babeli (so hieß das Kind) ein paarmal seufzen, aber es dachte doch, es sey nichts anders, er sey jetzt ins Bett; — aber ein paar Stunden darauf, als die Mutter kam und sagte, er sey nicht ins Bett gekommen, sagte das Kind im Augenblick: o mein Gott! o mein Gott! es hat gefehlt! — raufte sich die Haare und

konnte fast nicht erzählen, daß er gerade ehe es eingeschlafen, in seine Kammer gekommen und wie Abschied von ihm genommen und vor schwerem Herzen fast nicht mehr zur Kammer hinaus können.

Jetzt trägt das arme Kind Tag und Nacht, wo es geht und steht, den guten Vater im Herzen, und wenn die Mutter um Mitternacht meynt, es schlafe in seinem Bett, so ist es in der einsamen Wildniß bey seinem Grab.

Das liegt zwischen Felsen und Dornen. Ob ihm ist eine steile Bergwand und unter ihm ein Abgrund. Ein schwarzer Bach mit grauem Schaum rauscht neben dem Grab hin und fällt unter ihm in ein Becken in Abgrund. Zwischen alten Tannen und grauen Eichen ist der weite Himmel hier enge und die Morgensonne kommt erst gegen Mittag von der Felsenwand herab und bald Nachmittag verbirgt sie sich wieder hinter den Buchen. Da, auf moosigten Steinen liegt das Kind ganze Nächte zwischen Dornen und Steinen auf seinem Grab und hat rund umher Blumen gepflanzt, so viel und so schön, als in diesem Schattenloch wachsen. Blaue Veilchen, blasse grünlichte Tulpen, helle weiße Sternenblumen, blasse rothe Rosen, — in der Mitte steht eine große Sonnenblume. Es staunt oft, wenn sie blüht, ihr hohes sich neigendes Haupt an; und an den vier Ecken sind Passionsblumen, und das gute Kind kann sich bey diesen Passionsblumen in Gedanken über das Schicksal seines Vaters verliehren, wie ein Schriftforscher in heiligen Büchern über das Schicksal des Himmels und der Erde.

Rings um das Grab sind dicke Hecken wider das Wild. Es legte sie mit seiner Hand an und flocht die Dornen selber in einander, und den einzigen Fußweg für Menschen hat es eine lange Strecke mit Dornen und wildem Gesträuch überlegt.

Allemal, wenn es in der Nacht kommt, thut es die ganze Strecke Dorn und Gesträuch wieder weg, und wenn es heimgeht, legt es sie wieder sorgfältig zu. Auch hat noch kein Fußtritt, als der seine, das Grab betreten. Wenn es denn am Morgen heimkommt, bringt es dürre Reiser und Kienholz, wie wenn es am Morgen früh darum in den Wald gegangen wäre; aber unter den Reisern hat es den ganzen Sommer durch Blumen, seine blauen Veilchen, seine grauen Tulpen und seine blassen Rosen.

Und es wartet dieser Blumen ab des Vaters Grab mit frischem Wasser am Schatten neben seinem Kasten, und wenn

sie welken, so sammelt es noch ihre Blätter und Stengel. Seine ganze Bibel und sein großes und kleines Gebetbuch sind voll von diesen Blättern, und die dürren Stengel hat es in seinem Kasten in einer Schachtel, in der es das einzige schöne Halstuch, das es von seiner Gotten (Pathen) her hat und nie tragt, versorget. Es steht oft Stunden lang vor dem Kasten und netzet Halstuch und Stengel mit seinen Thränen.

Ich bin kein Veilchentändler und liebe nichts weniger, als daß der Mensch vor Blumen schmelze und ob Mücken weine. Sie sind vorbey, die Tage solcher Thränen. Ich habe erfahren, daß der Mensch, der vor Blumen schmilzt, sein Brod nicht gern im Schweiß seines Angesichts ißt, und daß dein Weib nicht gern Kinder gebiehret, daß es sich abschwächt und Gottes Ordnung widerspricht. Darum mag ich dieses Geschlecht nicht. Es gehört nicht in unsere Welt, die Dornen und Disteln trägt, sondern in eine, wo artige Engel mit Himmelszauber für ihre Bewohner den Boden bauen und zu den Steinen sagen: werdet ihr Brod, damit die Müßiggänger essen.

Aber auf unserm Boden taugt es nicht, und ich sage es so gerade, als ich es denke: ein Bauernkind, das eine Blumentändlerin wäre von dieser Art, würde ein armes, elendes Mensch, und es wäre ihm besser, es wäre eine Zigeunerin geworden.

Aber das Babeli ist nicht deren eine. Unschuld und Vaterliebe und Gottes Führung ob ihm machten aus ihm, was es ward; und es ist, was es so ist, im Verborgenen und in der Mitternachtsstunde.

Den Tag über ist es die Magd seiner Mutter, die krank ist, und die Mutter seiner Geschwisterte, die unerzogen sind, und du kannst weit und breit fragen, ob du eine kranke Frau findest, die eine bessere Magd, und unerzogene Kinder, die eine bessere Mutter haben? Du wirst keine finden.

Erst um Mitternacht, wenn alles im Bett liegt und schläft, schleicht es von seinem Spinnrad weg zum Fenster hinaus über den Holzstoß, und wandelt zu des Vaters Grab.

Und wenn das Jahr sich wendet und der Monat des Unglücks da ist, so verbirgt es der Mutter den Kalender, daß sie den Jammertag nicht bemerke, und treibt diese Woche alle Arbeit zusammen, daß sie nicht Zeit habe zu staunen und darauf zu fallen.

Aber es selber vergißt ihn nie und würde es donnern und blitzen und Schloßen regnen, die tödten, es würde nicht weichen und ließe sich tödten auf seinem Grab.

Das ist das Kind, das so unter dem Birnbaum stand und nichts hörte, als die drey Weiber es zur Königin des Kinderzugs machten.

Die Reinoldin sprang hinten an ihns zu, schlug ihm mit beyden Händen auf die Achsel und sagte ihm ins Ohr: du bists.

Es erschrack, kehrte sich feuerroth um und wußte nicht, was sie wollte, bis es sich wieder erholte.

Da umringte alles das gute Kind, alles both ihm die Hand, und freute sich, daß es die Königin des Zugs sey. Da schoßen ihm Thränen in die Augen, denn seitdem sein Vater tod ist, dachte es in seinem Herzen nie mehr: die Menschen sind gut; es dachte nur immer, der Vater war gut, und floh die Menschen. Jetzt in diesem Augenblick dachte es wieder, die Menschen sind gut, und Thränen schoßen ihm in die Augen.

Da nahm ihns die Reinoldin bey der Hand und sagte: komm jetzt; ich will dich rüsten, wie eine Braut, und einen Spruch lehren, wie ein Pfarrer.

Aber als sie ihm daheim das Gotten-Schäppeli *) auf den Kopf legen und ein sehr feines weißes Kleid anziehn wollte, bath das Kind, sie solle das doch nicht thun und auch denken, was der Junker und das ganze Dorf sagen würde, wenn es sich so in einer Hoffart zeigte.

Die Reinoldin gab ihm zur Antwort: laß das jetzt nur mich verantworten, es ist für den ganzen Zug und des Junkers wegen, daß du jetzt hoffärtig seyn mußt, und nicht um deinetwillen. — Und damit zog sie ihm ihren glänzenden, weißen Rock an und band ihm das schönste Gotten-Schäppeli, das im Dorf ist, um die Stirne; dann lehrte sie es den Spruch, den es dem Junker für den Kinderzug halten sollte, ihm zu danken für die zehndfreyen Aecker, die sie so sehr freuten.

Das Kind konnte den Spruch fast im Augenblick auswendig; dann nahm die Reinoldin es bey der Hand und führte es wieder in des Marcilis Matte, wo der Kinderzug für den Junker versammelt war.

*) Ein großes, breites, glänzendes Stirnband zum Schmuck be Hochzeiten und Kindtaufen.

Die Reinoldin ist unter den Dorfmeisterweibern vielleicht die einzige, die, wenn sie einen schönen Rock hat, wie keine andere, nicht darauf stolz ist und sich nicht damit brüstet; aber jetzt war sie stolz auf ihr Kleid, darinn nun die Rickenbergin als Königin des Zugs zu ihren Gespielen mit ihr zurückgieng.

Es waren aller Augen auf dieses Kind gerichtet, da es jetzt in diesem Kleid mit ihr zurückkam. Die Bauerntöchter und Bauernweiber thaten unter allen Fenstern Maul und Augen auf, als sie es kommen sahen. Wer ist das? wer ist das? fragte eine die andere; denn keine kannte das Kind, und als sie jetzt hörten, es ist das Kind des Rickenbergers, der sich erhängt, stand ihnen das Wort im Munde still, und der Neid preßte einigen reichen Töchtern Thränen aus den Augen. Man kann aber keinen Engel schöner mahlen, als es da stand und mit gesenktem Haupt vor den vollen Fenstern, die nach ihm gafften, vorbey gieng und niemand ansah.

Sein Kleid war weiß, wie der eben gefallene Schnee, und glänzte wie dieser, wenn nach einem Regen seine Oberfläche verhärtet und dann die Sonne auf den Eisglanz scheint, in den der Schnee sich verwandelt.

Ein breiter, rother Gürtel umwand das glänzende Kleid, und flog in gedoppeltem Band an seiner Seite bis an den Boden.

Seine Goldzopfen wallten um und über den glänzenden Kranz seiner Gotten-Krone und zwey weiße Sternblumen glänzten zwischen Rosen auf den Bändern des Brusttuchs, die weiß und roth waren, wie die Rosen und Sternblumen.

So stellte die Reinoldin das Kind des Rickenbergers dem Zug vor. Es ließ sich führen, wohin sie es führte, und stellen, wohin sie es stellte. So willenlos geht ein Lamm an der Hand seines Führers und so willenlos sieht ein Wiegenkind, das man hochgeschmückt auf einen Thron legt, von seiner Stelle hinab auf die nach seinem Glanz gaffende Menge.

---

2. Der Abend.

Sie *) verreisten sehr spät beym hellen Mondschein, und trafen auf dem Heimweg, fast um die Mitternachtstunde,

*) Junker Arner und seine Gemahlin Therese.

noch des Rickenbergers Babeli auf dem Grab seines Vaters an.

Seine arme Mutter hatte schon seit dem Mittag vernommen, daß die guten Weiber es zur Königin des Zugs gemacht, und alle Ehren und alle Freuden, die es gehabt. Sie saß stundenlang, in Freudenthränen fast schwimmend, auf ihrem Krankenstuhl und sehnte sich nach seiner Rückkunft, wie eine fromme Seele beym nahenden Tod sich nach den Himmelsfreuden sehnt.

Jetzt kam es. Seine Geschwisterte, die es schon von Ferne kommen sahen, liefen jubelnd in die Stube und sagten es der Mutter. Diese stand jetzt, so mühselig als es ihr war, von ihrem Stuhl auf, nahm ihre Krücken unter die Arme und gieng, auf dieselbe gestützt, ihrem Babeli, so weit sie konnte, auf die Straße hinaus entgegen. Sie ist, seitdem ihr Mann gestorben und sie vom Schrecken über seinen Tod krank geworden, niemals mehr vor ihre Hausthüre hinaus gekommen und gieng nur mit großer Mühe an ihrer Krücke in der Stube herum; aber jetzt gieng sie ihrem Babeli, so weit sie konnte, auf die Straße hinaus entgegen.

Als dieses sie erblickte, sprang es von den Kindern weg, war im Augenblick bey ihr und fiel ihr an den Hals. Beyde konnten nicht reden, so voll war ihr Herz. Sie eilten, so schnell sie konnten, mit einander unter ihr Dach. Da glich das Weinen ihrer innigen Freude dem stummen Schmerz, der an ihrem Herzen nagte. Die Brüder und Schwestern des Kinds, so jung sie waren, hiengen ihm an allen Seiten um sein Kleid und zogen es fast der Mutter vom Hals weg. So ein Kleid, so einen Gürtel und so eine Gotten-Kron hatten sie in ihrem Leben nicht gesehn. Es gab ihnen seine schönen Bänder und Blumen und die Gotten-Kron ab dem Kopf und den Gürtel ab dem Leib. Dann zog es noch seinen Rock ab, warf sich in sein Alltagskleid und gieng, der Mutter und den Kindern ihre Suppe und ihre Betten zu machen.

Seine Thränen flossen haufenweis aus seinen Augen, und fielen auf den Feuerheerd und auf die Betten, die es machte. Es eilte, die Suppe auf den Tisch zu stellen, aber es aß keinen Löffel voll und sagte zu seiner Entschuldigung, es habe zu viel zu Mittag gegessen, und eilte dann mit den Kindern ins Bett, und als es ihnen gute Nacht gesagt und auch die Mutter bald in ihre Kammer und ins Bett gieng und ihr Licht auslöschte, eilte es auch in seine Kammer, that das Fenster auf gegen den scheinenden Mond, setzte sich bey seinem

Schimmer seine Gottenkron wieder auf, zog sein weisses Kleid wieder an, umwand sich seinen bunten, seidenen Gürtel, den ihm Therese gab, um seine Lenden, nahm noch ein weisses Tuch unter seinen Arm und eilte zu seines Vaters Grab. Da spreitete es sein Tuch auf den Boden, damit das thauende Gras und die feuchte Erde sein weisses Kleid nicht beflecke und kniete da nieder.

Himmel und Erde, Mond und Sterne schienen ihm jetzt schöner, als sie ihm je schienen. Die Blumen auf des Vaters Grab dufteten ihm Wohlgerüch, wie sie ihm noch nie dufteten. So lag es auf den Knieen, sein Antlitz auf den Boden gesenkt, und seine Lippen an der Erde, unter der seines lieben Vaters arme Hülle ruhte. Jetzt hörte es plötzlich unten im Thal Wagen und Pferde. — — Es waren Arner und Therese, die im Heimfahren beym stillen Mondschein, das Kutschendach hinter sich legend, langsam gegen diese Jammerstelle anrückten. Ihr Lobgesang an Gott, der den Mond und den Menschen geschaffen, tönte unter ihm herauf an den Ort, auf dem es lag. Als sie näher kamen, erkannte es ihre Stimme und sagte zu sich selber: mein Vater! mein Vater! daß du auch sterben mußtest, ehe du ihn kanntest, den Vater des Landes und den unsern, mein Vater! mein Vater! wäre er da gewesen, so wärest du nicht gestorben. — Seine Thränen flossen häufig und netzten das Tuch, auf dem es saß. Jetzt war der Wagen im Abgrund, gerade unter seinen Füßen. Ihm war plötzlich, es stehe an seiner Seite und an ihm zu; ein lauter Schrey: Vater! Vater! mein Vater! entrann fast unwillkührlich seinen Lippen und tönte von der Jammerstelle hinab an Arners und Theresens Ohren. Sie hörten den Ton, hielten mit dem Wagen still und riefen wie aus einem Munde: was ist das? was ist das? wer ruft da? — Ich bins! ich bins! rief die Rickenbergerin von oben herab, ich liege auf dem Grab meines gestorbenen Vaters und höre unten im Thal Eure Stimmen und mußte Euch rufen, ich konnte nicht anders. — Und der Klaus sagte: es ist wahr; es ist die Stelle, auf der man der Rickenbergerin Vater begraben hat.

Segne Dich Gott, du treues Kind! segne Dich Gott! riefen jetzt Arner und Therese zu ihm hinauf.

Es antwortete: er hat mich gesegnet, er hat mich durch Euch gesegnet. — Therese und Arner riefen zurück: aber gehe doch jetzt heim und bleib' nicht länger in der Feutech der Nacht.

Aber es gieng nicht. Es blieb bis gegen Morgen auf seines Vaters Grab. Gott und Ewigkeit, sein Vater, Arner und Therese, und dann seine Mutter daheim und seine Geschwisterte fühlten seine Gedanken. Es bethete, dankte und freute sich weinend des Lebens, wie es sich seit seines Vaters Tod des Lebens nie wieder gefreut hat.

Arner und Therese fuhren jetzt langsam weiter. Sie sangen nicht mehr. Sie redten nur von diesem Kind und von seiner Erscheinung auf des Vaters Grab. Arner sagte: in meinem Leben hat mich nichts erschüttert, wie der Schrey, mit welchem das Wort „Vater! Vater!" von dieser Stelle hinab tönte.

Auch mich, sagte Therese, hat diese Stimme erschüttert, wie mich noch nichts erschüttert hat. — Und beyde sagten aus einem Mund: wir müssen dieses Kinds Vater und Mutter seyn, wie wir keines andern Vater und Mutter sind.

XXIV.

Reinhard.

Franz Volkmar Reinhard, einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner und Gottesgelehrten Deutschlands, wurde am 12. März 1753 zu Vohenstrauß im Sulzbachschen, wo sein Vater Prediger war, geboren. Nachdem er sich zuerst im väterlichen Hause und nachher auf der Schule zu Regensburg in den Wissenschaften vorbereitet hatte, bezog er (1773) die Universität Wittenberg, ward daselbst (1777) Magister und drauf (1780) außerordentlicher Professor der Philosophie. Der Beifall, den seine philosophischen und philologischen Vorlesungen fanden, erwarb ihm in der Folge eine ordentliche Professur an derselben Universität. Mehrere theologische Werke, die Reinhard um jene Zeit schrieb, so wie sein seltnes Talent für Kanzelberedsamkeit, welches er in öffentlichen Predigtvorträgen immer mehr entwickelte, veranlaßten endlich die Sächsische Regierung, ihn im Jahre 1792 als Oberhofpredi-

ger, Kirchenrath und Ober-Consistorialassessor nach Dresden zu berufen, welche Aemter er mit großer Pflichttreue und mit allgemeinem Beifall bis an seinen Tod (am 6. September 1812) verwaltete. Seine theologischen Ansichten und Schriften gehören weniger hierher als seine Kanzelreden und Predigten, die (seit 1795) bis an seinen Tod in einer Reihe von Jahrgängen im Druck erschienen sind. Was diese Predigten vor andern auszeichnet, ist nicht sowohl Kraft der Sprache oder Erguß des Gemüths und Gefühls, als vielmehr die streng logische Form und die, den Alten abgelernte, regelrechte Anordnung. Jede Predigt Reinhards ist ein streng geordnetes, in allen seinen Theilen fest verknüpftes und in der natürlichsten Ordnung fortschreitendes Ganze. Dies gab freilich seinen Kanzelreden etwas Einseitiges und Eintöniges, und verhinderte eine freiere, vielseitigere, Herz und Gemüth mehr ergreifende Wirkung; doch wurde dies und manches andere durch seinen würdevollen mündlichen Vortrag überwogen und unbemerkbar gemacht.

Ueber ihn selbst vergleiche man die beiden Lebensbeschreibungen Reinhards von Böttiger (Dresden 1813) und von Pölitz (Leipzig und Altenburg 1815. 2 Bde.).

Aus Reinhard's Predigten.

Am Reformationsfest.

(1805.)

Glücklich, meine Zuhörer, ist in einer Welt, wo von Zeit zu Zeit schreckliche Unordnungen entstehen, wo ganze Völker und Welttheile in Aufruhr gerathen, und unter dem Druck einer allgemeinen Noth, unter den Trümmern zusammenstürzender Reiche die Menschen zu Tausenden ihren Untergang finden, glücklich, ist in einer solchen Welt der besonnene vorsichtige Mann, der den Muth nicht verliert, und mitten in der grausenvollen Verwirrung die Vorbereitung zu etwas Bessern, die Anfänge einer erwünschtern Zukunft erblickt. In der Natur ist es Gesetz, das wissen wir alle, daß auf wilde

Stürme eine erquickende Ruhe folgt, daß die finsterste Nacht mit einem heitern Morgen wechselt, daß sich aus dem Kampf der Elemente eine schönere Ordnung entwickelt; da, liegen in der traurigsten Auflösung, im grausenvollen Schooße des Todes und der Verwesung, die Keime eines neuen Lebens, und die Stoffe einer frölichern Schöpfung. Auch die sittliche Welt hat ihre Gesetze, und sie sind nicht minder wohlthätig. Es ist wahr, auch hier wird es zuweilen finster; es erhebt sich oft plötzlich eine Macht, die alles in Fesseln zu schlagen droht; es zeigen sich Unordnungen, die sich nicht anders endigen können, als mit der traurigsten Verwirrung; alle edlern Kräfte sind oft so gelähmt, so unterdrückt, daß die arme Menschheit ermattet still zu stehen, oder wohl gar in den Zustand der alten Rohheit zurückzusinken scheint. Es ist natürlich, meine Zuhörer, wer es gut mit unserm Geschlechte meynt, muß beym Anblick einer solchen Verfassung desselben wehmüthig und schüchtern werden. Aber den Muth ganz zu verlieren, und an einem glücklichen Ausgang zu verzweifeln, ist weder vernünftig noch christlich. Wer an einen Gott glaubt, der die Welt regiert, und ein Geschlecht, dem er seinen Sohn geschenkt hat, nicht vernachlässigen kann: der kommt nie um seine Fassung; denn er sieht mitten in der Nacht den ersten Schimmer eines neuen Tages, mitten in der Sklaverey die Regungen einer größern Freyheit, mitten in der Verwirrung die Anlagen zu einer schönern Ordnung, und im trägsten Stillstand die Anstrengungen zu einem raschern Fortschritt; ihm ist es entschieden, die Fürsehung Gottes ist nie geschäftiger, als wenn sie nichts zu thun scheint, sie rüstet sich nie zu größern Siegen, als wenn es das Ansehn hat, sie habe ihre Sache verloren.

Wir feyern heute das Andenken einer der größten und wohlthätigsten Veränderungen, meine Zuhörer, die sich jemals auf Erden zugetragen haben; denn der Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts und ihrem mächtigen Einfluß verdanken wir das Licht, in welchem wir leben, die Freyheit, die wir genießen, die Ordnung, in der sich unsre wichtigsten Angelegenheiten befinden, und einen großen Theil der Fortschritte, die unser Geschlecht seitdem in jeder Hinsicht gethan hat. Aber blicket über diese Begebenheit hinaus, und fasset den Zustand ins Auge, der vor ihr hergieng. War er nicht grauenvolle Finsterniß, eine Sklaverey, die den Geist selbst fesseln wollte, eine Verwirrung, in der alles aus seinen Schranken gerückt war, ein Stillstand, bey welchem man auf

der Bahn zur Vollkommenheit nicht einen Schritt weiter kam? Und doch folgte die glückliche Veränderung, an die wir uns heute erinnern, nicht etwa bloß auf diesen schrecklichen Zustand: sie entwickelte sich aus demselben: sie war mit allen ihren Segnungen eine Frucht und Wirkung jener traurigen Vergangenheit; es würde nicht möglich gewesen seyn, auszurichten, was Luthern und seinen Freunden gelungen ist, wenn die Hand Gottes nicht mitten in dem Elende, das so lange geherrscht hatte, alles eingeleitet, alles vorbereitet, alles in Bewegung gesetzt hätte, was zu einem entscheidenden Sieg der guten Sache nöthig war.

Wenn ich behaupte, entwickelt habe Gott die Kirchenverbesserung aus dem Verderben, das vor ihm hergieng: so will ich kein bloßes Aufeinanderfolgen dieser beyden Thatsachen anzeigen, bey welchem sie zwar an einander gränzten, aber unabhängig von einander waren; nein, für gegründet erkläre ich die Kirchenverbesserung in dem Verderben, das vor ihr Statt fand; ich betrachte sie in gewisser Hinsicht als eine Wirkung und Folge jenes Verderbens; in der traurigen Verfassung, das ist es, was ich ausdrücken will, welche die Welt beym Eintritt des sechszehnten Jahrhunderts hatte, gab es Umstände, Anlagen, Vorbereitungen und Kräfte, durch welche Gott die nun erfolgende Verbesserung möglich gemacht hatte, und erleichterte. Zwar bescheide ich mich hiebey. Unübersehlich ist die Menge von Ursachen, durch welche dieser große Erfolg zu Stande kam, und sie sind zu verschieden, zum Theil zu tief liegend und zu verborgen, als daß es möglich wäre, ihr mächtiges zusammengesetztes Triebwerk ganz anschaulich zu machen. Aber einzelne, und zwar wichtige Umstände und Kräfte, die ganz unläugbar beytrugen, die Kirchenverbesserung zu veranlassen und zu befördern, lassen sich in dem Verderben, das vor ihr hergieng, mit leichter Mühe nachweisen; es läßt sich darthun, Gott hatte den Grund zu der bessern Erkenntniß in den Zeiten der Unwissenheit, zu der größern Freyheit in den Zeiten der Unterdrückung, zu der schönern Ordnung in den Zeiten der Verwirrung, und zu dem glücklichsten Fortschritt in den Zeiten des traurigsten Stillstandes gelegt.

Daß eine Zeit der Unwissenheit vor der Kirchenverbesserung hergieng, daß diese Unwissenheit ein Hauptbestandtheil des damals herrschenden Verderbens war, ist bekannt; nicht blos an fruchtbarer Erkenntniß Gottes und Christi fehlte es der Welt, das Licht aller Wissenschaften war erloschen, und

der menschliche Geist in eine Fühllosigkeit versunken, bey der er dieses Licht nicht einmal vermißte. Und doch fachte der Regierer der Welt in dieser grauenvollen Finsterniß ganz unvermerkt die Funken an, die sich bey der Kirchenverbesserung vereinigten, und eine wohlthätig erleuchtende Flamme wurden. Es war freylich Unwissenheit und Aberglaube, was die christlichen Völker Europa's veranlaßte, sich in zahlreichen Heeren nach Morgen hin zu ergießen, und das heilige Land zu erobern. Aber eine solche Erschütterung war nöthig, wenn der träge Geist dieser Völker erwachen, und begierig nach neuen Kenntnissen werden sollte. Im Tumult der Kreuzzüge, auf den weiten gefahrvollen Reisen, welche sie nöthig machten, beym Anblick so vieler neuen Länder, Gegenstände und Verfassungen, war es nicht möglich, gleichgültig zu bleiben; Aufmerksamkeit, Wißbegierde und Forschungsgeist wurden unwiderstehlich gereizt; es entstand eine Regsamkeit des Geistes, die man zuvor nicht gekannt hatte; es kam ein Reichthum von Vorstellungen, Nachrichten und Erfahrungen in Umlauf, durch den man auf etwas höheres vorbereitet, und für das Licht der Kirchenverbesserung empfänglich wurde. Eine Hauptursache der tiefen Unwissenheit, die vor der Kirchenverbesserung in allem herrschte, was die Religion betraf, lag offenbar darinn, daß bey den Uebungen und Feyerlichkeiten des Gottesdienstes nicht einmal die Landessprache gebraucht wurde, daß es eine fremde, die Sprache des alten Roms war, von welcher alle Kirchen Europa's erschallten. Und doch war in diesem Mittel der Verfinsterung der Lichtstral schon eingeschlossen, der zur rechten Zeit hervorbrechen, und alles aufhellen sollte. Nein, auch nicht ein Rest von Gelehrsamkeit und nützlichen Kenntnissen würde in dem verwilderten Europa übrig geblieben seyn, wenn nicht wenigstens die Geistlichkeit genöthigt gewesen wäre, die lateinische Sprache zu lernen; wenn dieß nicht den Werken, welche diese Sprache am besten enthielten, den Werken der alten Römer, einen gewissen Werth gegeben hätte; wenn man nicht dadurch veranlaßt worden wäre, diese Werke zu erhalten und zu lesen. Waren aber die Kenntnisse, die man aus ihnen schöpfte, nicht gleichsam die Morgenröthe des schönen Tages, der bey der Kirchenverbesserung anbrach; lernte man sich des magern Wissens und der elenden Spitzfindigkeiten, die man so lang für Gelehrsamkeit gehalten hatte, nicht schämen, so bald man anfieng, an diesen Meisterwerken der Beredsamkeit und Weisheit seinen Geschmack zu bilden; gieng die Wiederherstellung

der Wissenschaften, die im funfzehnten Jahrhunderte begann, nicht ganz unstreitig von diesen Schriften aus, und hatten sich die Verbesserer der Kirche nicht selbst aus ihnen unterrichtet? Richtet euern Blick noch besonders auf die vielen Orden von Mönchen, die durch ganz Europa verbreitet waren. Es läßt sich nicht läugnen, sie waren die thätigsten Beförderer des finstersten Aberglaubens, es war sogar ihr Vortheil, die Welt in der Unwissenheit zu erhalten. Und doch machte sie Gott zu den Bewahrern eben der Werke, aus denen einst ein neues Licht hervorstrahlen sollte; ihrer Hand bediente er sich, jene Schriften zu vervielfältigen, und auf die Nachwelt zu bringen; in den geheiligten Mauern stiller Klöster lagen sie bis zu einer bessern Zukunft verborgen; da entgiengen sie den Stürmen der Zeit, und der alles verschlingenden Fluth der Jahrhunderte. In den Zeiten der Unwissenheit wurden also die Anstalten getroffen, die Mittel vorbereitet, die Kräfte geweckt, durch die eine bessere Erkenntniß möglich wurde; die vorhanden seyn, und wirken mußten, wenn die Kirchenverbesserung Statt finden sollte; es ist im eigentlichsten Sinne wahr, aus der Finsterniß selbst hat Gott das Licht entspringen lassen.

Und aus der Sklaverey die Freyheit; denn es ist eben so wahr, den Grund zu der größern Freyheit, welche bey der Kirchenverbesserung errungen wurde, hat Gott in den Zeiten der Unterdrückung gelegt.

XXV.

Fichte.

Johann Gottlieb Fichte, geboren zu Rammenau bei Bischofswerda in der Oberlausitz am 19. Mai 1762, erhielt seine erste Bildung durch die Unterstützung eines Herrn von Miltiz. Sodann besuchte er das Gymnasium der Schulpforte, studirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg, und lebte hierauf einige Jahre in der Schweiz und in Preußen, wo er zu Königsberg auch Kants persönliche Bekanntschaft machte. Zuerst erregte er die öffentliche Aufmerksamkeit durch seinen Versuch

einer Kritik aller Offenbarung (1792), welche Schrift ihm auch (1793) den Ruf zu einer ordentlichen Professur der Philosophie nach Jena zu wege brachte. In Jena, wo damals ein reges wissenschaftliches Leben blühte, machte er zuerst durch seine Wissenschaftslehre (1794) sein philosophisches System bekannt, welches anfangs als bloße Fortentwickelung des Kantischen erschien, nachher aber sich immer weiter davon entfernte. Ein Aufsatz in seinem philosophischen Journal zog ihm den Verdacht einer irreligiösen Denkart zu, und veranlaßte eine Untersuchung, die sich damit endigte, daß Fichte seine Entlassung nahm (1800). Indeß fand er im Preußischen Staate einen Zufluchtsort und freundliche Aufnahme. Nachdem er in Berlin eine Zeit lang privatisirt hatte, ward er Professor der Philosophie in Erlangen (1805). Während des französisch-preußischen Kriegs gieng er nach Königsberg, kehrte nach dem Frieden wieder nach Berlin zurück, und hielt in dieser, damals noch von den Franzosen besetzten Hauptstadt seine kraftvollen Reden an die deutsche Nation (1808). Im Jahre 1810 ward er Professor an der neuerrichteten Universität zu Berlin, und wirkte in diesem Amte unermüdet bis an seinen Tod für Preußens und Deutschlands geistige Wiedererweckung. Nachdem er die Morgenröthe der Befreiung Deutschlands, woran er selber so feurigen Antheil genommen, noch miterlebt, starb er, durch ein verheerendes Nervenfieber hingerafft, in der Blüthe seines Alters und seiner Wirksamkeit am 29. Januar 1814.

Fichte's Darstellungsweise ist durchaus scharfsinnig, gedankenreich, beredt, und (wofern man seine strengwissenschaftlichen Werke ausnimmt) großentheils sehr klar, nur selten ist seine Sprache und sein Periodenbau zu kunstreich, verwickelt und schwerfällig.

Seine sämmtlichen, ziemlich zahlreichen Schriften sind noch nicht gesammelt.

1. Aus Fichte's Schrift über Machiavell.

Ueber Glück und Unglück bei menschlichen Unternehmungen.

Was auch immer der bloße, nicht selbst Antheil nehmende Beobachter der menschlichen Unternehmungen von Glück oder Unglück halten, und wie viel oder wenig von dem Erfolge derselben er einer unbekannten, und nicht unter unsre Berechnung zu bringenden Ursache zuschreiben möge; so soll doch der, der getrieben ist, wirklich etwas zu unternehmen, jener unbekannten Ursache durchaus keinen Einfluß zugestehen, sondern es muß ein solcher sich bestreben, sein Vorhaben soweit zu durchdringen, als irgend möglich ist, und so weit er es durchdringt, alles berechnen, und nun, in gutem Glauben, und mit unerschütterlicher Fassung, an das Werk gehen. Die meisten Male wird einem solchen Muthe und Glauben das Unternehmen gelingen: Mißlingen aber, Untergang, Tod, wenn es einmal seyn muß, kommen ohne unsre Mühe, und trotz unsrer besten Berechnungen, von selber. So nun jemand durch die Betrachtung, daß es doch immer möglich bleibe, daß ihm das Unternehmen mißlinge, sich abhalten lassen wollte, etwas zu thun, bis ihm die absolute Unmöglichkeit des Mißlingens mathematisch demonstrirt wäre, so würde ein solcher, da eine solche Demonstration niemals möglich ist, nimmer zum Handeln kommen. So ist es freylich äußerst selten, daß eine vom Dache fallende Last einen Vorübergehenden tödte, doch ist es geschehen, und wer gegen diese Gefahr sich vollkommen sicher stellen wollte, der müßte niemals sein Zimmer verlassen, in welchem jedoch auch die Decke über ihn hereinbrechen kann, welcher Gefahr er entgangen seyn würde, wenn er zu der Zeit sich auf der Straße befunden hätte. In Gefahr sind wir unaufhörlich, und wer auf absolute Versicherung wartet, ehe er etwas unternimmt, der mag dienlich seyn, in der Einsamkeit erbauliche Betrachtungen anzustellen über die Sterblichkeit der Menschen, und die Hinfälligkeit aller Dinge, von dem handelnden Leben aber bleibe er entfernt.

Der schönste Glücksstern, der einem Helden ins Leben leuchten kann, ist der Glaube, daß kein Unglück sei, und daß jede Gefahr durch feste Fassung und durch den Muth, der nichts, und, wenn es gilt, auch das eigne Leben nicht schont, besiegt werde. Gehe ein solcher sogar unter in der Gefahr,

so bleibt es nur den Zurückgebliebenen, sein Unglück zu beklagen, er selbst ist nicht mehr zugegen bei seinem Unglücke. So ist auch die würdigste Verehrung, welche der Mensch der über unsre Schicksale waltenden Gottheit zu bringen vermag, der Glaube, daß sie reich genug gewesen, uns also auszustatten, daß wir selbst unser Schicksal machen könnten, dagegen ist es Lästerung, anzunehmen, daß unter dem Regimente eines solchen Wesens dasjenige, was allein Werth hat an dem Menschen, Klarheit des Geistes, und Festigkeit des Willens, keine Kräfte seien, sondern alles durch ein blindes und vernunftloses Ohngefähr entschieden werde. Denke, könnte man dem Menschen zurufen, daß du nichts durch dich selbst seiest, und alles durch Gott, damit du edel und stark werdest in diesem Gedanken; aber wirke, als wenn kein Gott sei, der dir helfen werde, sondern du alles allein thun müssest, wie er dir denn auch in der That nicht anders helfen will, als wie er dir schon geholfen hat, dadurch, daß er dich dir selbst gab. Wo gleich beim Anfange einer Unternehmung kein rechtes eignes Herz bei der Sache ist, sondern die Vorsehung hingestellt wird, wie es scheint, um etwas in Bereitschaft zu haben, dem man die Schuld des unglücklichen Erfolgs gebe, da ist eben deswegen zu befürchten, daß man ihrer zu diesem Behufe bedürfen werde.

Dieser Glaube, sage ich, und das Leben in diesem Glauben, ist selbst das rechte eigentliche Glück. Dagegen ist das eigentliche Unglück das Mißtrauen in die Möglichkeit eigner Einsicht und eigner Kraft, und die verzagte Ergebung in das blinde Geschick, und in alles, was dasselbe aus uns machen wolle; woraus Unentschlossenheit, Schwanken in den gefaßten Planen, und, um es mit Einem Zuge zu bezeichnen, derjenige Zustand entsteht, da man zugleich auch nicht will, was man will, und zugleich auch will, was man nicht will. Wer so ist, der ist unglücklich geboren, ihm geht das Unglück nach auf allen seinen Schritten, und wohin er tritt, bringt er es mit sich.

Sehe man doch nach in der Geschichte, was denn dasjenige sei, was die Menge, an die das Urtheilen nie eher kommt, bis der Erfolg gegeben ist, von jeher Glück oder Unglück genannt hat! — Es thut im Verfolge einer Unternehmung sich ein Umstand hervor, der an sich weder nothwendig war, noch durch irgend einen menschlichen Verstand vorherzusehen. Der verständige Mann durchschaut auf der Stelle, wie derselbe zu gebrauchen sei für seinen Zweck, und

gebraucht ihn also; er, der vielleicht, wenn statt des eingetretnen gerade sein Gegentheil sich ereignet hätte, auch dieses eben so zweckmäßig gefunden haben würde. Es friert z. B. zu ungewöhnlicher Zeit ungewöhnlich stark; und er geht über die mit Eis bedeckten Flüsse, Seen, Moräste, und erobert gegen alle Erwartung; er, der, wenn Thauwetter eingefallen wäre, vielleicht in dieselben offenen Seen und Moräste den Feind versenkt hätte. Die Menge, welche zwischen dem Froste und der Eroberung kein Mittelglied sieht, staunt sein Glück an, und es ist sein Vortheil, sie dabei zu lassen, weil dies in das Gebiet des Wunderbaren fällt, und den Mann zum besondern Lieblinge der Gottheit erhebt, dagegen die nackte Wahrheit, daß sein Glück auf seinem Verstande beruht habe, viel zu gemein, und zu natürlich ist. Ein andrer hat vielleicht auf eines, und das andere, das sich zutragen könnte, gerechnet, und ist dagegen gerüstet; und möchte dies kommen, so würde er sich recht gut aus dem Handel ziehen. Leider aber erfolgt nicht dieses, sondern ein anderes, worauf, als gleichwohl auch möglich, er ebenfalls hätte rechnen können und sollen: darauf ist er nicht vorbereitet, und er fällt. Da sich ihm nun dennoch nicht nachsagen läßt, daß er gar nichts bedacht habe, indem er einiges doch wirklich bedacht hat, so will er lieber Unglück gehabt haben, als seinen unzulänglichen Verstand erkennen, und anklagen; und vielleicht wird ihm zum Ersatze für sein erstes Unglück das Glück zu Theil, daß er bei der unverständigen Menge Glauben findet.

Das so eben beschriebne besondere Glück aus einzelnen Ereignissen macht jeder, der mit einem gehörig tiefen und umfassenden Plane an ein großes Unternehmen geht, sich zu eigen und fesselt es an sein Gefolge. Er hat auf manchen nachtheiligen Umstand gerechnet, welcher, da so wenig alles Ueble geschieht, das wir fürchten, als alles Gute, das wir hoffen, nicht eintritt; er hat gegen diese Uebel Kräfte in Bereitschaft gesetzt, welche, hievon erübrigt, ihm für andre Zwecke gewonnen werden. Er hat auf manches günstige Ereigniß nicht gerechnet, welches gleichwohl, wie dies immer geschicht, sich einstellt. Er weiß dies auf das beste zu benutzen, und hat abermals gewonnen. Ueberhaupt sind demjenigen, der einmal im Vortheile ist, alle Dinge freundlich; so lange er nämlich in sich diejenigen Eigenschaften, durch die er anfangs in den Vortheil kam, aufrecht erhält, und durch Siegestaumel sich nicht zu Uebermuth, Sorglosigkeit und Vermessenheit hinreißen läßt. Dagegen sind dem, der in den

Nachtheil gekommen, alle Dinge weit schwerer zu handhaben, und es ist zu befürchten, daß sein erstes Unglück eine Reihe andrer Unglücksfälle zur Folge haben werde.

Im Allgemeinen aber kann man als Regel annehmen, und wird es im Leben, und durch die Geschichte bestätigt finden, daß, je unentschloßner, muthloser, träger, kränkelnder, je mehr das Leben verträumend, und für frisches Leben erstorben, Einzelne, oder auch ganze Zeitalter waren, desto fester glaubten sie an Unglück, und an ein dunkles Verhängniß, gleichsam um die Schuld ihrer heimlich gefühlten Untauglichkeit dadurch von sich selbst abzulehnen; je kräftiger dagegen Einzelne oder ganze Zeitalter in sich selbst waren, desto mehr glaubten sie an das überwiegende Vermögen tüchtiger Menschen, und hielten dafür, daß nichts unerreichbar sei dem unerschütterlichen Willen.

2. Aus Fichte's Reden an die deutsche Nation.

Vaterlandsliebe.

Die Religion vermag durchaus hinweg zu versetzen über alle Zeit, und über das ganze gegenwärtige, und sinnliche Leben, ohne darum der Rechtlichkeit, Sittlichkeit, und Heiligkeit des von diesem Glauben ergriffenen Lebens den mindesten Abbruch zu thun. Man kann, auch bei der sichern Ueberzeugung, daß alles unser Wirken auf dieser Erde nicht die mindeste Spur hinter sich lassen, und nicht die mindeste Frucht bringen werde, ja, daß das göttliche sogar verkehrt, und zu einem Werkzeuge des Bösen und noch tieferer sittlicher Verderbniß werde gebraucht werden, dennoch fortfahren in diesem Wirken, lediglich, um das in uns ausgebrochene göttliche Leben aufrecht zu erhalten, und in Beziehung auf eine höhere Ordnung der Dinge in einer künftigen Welt, in welcher nichts in Gott geschehenes zu Grunde geht. So waren z. B. die Apostel, und überhaupt die ersten Christen, durch ihren Glauben an den Himmel, schon im Leben gänzlich über die Erde hinweggesetzt, und die Angelegenheiten derselben, der Staat, irdisches Vaterland, und Nation, waren von ihnen so gänzlich aufgegeben, daß sie dieselben auch sogar ihrer Beachtung nicht mehr würdigten. So möglich dieses nun auch ist, und so leicht auch, dem Glauben, und so freudig auch man sich

darein ergeben muß, wenn es einmal unabänderlich der Wille Gottes ist, daß wir kein irdisches Vaterland mehr haben, und hienieden ausgestoßen, und Knechte seyen: so ist dies dennoch nicht der natürliche Zustand, und die Regel des Weltganges, sondern es ist eine seltne Ausnahme; auch ist es ein sehr verkehrter Gebrauch der Religion, der unter andern auch sehr häufig vom Christenthume gemacht worden, wenn dieselbe gleich von vorn herein, und ohne Rücksicht auf die vorhandenen Umstände, darauf ausgeht, diese Zurückziehung von den Angelegenheiten des Staates, und der Nation, als wahre religiöse Gesinnung zu empfehlen. In einer solchen Lage, wenn sie wahr und wirklich ist, und nicht etwa bloß durch religiöse Schwärmerei herbeigeführt, verliert das zeitliche Leben alle Selbstständigkeit, und es wird lediglich zu einem Vorhofe des wahren Lebens, und zu einer schweren Prüfung, die man bloß aus Gehorsam, und Ergebung in den Willen Gottes erträgt, und dann ist es wahr, daß, wie es von vielen vorgestellt worden, unsterbliche Geister nur zu ihrer Strafe in irdische Leiber, als in Gefängnisse, eingetaucht sind. In der regelmäßigen Ordnung der Dinge hingegen soll das irdische Leben selber wahrhaftig Leben seyn, dessen man sich erfreuen, und das man, freilich in Erwartung eines höhern, dankbar genießen könne; und obwohl es wahr ist, daß die Religion auch der Trost ist des widerrechtlich zerdrückten Sklaven, so ist dennoch vor allen Dingen dies religiöser Sinn, daß man sich gegen die Sklaverei stemme, und, so man es verhindern kann, die Religion nicht bis zum bloßen Troste der Gefangenen herabsinken lasse. Dem Tyrannen steht es wohl an, religiöse Ergebung zu predigen, und die, denen er auf Erden kein Plätzgen verstatten will, an den Himmel zu verweisen; wir andern müssen weniger eilen, diese von ihm empfohlne Ansicht der Religion uns anzueignen, und, falls wir können, verhindern, daß man die Erde zur Hölle mache, um eine desto größere Sehnsucht nach dem Himmel zu erregen.

Der natürliche, nur im wahren Falle der Noth aufzugebende Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf dieser Erde zu finden, und ewig dauerndes zu verflößen in sein irdisches Tagewerk; das unvergängliche im zeitlichen selbst zu pflanzen, und zu erziehen, — nicht bloß auf eine unbegreifliche Weise, und allein durch die, sterblichen Augen undurchdringbare Kluft mit dem ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise.

Daß ich bei diesem gemeinfaßlichen Beispiele anhebe: Welcher Edeldenkende will nicht, und wünscht nicht, in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser, sein eigenes Leben von neuem, auf eine verbesserte Weise, zu wiederholen, und in dem Leben derselben veredelt, und vervollkommnet, auch auf dieser Erde, noch fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist; den Geist, den Sinn, und die Sitte, mit denen er vielleicht in seinen Tagen abschreckend war für die Verkehrtheit, und das Verderben, befestigend die Rechtschaffenheit, aufmunternd die Trägheit, erhebend die Niedergeschlagenheit, der Sterblichkeit zu entreißen, und sie, als sein bestes Vermächtniß an die Nachwelt, niederzulegen in den Gemüthern seiner Hinterlassenen, damit auch diese sie einst eben also, verschönert und vermehrt, wieder niederlegen? Welcher Edeldenkende will nicht durch Thun oder Denken, ein Saamenkorn streuen zu unendlicher immerfortgehender Vervollkommnung seines Geschlechts, etwas neues, und vorher nie dagewesenes hineinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe, und nie versiegende Quelle werde neuer Schöpfungen; seinen Platz auf dieser Erde, und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit einem auch hienieden ewig dauernden, so, daß er, als dieser Einzelne, wenn auch nicht genannt durch die Geschichte, (denn Durst nach Nachruhm ist eine verachtliche Eitelkeit) dennoch in seinem eignen Bewußtseyn und seinem Glauben offenbare, Denkmale hinterlasse, daß auch Er da gewesen sey? Welcher Edeldenkende will das nicht, sagte ich; aber nur nach den Bedürfnissen der also denkenden, als der Regel, wie alle seyn sollten, ist die Welt zu betrachten und einzurichten, und um ihrer willen allein ist eine Welt da. Sie sind der Kern derselben, und die anders denkenden sind, als selbst nur ein Theil der vergänglichen Welt, so lange sie also denken, auch nur um ihrer willen da, und müssen sich nach ihnen bequemen, so lange, bis sie geworden sind, wie sie.

Was könnte es nun seyn, daß dieser Aufforderung und diesem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes, die Gewähr zu leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für selbst ewig, und für fähig, ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine solche Ordnung aber ist die, freilich in keinem Begriffe zu erfassende, aber dennoch wahrhaft vorhandne, besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinen Denken, und Thun, und mit sei-

nem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt, und unter welchem er gebildet wurde, und zu dem, was er jetzt ist, heraufwuchs. Denn so unbezweifelt es auch wahr ist, daß sein Werk, wenn er mit Recht Anspruch macht auf dessen Ewigkeit, keinesweges der bloße Erfolg des geistigen Naturgesetzes seiner Nation ist, und mit diesem Erfolge rein aufgeht, sondern daß es ein Mehreres ist, denn das, und insofern unmittelbar ausströmt aus dem ursprünglichen und göttlichen Leben; so ist es dennoch eben so wahr, daß jenes mehrere, sogleich bei seiner ersten Gestaltung zu einer sichtbaren Erscheinung, unter jenes besondere geistige Naturgesetz sich gefügt, und nur nach demselben sich einen sinnlichen Ausdruck gebildet hat. Unter dasselbe Naturgesetz nun werden, so lange dieses Volk besteht, auch alle fernere Offenbarungen des göttlichen in demselben eintreten, und in ihm sich gestalten. Dadurch aber, daß auch er da war, und so wirkte, ist selbst dieses Gesetz weiter bestimmt, und seine Wirksamkeit ist ein stehender Bestandtheil desselben geworden. Auch hiernach wird alles folgende sich fügen, und an dasselbe sich anschließen müssen. Und so ist er denn sicher, daß die durch ihn errungene Ausbildung bleibt in seinem Volke, so lange dieses selbst bleibt, und fortdauernder Bestimmungsgrund wird aller fernern Entwicklung desselben.

Dies nun ist in höherer vom Standpunkte der Ansicht einer geistigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Worts, ein Volk: das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden, und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesammt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des göttlichen aus ihm steht. Die Gemeinsamkeit dieses besondern Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt, und eben darum auch in der zeitlichen, diese Menge zu einem natürlichen, und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet. Dieses Gesetz selbst seinem Inhalte nach, kann wohl im Ganzen erfaßt werden, so wie wir es an den Deutschen, als einem Urvolke, erfaßt haben; es kann sogar durch Erwägung der Erscheinungen eines solchen Volkes noch näher in manchen seiner weitern Bestimmungen begriffen werden; aber es kann niemals von irgend einem, der ja selbst immerfort unter desselben ihm unbewußten Einflusse bleibt, ganz mit dem Begriffe durchdrungen werden; obwohl im Allgemeinen klar eingesehen werden kann, daß es ein solches Gesetz gebe. Es ist dieses Gesetz ein Mehr der Bildlichkeit, daß mit dem Mehr der unbildlichen Ursprüng-

lichkeit, in der Erscheinung unmittelbar verschmilzt; und so sind denn, in der Erscheinung eben, beide nicht wieder zu trennen. Jenes Gesetz bestimmt durchaus und vollendet das, was man den National-Charakter eines Volks genannt hat; jenes Gesetz der Entwicklung des ursprünglichen, und göttlichen. Es ist aus dem letztern klar, daß Menschen, welche so wie wir bisher die Ausländerei beschrieben haben, an ein ursprüngliches, und an eine Fortentwicklung desselben gar nicht glauben, sondern bloß an einen ewigen Kreislauf des scheinbaren Lebens, und welche durch ihren Glauben werden, wie sie glauben, im höhern Sinne gar kein Volk sind, und da sie in der That eigentlich auch nicht da sind, eben so wenig einen National-Charakter zu haben vermögen.

Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich demnach auf die Hofnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeit desselben, nach jenem verborgenen Gesetze; ohne Einmischung und Verderbung durch irgend ein fremdes, und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht gehöriges. Diese Eigenthümlichkeit ist das ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird. Sein Glaube, und sein Streben, unvergängliches zu pflanzen, sein Begriff, in welchem er sein eignes Leben als ein ewiges Leben erfaßt, ist das Band, welches zunächst seine Nation, und vermittelst ihrer das ganze Menschengeschlecht, innigst mit ihm selber verknüpft, und ihrer aller Bedürfnisse, bis ans Ende der Tage, einführt in sein erweitertes Herz. Dies ist seine Liebe zu seinem Volke, zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist göttliches in ihm erschienen, und das ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle, und zu seinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann thätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben, bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseyns, hat für ihn ja ohne dies nie Werth gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbstständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe, und

er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So ist es. Die Liebe, die wahrhaftig Liebe sey, und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf vergänglichem, sondern sie erwacht, und entzündet sich, and ruht allein in dem ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sey denn, daß er sich als ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüths, und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuförderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe, und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht giebt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben, als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben, und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren, und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keins überliefert worden, so ist er zu beklagen; wem Eins überliefert worden ist, und in dessen Gemüthe Himmel und Erde, unsichtbares und sichtbares sich durchdringen, und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

So ist es auch von jeher gewesen, ohnerachtet es nicht von jeher mit dieser Allgemeinheit, und mit dieser Klarheit ausgesprochen worden. Was begeisterte die edlen unter den Römern, deren Gesinnungen und Denkweise noch in ihren Denkmalen unter uns leben, und athmen, zu Mühen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen fürs Vaterland? Sie sprechen es selbst oft und deutlich aus. Ihr fester Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma, und ihre zuversichtliche Aussicht, in dieser Ewigkeit selber ewig mit fortzuleben im Strome der Zeit. Inwiefern dieser Glaube Grund hatte, und sie selbst, wenn sie in sich selber vollkommen klar gewesen wären, denselben gefaßt haben würden, hat er sie auch nicht getäuscht. Bis auf diesen Tag lebet das, was wirklich ewig war in ihrer ewigen Roma, und sie mit demselben, in unsrer Mitte fort, und wird in seinen Folgen fortleben bis ans Ende der Tage.

XXVI.

v. Stolberg.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, ausgezeichnet als Dichter und Schriftsteller, wurde den 7. November 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt geboren. Sein Vater war Königl. Dänischer Kammerherr, Geheimerrath und Oberhofmeister der Königin von Dänemark. Nachdem er und sein Bruder Christian im väterlichen Hause eine glückliche Erziehung genossen hatten, bezogen beide die Universität Göttingen (1769). Hier schloß er und sein Bruder sich an jenen schönen Freundes- und Dichterverein an, zu welchem unter andern auch Bürger, Voß, Hölty, Leisewitz und Miller gehörten, und aus dem so viel Herrliches für deutsche Dichtkunst hervorgegangen ist. Nach seinem Abgang von Göttingen (1774) ward er K. Dänischer Kammerjunker, und sodann (1777) Fürstbischöfl. Lübeckischer bevollmächtigter Minister in Kopenhagen. Im Jahre 1782 vermählte er sich mit der von ihm so schön besungenen Agnes von Witzleben, die er aber schon nach wenigen Jahren (1788) durch den Tod verlor. Später (1789) wurde er K. Dänischer Gesandter in Berlin und vermählte sich (1790) mit der Gräfin Sophie von Redern, mit welcher er in den Jahren 1791 und 1792 die von ihm beschriebene Reise nach der Schweiz, Italien und Sicilien unternahm, nachdem er (1791) zum Präsidenten der Fürstbischöflichen Regierung zu Eutin und Domherrn von Lübeck ernannt worden war. Im Jahre 1800 legte er seine sämmtlichen Aemter nieder, zog nach Münster, und trat mit seiner ganzen Familie zur römisch-katholischen Kirche über. Dieser Uebertritt erregte um so größeres Aufsehen in Deutschland, je unerwarteter er erfolgt war; auch ward er von Feinden und Freunden vielfach getadelt, am entschiedensten von

J. H. Voß, der zuletzt (1819) noch öffentlich gegen ihn auftrat. Mitten in dem Verdruß, den ihm dieser öffentliche Angriff erwecken mußte, starb Stolberg am 5. Dezember 1819 zu Sondermühlen im Osnabrückischen.

Außer seinen Verdeutschungen griechischer Dichterwerke und Ossians, hat er sich durch seine herrlichen Lieder, Romanzen, Balladen und Hymnen, welche mit den Dichtungen seines Bruders in gemeinschaftlicher Sammlung (1820. ff.) erschienen sind, einen ausgezeichneten Platz unter Deutschlands Dichtern erworben. Aber auch als Prosa-Schriftsteller zeichnet er sich durch Klarheit, Anmuth und edle Einfalt der Schreibart und Darstellung aus. Außer seinem politischen Roman, die Insel (1788), und seiner Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien (1794), verdienen besonders seine Geschichte der Religion Jesu Christi (1807. ff. 10 Bde.) und sein Leben Alfred des Großen, Königs in England (1815), als worin jene Vorzüge seiner Schreibart am anschaulichsten hervortreten, vorzugsweise genannt zu werden.

Aus dem Leben des Königs Alfred.

1. Einführung des Christenthums unter Edwin.

Edwin zeigte sich der heiligen Lehre hold, auch würkten auf ihn, wie ehmals Bertha und Augustin auf Adelbert, seine Gemahlin Adelburg und Paulinus, durch milde Sanftmuth und heiligen Wandel. Er hörte den Paulinus gern, es währte aber geraume Zeit eh er zur Ueberzeugung von der Wahrheit gelangte.

Der Papst Bonifacius der fünfte schrieb sowohl an ihn als an Adelburg schöne Briefe, welche Bede uns erhalten hat, begleitete sie auch mit freundlichen Geschenken. Dem Könige sandte er ein feines, mit Gold geschmücktes Gewand, und einen morgenländischen Mantel; der Königin einen silbernen Spiegel, und einen mit Gold eingelegten Kamm von Elfenbein.

Edwin berief seine Wittenagemot, das heißt die Versammlung der Reichsstände, legte ihnen den christlichen Glauben vor, und befragte sie um ihr Gutachten. Unter andern sagte einer dieser Männer folgendes:

„Das gegenwärtige Leben, o König, scheint mir zu vergleichen der augenblicklichen Erscheinung eines Sperlings, der, wann du in Winterszeit, wenn es schneyet und stürmt, mit deinen Gewaltigen an reicher Tafel in der warmen Halle sitzest, aus kalter und trüber Luft hineingeflogen kommt, und wieder hinausfleugt. So erscheinen wir Menschen, unkündig woher wir kommen und wohin wir gehn. Wofern nun die neue Lehr' uns etwas sichers über diesen Zustand zu sagen weiß, so scheint sie allerdings der Aufnahme werth."

Darauf hieß der König den Paulinus reden. Die Versammlung widerstand nicht der Kraft seiner Worte, auch Edwin gab ihm vollkommnen Beyfall. Selbst des Götzenthums Oberpriester, Koïfi, bekannte sich überzeugt; ja, er begehrte vom Könige den Auftrag, die vormals vermeinten Heiligthümer der Götzen, denen er gedient, zu zerstören, um öffentlich für die von Gott gelehrte Wahrheit zu zeugen, und dem Truge zu höhnen, mit dem er, selbst verblendet, die andern bethört hatte. Er erbat sich vom Könige den Gebrauch eines Hengstes und eines Speers (denn die Götzenpriester der Sachsen durften nur auf Stuten reiten, und mußten sich der Waffen enthalten), sprengte dann auf dem Roß, mit gehobner Lanze davon, warf diese in den Tempel, ihn dadurch entweihend, und befahl ihn zu zerstören.

So ward das Christenthum wieder eingeführt in Northumberland, wo doch wohl noch Spuren seines heiligen Andenkens in einigen Herzen der Briten mochten geblieben seyn, da die streitbaren Einwohner dieses Landes sich beynah ein Jahrhundert der anfeindenden Sachsen erwehret hatten, eh Ina dessen Eroberung vollbrachte. Edwin ließ sich taufen zu York, wo bischöflicher Siz dem Paulinus eingeräumt ward, welcher eine große Menge zum Christenthum bekehrte.

Dieser König verwandte sich mit Eifer für Verbreitung der Wahrheit, von welcher er den Earpwald, Sohn und Nachfolger Redwalds, Königs der Ostangeln, überzeugte. Aber Earpwald ward bald darauf ermordet, und erst nach drey Jahren, als sein Bruder, der gelehrte und fromme Siegbert, den Thron bestieg, faßte das Christenthum Wurzel in Ostangeln.

Das Reich des Edwin genoß, durch wachsame Obhut, einer solchen Sicherheit, daß gesagt ward, ein Weib hätte mit einem zarten Kinde, ohne Geleite, von Meer zu Meer unbesorgt wandeln mögen. Wo nah bey den Landstraßen lautre Quellen waren, da ließ er an Pfählen eherne Trinkgefäße, deren keins gestohlen ward, zum Gebrauch der Reisenden aufhängen.

---

2. Alfred auf seiner Flucht vor den Dänen.

Alfred sah sich verlassen. Man meldet uns nicht in welchen Ort der Sicherheit er seine Gemahlin und seine Kinder sandte. Er selbst irrete umher, manchmal von einigen seiner Edlen und wenigen Kriegern begleitet, manchmal auch, wo selbst das kleine Geleite würde Verdacht erregt haben, allein, in Kleidung eines Bauren. Endlich fand er Zuflucht bey einem königlichen Kuhhirten. Ob er sich diesem offenbarte? das bleibt ungewiß; so viel erhellet, daß die Frau des Hirten nicht wußte welchen Gast ihre armselige Hütte barg. Denn einst, als sie Kuchen buk, und Alfred am Heerde saß, beschäftiget mit Säuberung seines Bogens und der Pfeile, hieß die Hauswirthin ihn Acht geben auf die Glut, um zu rechter Zeit die Fladen umzuwenden. Er, in ganz andern Gedanken vertieft, vergaß des Auftrags, und die Frau ward inne daß die Kuchen angebrannt waren. „Da haben wir's!" rief sie aus, „die Fladen läßt du anbrennen, die du doch so gern essen magst, wenn sie gar sind."

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß gottesfürchtige Zeitgenossen, dieses, dem großen Könige widerfahrne Drangsal, als eine Züchtigung Gottes angesehen haben. Es wird erzählt, daß er, in den ersten Jahren seiner Regierung, sich von Stolz und manchen Gelüsten habe hinreißen lassen; daß er sey ermahnet worden vom heiligen Neot, der mit ihm verwandt war, verschiedne Jahre Einsiedler gewesen, und nun einem Kloster vorstand; daß Alfred weder auf die freundliche Warnung des gottseligen Greises geachtet, noch auch auf die von diesem ihm angekündigte Strafe, und Rettung aus der Noth, wann er würde Buße gethan haben. So berichten einige Lebensbeschreibungen des heiligen Neot, so auch spätere Schriftsteller aus dem Mittelalter, so berichtet der Bischof Asser, Zeitgenoß und Freund des Königes dessen Leben er vor

Alfreds Tode schrieb und unvollendet ließ. Affer gesteht, daß sein königlicher Freund, in den ersten Jahren der Herrschaft, aus jugendlichem Leichtsinn, denen welche ihm ihre Angelegenheiten vortragen wollten, keinen Zutritt verstattet, den Beschwerden der Geringen über mißbrauchte Gewalt der Großen nicht Gehör gegeben, so wenig wie dem warnenden Manne Gottes Neot.

Wir dürfen diese Rüge nicht verschweigen, da wir deren Wahrheit nicht bezweifeln können; aber auch wir dürfen nicht verkennen, wie Gott Seinen Gesalbten, den Er so hoch begabt hatte, väterlich züchtigte, um ihn, vor den Augen der Welt desto höher nach dem Drangsal zu erheben, und ihn, nach ernster Bestrafung seiner Vergehungen, nach wahrer Reue, desto mehr zu begnadigen.

In solcher Verborgenheit lebte Alfred izt, daß manchmal nicht Einer seiner Sachsen wußte wo er wär', und ob er lebte. Er war Flüchtling in seinem eignen Reiche.

Sobald die Nachspürung der Dänen zu erkalten begann, verließ er den Hirten, und ersah sich einen Anger, welcher nur zween Morgen Landes enthielt, zu seinem und seiner Krieger Aufenthalt, welche Kunde von ihm bekommen hatten, und je mehr und mehr sich um ihn sammleten. Dieser Ort lag in der Landschaft Sommersetshire, und ward, sowohl von den Strömen Thone und Parret, als auch von Sümpfen, zu einer Art von Insel gebildet, welcher er den Namen Aethelingey gab, das heißt, Insel der Edlen. Noch anizt heißt die Stätte Athelney. Hier verschanzte er sich mit dem kleinen Häuflein seiner ihn umgebenden Edlen. Auch seine Gemalin war bey ihm. Rings umher machten sumpfige Erlenbrüche diese Zuflucht jedem der nicht örtliche Kunde hatte, unzugänglich, und in dieser von Menschen wenig besuchten Gegend, war desto mehr Ueberfluß an Wildbret. Eine schmale, an der westlichen Seite durch ein Bolwerk geschützte Brücke, führte in die Insel, aus welcher bey Tag und bey Nacht die Sachsen Streifzüge machten, sowohl um zu jagen und zu fischen, als auch um andere Bedürfnisse von den Dänen zu erbeuten, und ihnen jeden möglichen Abbruch zu thun. Ein Schriftsteller vergleicht Alfred mit einer schlüpfrigen Schlange, die aus ihrer Erdspalte hervorschleicht, den Menschen nachstellt, und dem, der sie schon ergriffen hat wieder entschlüpft. Oftmal schien es, als könne er den Feinden nicht entrinnen, entwischte dennoch mit den seinigen, durch Schnelligkeit und Kunde der Gegend. Die Dänen wurden inne daß der Löwe

noch lebte, und den Sachsen entglom ein Funke der Hofnung, welcher bald in helle Glut aufflammen sollte.

Während dieser Zeit soll ein Ereigniß geschehen seyn, welches seine Hofnungen neu belebte.

Wechselsweise pflegten die Krieger auszugehen, und in seiner Reihe der König wie die andern. Eines Wintertages aber waren sie alle ausgegangen, er allein und seine Gemalin waren heim geblieben. Alfred laß, als er auf Einmal am Thore klopfen hörte. Er ging, öffnete das Thor; da stand ein Armer welcher bat, ihm, um Christi willen, einen Bissen Brod's zu geben. Alfred heißt seine Gemalin nachzusehen im Brodschrank, ob noch etwas vorhanden wäre. Die Königin sieht nach, und meldet ihm, daß nur noch Ein Brod übrig, welches nicht hinreichend seyn würde, die jeden Augenblick zu erwartenden Krieger, welche zu fischen ausgegangen waren, zu sättigen. „Gesegnet sey Gott in seinen Gaben!" rief Alfred aus, und fügte hinzu: „Ich bitte Dich, um Christi willen, Weib, gib ihm die Hälfte des Brod's! Wer mit fünf Broden und zween Fischen fünftausend Mann speißte, Der kann auch, so es Ihm gefällt, dafür sorgen, daß das halbe Brod für uns ausreiche." Die Königin gab dem Armen das halbe Brod.

Es wird erzählt, daß darauf Alfred sein Buch wieder in die Hand genommen hab', aber bald eingeschlummert, und ihm im Traume der heilige Cuthbert, welcher vor mehr als hundert Jahren gelebt hatte, erschienen sey, und ihm, im Namen Gottes, die Versicherung gegeben, daß Gott Sich nun Englands erbarmen, und ihn, der sein leztes Brod mit dem Armen getheilt, wieder auf den Thron setzen wollte. Als bekräftigendes Zeichen dieser Verheißung, würden bald seine Krieger mit außerordentlich reichem Fischfang zu ihm kommen. Alfred erwachte, rief seine Gemalin, ihr den Traum mitzutheilen; sein Ruf erweckte sie, denn auch sie war in Schlummer gesunken. Wie groß war beyder Erstaunen, als jeder von ihnen seinen eignen Traum erzählen hörte! Bald kamen die Sachsen von ihrem Ausgange heim, mit so gewaltigem Fischfang, daß dieser schon an sich, auch ohne Verheißung, für ein Wunder gelten konnte.

3. Alfred's Lebensweise und Charakter.

Wir haben nun den großen Mann als Held, als König, als Gesetzgeber, wir haben ihn als Schriftsteller und als Dichter betrachtet. Noch bleibt uns übrig ihm nachzugehn in die Stille des häuslichen Lebens, wo er, im kleineren Kreise nicht minder groß, so wie im größeren nicht minder liebenswürdig erscheint, weil beyde denselben Mittelpunkt hatten, welcher allein dem Leben und allem menschlichen Thun hienieden wahre Würde zu geben vermag, lautre Furcht Gottes, Liebe zu Gott.

In früher Jugend war er heimgesucht worden mit heftigen Versuchungen sinnlicher Lust, zu deren Bekämpfung er sich zu schwach glaubte, gleichwohl, wie scheint — oder vielmehr eben weil er seine Schwäche fühlte — ihnen nicht erlag. Aber sie beunruhigten, sie verfolgten den lebhaften Knaben, sie ängsteten ihn, und er strebte ihnen Obstand zu halten mit den Waffen des Wachens und des Gebets. Oftmal stand er auf bey erstem Hahnenschrey oder in Stunden tagender Frühe, eilte in eine Kirche, warf sich nieder vor die Stufen des Altars, und flehte inbrünstig zu Gott, daß Er ihm eine Krankheit senden wolle, durch welche die wilden Gluten unreiner Begierden in ihm gedämpft würden.

Bald darauf ward er mit einem sehr schmerzhaften Wehe überfallen, an dem er verschiedne Jahre heftige Schmerzen litt, und auch daran zu sterben glaubte. Er nahm abermal seine Zuflucht zum Gebet, und flehete, daß es Gott gefallen möchte, ihm statt dieser Krankheit eine andere zu senden, doch aber eine solche, die ihn weder scheußlich noch auch unfähig zu Geschäften machte, weil er, wie Asser sagt, Aussatz oder Blindheit fürchtete. Die Krankheit wich von ihm.

Bei seiner Vermählungsfeyer aber ward er in Mercia plötzlich mit einer noch weit ärgern Plage heimgesucht, von welcher er noch fünf und zwanzig Jahre nachher, in seinem fünf und vierzigsten, als Asser davon schrieb, und wahrscheinlich bis zu seinem Tode, bey Tag und bey Nacht, seltne und kurze Fristen ausgenommen, fürchterliche Pein ausstand. Kein Arzt wußte sie zu nennen; noch auch ihre Ursach' anzugeben. Jeden andern würde sie zu jeder Arbeit unfähig gemacht haben, und wie arbeitete gleichwohl Alfred! Und mit welcher Freiheit des Geistes! Und mit welcher heitern Freundlichkeit verschönerte er das Leben seiner glücklichen Umgebung!

Viele Könige und Königinnen der Angelsachsen haben den Thron verlassen, um sich Uebungen der Abtödtung und stiller Betrachtung zu widmen. Nicht so Alfred! er blieb am Steuer des Schifs welches Gott ihm anvertraut, zu dessen Rettung und Führung Gott ihn ersehen hatte. Voll Gefahren war Anfangs, höchst mühselig dann, seine Lage; dennoch vereinte noch Alfred schwere Abtödtung und ernste Betrachtung göttlicher Wahrheiten, mit den gottgefälligen Arbeiten seines schweren Standes.

Welche Abtödtung konnte wohl größer seyn, als die ununterbrochenen Anstrengungen dieses Mannes, unter dem Druck einer an seinem Leben nagenden, so peinlichen Krankheit!

Im Leben eines der größten und liebenswürdigsten Helden Griechenlands, des Timoleon, wendet Plutarch auf ihn einen Vers des Sophokles an, der von jemand sang: „Welche Venus, welcher Liebesgott legte Hand an allem was er that?“ Solche Grazie pflegt denen selten beyzuwohnen, deren Laufbahn mühselig ist, und beständige Anstrengungen erfodert, denn Leichtigkeit ist das Wesen der Grazie. Aber auch darin machte Alfred eine Ausnahme, denn seiner dornigten Lage gewann er die schönsten Rosen ab; sein Umgang war heiter, traulich, holdselig in Freundlichkeit. Die Alten lassen Grazien die Liebesgöttin begleiten. Auch die eitle Fabel deutet auf ernste Wahrheit. Die vollkommne Liebe zu Gott, wenn sie die Furcht ausgetrieben hat, wird begleitet von holden Grazien einer höhern Ordnung, wie solche im allerhöchsten Sinne Den begleiteten, Dessen ganzes Leben Ein Leiden, Dessen „Herrlichkeit eine Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater, Der voll Gnad' und Wahrheit war.“

Alfred hatte die Hälfte aller seiner Einkünfte, welche die öffentlichen Einnehmer in zwey Theile sondern mußten, dem Dienste Gottes gewidmet. Diese Hälfte sonderte er wieder in vier Theile, deren ersten er den Armen austheilen ließ, einheimischen und fremden, welches Volkes sie seyn mochten. Wahrscheinlich kamen viele Flüchtlinge aus Frankreich, Frießland, Brabant und andern von den skandinavischen Seekönigen verheerten Ländern, in das nun in Frieden und unter gerechter Reichsverwaltung blühende England. Er wachte darüber, daß diese Almosen mit Weisheit gespendet würden, und pflegte gern im Munde zu führen den Spruch des großen Papstes Gregorius: „Gib nicht wenig dem der viel, nicht viel dem der wenig bedarf; versage nicht dem der etwas, gib nicht dem der nichts bedarf.“

Den zweyten Theil gab er den von ihm gestifteten Klöstern.

Den dritten der von ihm gestifteten und eingerichteten Schule, deren ich noch besonders erwähnen werde, in welcher viele Knaben aus den Landschaften des Reichs gebildet wurden.

Den vierten Klöstern, sowohl solchen die in seinem Reiche waren, als auch jährlich, aber abwechselnd, an Klöster in Wallis, Cornwallis, Frankreich, Bretagne und Irland. Denn dieser Mann, der ganz seinem Lande lebte, war gleichwohl weit entfernt von engherzigem sogenannten Patriotismus, und säete ins Ausland aus, Segen zu ernten für sein Vaterland.

Da er einsah, daß unter allen zeitlichen Dingen die Zeit selbst Gottes edelste Gabe sey — und wer schäzte ihren Werth wie er! — so widmete er Gott die Hälfte seiner Zeit, sowohl bey Tage als bey Nacht. So erzählt Asser, Malmesbury aber bestimmter, und an sich wahrscheinlicher, Alfred habe die Zeit so eingetheilt, daß er täglich acht Stunden dem Gottesdienst, dem Gebet, der Betrachtung gewidmet habe, acht Stunden den Reichsgeschäften, die übrigen acht Stunden den leiblichen Bedürfnissen des Schlafs und der Nahrung. Asser ist sehr wahrhaft, und hatte täglichen Umgang mit Alfred. Auch fügt er hinzu, daß dieser Fälle der Krankheit und der Unmöglichkeit ausgenommen hab' in seinem Gelübd', und wir müssen es der erleuchteten Gottseligkeit des Königs zutrauen, daß er, dringender Reichsgeschäfte wegen oft von jenen geistlichen Uebungen werde abgelassen haben, da er wohl zu unterscheiden wußte zwischen selbstaufgelegten Pflichten und den Pflichten des von Gott ihm anvertrauten, großen und heiligen Berufs.

Alfred wollte die Zeit so genau eintheilen wie seine Einkünfte; da nun unsre Uhren noch nicht in Gebrauch waren, so ließ er Wachskerzen machen, die gleich an Gewicht und an Länge, so berechnet waren, daß jede vier Stunden brannte. Solcher wurden täglich sechs in seine Kapelle gestellt. Weil sie aber dort dem Zugwinde ausgesetzt waren, daher oft ungleich brannten, und der Schirmung bedurften; so entdeckte er, nachdem er hin und her gesonnen, die Durchsichtigkeit des zu dünnen Scheiben geschabten Rindhorns, und ließ sich aus solchen, die in Holz eingefaßt wurden, eine Art von Laternen machen. Denn während der Zerrüttung letzter Zeiten, war, mit so vielem andern, auch der Gebrauch des Glases in Eng-

land verloren worden, wo doch schon zweyhundert Jahre zuvor der heilige Benedikt Biskop es eingeführt, als er, auf einer seiner Reisen nach Rom, nebst andern Handwerkern und Künstlern, Glaser aus Frankreich nach England gebracht hatte. Sobald eine Kerze verbrannt war, ward eine andere angezündet, und es dem Könige angesagt von einem seiner Kapellane, die wahrscheinlich abwechselnd ihre Andacht vor dem Altare hatten.

Er versäumte keinen Tag den öffentlichen Gottesdienst, und beobachtete, gleich Ordensgeistlichen, bestimmte Zeiten, bey Tag und bey Nacht; in welchen er Psalmen und Gebete hersagte. Oft stand er heimlich auf bey Nacht, und schlich in das Haus Gottes.

Immer trug er im Busen ein Büchlein, welches er sein Handbuch nannte. Es enthielt Psalmen und Gebete, an denen er, schon in der Jugend, sich erbauet hatte. Einst, als er mit seinem Freunde, dem Bischofe Asser, im Zimmer saß, und dieser ihm eine Stelle aus einem Buche hersagte die ihm besonders gefiel, langte er aus dem Busen das Handbüchlein hervor, und bat Asser, ihm diese Stelle hineinzuschreiben. Da aber kein Blättchen unbeschrieben war, ließ Alfred, auf Assers Rath, weiße Blätter hinzufügen. Auf diese schrieb der König einige Uebersetzungen kleiner lateinischer Sprüche, die ihm zuerst Geschmack an Dolmetschung aus dem Latein ins Sächsische gaben.

XXVII.

Woltmann.

Karl Ludwig (von) Woltmann, geboren am 9. Februar 1770 zu Oldenburg, erhielt die erste Grundlage seiner Bildung durch seinen Vater, sodann auf dem dortigen Gymnasium. Da er bei der schlechten Beschaffenheit des damaligen öffentlichen Unterrichts vieles durch sich selbst und durch mühsamen Privatfleiß erringen mußte, so las er früh schon, mit Ueberspringung der grammatischen Grundlagen und Vorkenntnisse, Tacitus, Homer und Sophokles. Im Herbst 1788

bezog er die Universität Göttingen, unter sehr bedrängten äußern Verhältnissen, um die Rechte zu studiren. Doch besuchte er die rechtswissenschaftlichen Vorlesungen nicht so eifrig, als er sich seinen geschichtlichen Privatstunden hingab, deren erste Frucht die Geschichte Kaiser Otto's III. war, welche Schiller in die Thalia aufnahm. Nach seiner Rückkehr von der Universität fühlte er keine Neigung zur juristischen Laufbahn, entschied sich für Geschichtsstudien, und eilte endlich wieder nach Göttingen zurück. Da ihm sein Wunsch, dort Geschichtsvorlesungen zu halten, versagt wurde, schrieb er, um seinen Unterhalt zu sichern, seine Geschichte der Kaiser aus dem sächsischen Hause (1794). Endlich gelang es ihm in Göttingen Vorlesungen zu eröfnen, die ihm sehr bald einen Ruf an die Universität Jena verschafften. In Jena lebte er von Ostern 1794 an im befreundeten Umgange Schiller's und Fichte's, schrieb mehrere historischen Schriften, arbeitete mit an den Horen, und versuchte in seinen Vorlesungen, die Geschichte philosophisch zu konstrüiren. Nach dreijährigem Aufenthalt in Jena nöthigte ihn ein Blutsturz, ein geschäftloseres Leben zu führen. Er lebte hierauf eine Zeit lang in Göttingen, zuletzt in Berlin, wo er (seit 1800) sein Journal für Geschichte und Politik, desgleichen seine Geschichte der Reformation in Deutschland herausgab, während er die diplomatischen Geschäfte des Landgrafen von Hessen-Homburg und der Hansestadt Bremen am Berliner Hofe führte. Bald übertrugen ihn auch Lübeck, Hamburg und Nürnberg ihre diplomatischen Geschäfte, zuletzt (auf Johannes Müllers Verwendung) auch der Fürst Primas von Dalberg, der ihm auch den Adelsbrief vom deutschen Kaiser verschaffte. Seine glückliche äußere Lage erlaubte ihm nun, sich mit einer geistreichen Frau, Karoline Stosch, zu vermählen (1805). Der Fall Preußens erschütterte indeß auch seine äußern Verhältnisse. Damals verfaßte er seine Uebersetzung des Tacitus und des Sallust, das Leben des Ritters Georg von Frundsberg, die Geschichte des westphälischen Friedens, und das Buch über Johannes von Müller. Im Jahre 1813 entwich er

vor den Franzosen aus Berlin, und begab sich über Breslau nach Prag, wo er unter Krankheit und Sorgen sein letztes geschichtliches Werk, die Geschichte Böhmens, und die Memoiren des Freiherrn von S—a schrieb, und die Uebersetzung Sallusts umarbeitete. Nachdem ihm die österreichische Regierung ein Jahrgehalt ausgesetzt hatte, war er, bei fast ununterbrochener Kränklichkeit, dennoch unermüdet schriftstellerisch thätig, bis endlich ein wieder hervorbrechendes altes Uebel seinem Leben zu Prag ein frühes Ende machte, am 19. Juni 1817.

Wie richtig Woltmann zu beurtheilen wußte, was zur historischen Darstellung und zum wahrhaften Geschichtschreiber gehört, beweißt seine scharfsinnige Kritik über Johannes von Müller (1810). Gleichwohl blieb er selbst in der Geschichtschreibung weit hinter seinem eignen Ideal zurück. Seine zahlreichen historischen Schriften zeichnen sich zwar durch geistreiche Ansichten und Ideen, so wie durch eine angenehme Darstellung aus, doch sind sie meist zu leicht und zu oberflächlich, ja überhaupt ohne eigentliches Quellenstudium gearbeitet. Sein gründlichstes und bestes Geschichtswerk bleibt seine Geschichte des westphälischen Friedens (1808); an Schönheit der Schreibart und Darstellung aber übertraf er sich selbst in seinem geistreichen Roman: Aus den Memoiren des Freiherrn von S—a (1815. f. 3 Bde.), worin die literarische und politische Seite des Zeitalters eben so tief als anziehend dargestellt erscheint.

Seine sämmtlichen Werke, herausgegeben von Karoline v. Woltmann, Prag 1818. ff. 12 Bde.

---

1. Aus Woltmann's Geschichte Böhmens.

Ludmilla.

Sehr viel trug zu diesem Siege der christlichen Religion unter den Czechen bei, daß Borziwogs Gemahlin Ludmilla, die bisher in Verehrung der Slawischen Gottheiten feurigen

Eifer gezeigt hatte, ihr religiöses Gemüth zur Anbetung des Christengottes wandte. Sie hatte eine hohe reine Seele, Muth zu den schrecklichsten Leiden für Treue gegen die ihr gewordene Offenbarung, ohne daß irgend eine Spur sie eines Verfolgungsgeistes wider den alten Glauben beschuldigt: am überirdischen Leben hing sie mit der innigsten Sehnsucht, und war dem irdischen so wenig entfremdet, daß sie nicht anstand, in die schwersten Geschäfte desselben einzugreifen, sobald ihr Beruf es wollte. Eine solche Mutter konnte einen Sohn haben, wie Spitignew, der zweite christliche Herzog in Böhmen, und welcher schon nach zehn Jahren, seitdem das Christenthum wirklich in seinem Vaterlande aufblühte, den Grundsatz voller Gewissensfreiheit in jenem düstern Zeitalter befolgte, Christen und Heiden nannte er seine gleichgeliebten Unterthanen.

Allein aus dem herzoglichen Hause, von welchem der ächte Geist des Christenthums ausging, brach auf einmal die wildeste Wuth wider dasselbe hervor. Drahomira, die heidnische Gemahlin Wratislaws, der seinem Bruder Spitignew im Herzogthum gefolgt war, that schon während dem Leben ihres Gemahls dem christlichen Gottesdienst so viel Abbruch wie möglich, und brannte vor Begierde bei seinem Tode, da er nur zwei unerwachsene Söhne hinterließ, als deren Mutter die herzogliche Gewalt zu übernehmen, und durch sie das Christenthum auszurotten.

Auch scheint sie von derselben nicht ganz ausgeschlossen zu seyn. Aber die Großen des Volkes, welche ihre heidnische Wuth fürchteten, wollten ihr wenigstens nicht die Erziehung des künftigen Herzogs anvertrauen, wenn sie auch nicht gewagt hatten, ihre Herrschsucht durchaus zurückzudrängen. Sie nahmen ihre beide Söhne und übergaben dieselben der frommen Großmutter Ludmilla zur Erziehung. Als Mutter fühlte sich Drahomira gekränkt, als Heidin, da sie ihre eigenen Kinder dem verhaßten Christenglauben geweiht sah, und als Fürstin, denn sie fürchtete, daß Ludmilla nun die ganze herzogliche Macht an sich ziehen möchte.

Wenn diese hohe Frau das Christenthum im Lande schirmte und beförderte, so rasete Drahomira, verjagte die christlichen Priester, zerstörte die Kirchen. Vielleicht hoffte Ludmilla, die Religionswuth der Fürstin zu beschwichtigen und zu entkräften, wenn sie derselben Herrschsucht, wenn sie die Mutter in ihr befriedigte. Sie ließ ihr deshalb kund thun, daß sie sich gern von aller herzoglichen Gewalt entkleide und keineswegs

trachte, über sie zu herrschen, daß sie ihr auch die Kinder zurückgeben wolle. Indem sie sich auch zu dem letzten erbot, hatte sie die tröstende Gewißheit, daß im Herzen und Geist des ältesten Knaben, und des künftigen Herrschers, die christliche Religion zu tief Wurzel geschlagen hatte, um durch irgend eine Verruchtheit herausgerissen zu werden. Sie wußte vorher, daß er ein eifriger Erhalter derselben im Lande seyn, und dereinst den Namen, heiliger Wenzel, verdienen solle.

Auch scheiterte jeder Versuch der Mutter, ihn zum Heidenthum zurückzubringen: im Dunkel der Nächte wußte der Knabe den Umgang heiliger Männer zu finden. Um so wilder flammte Drahomira's Grimm wider Ludmilla auf, wiewohl sich dieselbe in die Einsamkeit des Wittwensitzes zu Tetin zurückgezogen hatte. Dorthin warnte sie Wenzel vor dem Verbrechen, wozu er seine Mutter ergrimmt sah; und Ludmilla, die sich selbst als ein Opfer betrachtete, das nächstens fallen müßte, erwartete ungetrübt jegliches Schicksal.

Drahomira ging mit ihren Anhängern zu Rathe, wie sie ihren Mordanschlag wider die Schwäherin vollführe. Zwei ihrer Vertrauten, Tummo und Gomo, zogen nach Tetin mit einer Bande, welche den Wittwensitz der Herzogin im Abenddunkel mit Wurfspießen und Schilden bewaffnet umringte. Die beiden Führer brachen die Hausthür ein, und stürzten in Ludmilla's Gemach. Sanft erinnerte diese sie an die vielfältigen Wohlthaten, welche sie ihnen erzeigt hatte. Aber keine Vorstellung erschütterte die unselige Festigkeit der Mörder. Sie rissen die Herzogin aus dem Bette und warfen sie zur Erde. Auf ihr dringendes Bitten erlaubten sie ihr eine kurze Frist zum Gebete. Knieend betete Ludmilla mit ausgebreiteten Armen zu Gott. „Seid ihr nun hergekommen," sprach sie dann, „mir das Leben zu rauben, so schlagt mir das Haupt mit dem Schwerte ab, damit ich nach dem Beispiel so vieler Blutzeugen des Heilandes sterbe und seines Reiches würdiger werde." Allein die Mörder erwürgten sie mit ihrem eigenen Schleier, faßten grimmig den Leichnam, und schlugen das Haupt an einen Stein, der mit dem Blute bespritzt ward. (Etwa J. Ch. 921.).

Für solche That erhob Drahomira die beiden Verbrecher zum fürstlichen Rang jener Geschlechter, die Häupter von Stämmen gewesen oder noch waren, und verfolgte nun standhaft ihren Plan, das Christenthum in Böhmen auszurotten. Allein sie entdeckte bald, daß ihr Ludmilla auch nach ihrem Tode furchtbar blieb; denn das Andenken der heiligen Fürstin

begeisterte die Christen zu dem hartnäckigsten Widerstande, und die Verehrung der Nation wandte sich zu ihrer Gruft. Alle Habe ihres Wittwensitzes hatte Drahomira ausplündern lassen, aber nicht geglaubt, auch die Leiche wegnehmen zu müssen. Unter Vergießung vieler Thränen, hatten sie fromme Männer auf dem Katharinenkirchhof zu Tetin begraben. Dorthin strömten die Gläubigen, und spürten einen wunderbaren angenehmen Duft am Grabe, sahn dort anbetend zu Nacht eine himmlische Erleuchtung, und selbst Drahomira wagte nicht, diese Andacht mit Gewalt hindern zu wollen. Sie ließ aber trotz ihrem Eifer für das Heidenthum dem Erzengel Michael auf demselben heiligen Felde, auf Ludmilla's Grabstätte, eine Kapelle bauen, und Reliquien frommer Märtyrer in dieselbe bringen, damit ihnen die Wunder, welche man dort wahrnähme, zugerechnet wurden: ein Zug, der beweiset, daß ihre Religionswuth, wenn auch nicht durchaus Heuchelei oder bloße Leidenschaftlichkeit, wenigstens ihrer Politik und Herrschsucht untergeordnet war. Allein dennoch waltete dort nur Ludmilla's Andenken, und wer in die Kapelle trat, fühlte sie mit Schauer der Ehrfurcht von ihr erfüllt.

Kaiserliches Blutgericht über die Oberhäupter des Volksaufstandes zu Prag (1621.)

Zu dem Blutgericht, welches unter dem Vorsitz Karls von Lichtenstein begann, kamen als Beisitzer mehrere kaiserliche Räthe von Wien. Weitläuftiger Untersuchungen bedurfte es nicht, denn das Vergehn der Gefangnen war vor aller Welt offenbar und ihr Urtheil schon am kaiserlichen Hofe gesprochen. Einige von ihnen waren sofort bei der Verhaftung ihres Todes gewiß. In dieser Ueberzeugung säumte der Rechtsgelehrte und einer der thätigsten unter den ehemaligen Direktoren, Martin Früheweín von Podoli, keinen Augenblick, als er zum Verhör geführt werden sollte, sich aus einem Fenster des weißen Thurms in den Schloßgraben hinabzustürzen. Sein Leichnam ward noch an demselben Tage geviertheilt, und bei den Jesuiten fehlte es nicht an der Bemerkung, daß dieser Tag der neunte Junius sei, an welchem sie vor einem Jahre Böhmen schmählig verlassen mußten, unaussprechlich ergrimmt über Ausdruck und Beschuldigungen des Verbannungsbeschlusses, welchen Früheweín verfaßt hatte.

Weil Bouquoi schon vor einiger Zeit nach Mähren abgezogen war, hielt man Prags Besatzung unter Tilly nicht für

stark genug, um das Blutgericht ausführen zu dürfen. Deswegen rückten am siebenzehnten Junius sieben Schwadronen Sächsischer Reiter unter dem Herzog von Sachsen-Lauenburg ein, und den folgenden Tag ward an dem Rathhause der Altstadt ein geräumiges Blutgerüst vier Ellen hoch errichtet, zu welchem eine Thür des Rathhauses hinaufführte. Am neunzehnten brachte man dreiundzwanzig Gefangne bürgerlichen Standes aus den Gefängnissen der Alt- und Neustadt, und zweiundzwanzig Herrn und Ritter aus dem weißen Thurm in das Schloß zusammen. Einer ward nach dem andern vor die Richter geführt, und siebenundzwanzig von ihnen wurden zum Tode verurtheilt. Diesen gestattete man eine Frist von zwei Tagen, binnen welcher sie die Besuche ihrer Familien und Freunde annehmen durften. Nur den Utraquisten unter ihnen erlaubte man, Geistliche ihrer Religion zu sehn, nicht den Picarden, nicht den Kalvinisten. Die Jesuiten und Kapuziner waren sehr bemüht, einige der Verurtheilten zum katholischen Glauben überzuziehen; doch es gelang ihnen bei keinem. In der Frühe des zwanzigsten Junius erschien eine große Schaar von Frauen, Kindern, Verwandten der Verurtheilten vor dem Hause des Statthalters und flehten um Gnade für sie unter lautem Weinen und Wehklagen. Lichtenstein durfte ihnen keinen Trost geben, und gegen Abend ward das Blutgerüst am Rathhaus mit schwarzem Tuch überdeckt. Die Gefangnen, welche hier nicht verwahrt wurden, brachte man in verschlossenen Kutschen noch an diesem Tage dahin. Früh am andern Morgen um fünf Uhr hörte die Stadt einige Kanonenschüsse von der Burg fallen, und wußte, daß nun das Todesurtheil an vielen ihrer kräftigsten und talentvollsten Männer, die lange ein Gegenstand öffentlicher Verehrung gewesen, vollzogen werden sollte. Alle Thore wurden gesperrt, auch das Brückenthor, alle Gassen, die zum großen Ring der Altstadt führen, mit Truppen besetzt, die ohne Unterbrechung die Trommel rührten; der Platz selbst mit drei Fahnen Fußvolk und zwei Fahnen Reiter. Küraßire zogen ohne Unterbrechung durch alle Gassen, und auf allen Plätzen hielt außerdem Mannschaft. Die kaiserlichen Richter nahmen ihren Sitz auf dem Altane des Rathhauses, mit ihnen Burgemeister und Rathmänner der Altstadt. Ein Regenbogen spannte sich über das Blutgerüst hin, und der Himmel fing an zu tröpfeln; aber der heiterste Tag breitete sich bald über den schauerlichen Anblick.

Graf Joachim Andreas von Schlick ward zuerst von den

Verurtheilten auf die Blutbühne geführt, einst Oberlandrichter Böhmens, dann der Direktoren einer. Er war glücklich nach Sachsen entkommen; doch der Kurfürst hatte ihn auf Andringen seines Hofpredigers, des lutherischen Eiferers, Hoe von Honeeg, gefangen nehmen und nach Prag ausliefern lassen. Unerschrocken trat er in der Mitte evangelischer Prediger hervor, und wies einen Jesuiten, der sich ihm nahete, hinweg mit den Worten: laß mich endlich fahren. Er betete, die Hände gegen das Kruzifix auf der Bühne gefaltet. Dann entkleidete er sich selbst, sein Haupt fiel; und als ihm die rechte Hand abgehauen war, trugen schwarz vermummte Männer seine Leiche weg, ohne daß sie der Nachrichter berührt hatte. Also geschah mit allen, die mit dem Schwert hingerichtet wurden. Ohne einen Prediger seines Glaubens, weil ihm als einem Böhmischen Bruder dessen Geleit nicht gestattet war, ging darauf der vortreffliche Rechtsgelehrte Wenzel Budwecz Freiherr von Budowa, der Direktoren einer, furchtlos zum Tode, und ward enthauptet, wie der ihm folgende Christoph Harrant, Herr auf Bedruzicz, welcher zum Böhmischen Kammerpräsidenten von Friedrich bestellt, auch von dem kaiserlichen Hofe Dank zu verdienen glaubte, weil er in seinem Amte stets für den Unterhalt der katholischen Geistlichkeit gesorgt hatte. Ein sechsundachtzigjähriger Greis folgte nun, der oberste Landschreiber Kaplirz von Sulewicz. Ihm war Gnade angetragen, wenn er um sie flehen würde. Dann gestünde ich, war seine Antwort, daß mein Leben durch Schuld verfallen sei. Er bat den begleitenden Geistlichen, ihn zu unterstützen, weil er zu schwach sei, die Treppe allein hinaufzusteigen, und seine Feinde es seiner Verzweiflung zuschrieben, wenn er fiele und den Hals bräche. Mit einer Weste von weißer Leinwand, mit einem sammtnen Mantel hatte er sich zu dem Todesfeste geschmückt. Er bat den Nachrichter, ihn schnell zu enthaupten, weil er länger knieend in Ohnmacht fallen könnte. Trutziger war keiner gegen das kaiserliche Gericht gewesen, als der Ritter Prokop Dworzeczky von Ollbramowitz. Er foderte, sie sollten ihrem Kaiser sagen, weil er nun vor seinem ungerechten Gericht stehe, werde sich derselbe einst vor ein gerechtes und schreckliches stellen müssen. Seine Reden an das Volk von der Blutbühne herab hatte man am meisten gefürchtet: der laute Wirbel der Trommeln ließ keine Stimme der zum Tode geführten unten verständlich bleiben. Beim Entkleiden sah er an seinem Halse die Denkmünze auf Friedrichs Krönung. Er beschwur einen der Umstehenden, sie

diesem König zu überreichen, wenn derselbe einst wieder auf seinem Thron sitze; aus Liebe zu ihm habe er sie auf seiner Brust bis zum Tode getragen. Der Ritter Wilhelm von Kochleczchlumsky rief unwillig, als er geheissen ward, zum Tode hinauf zu steigen: ich will gehn, aber ich weiß nicht warum. Bohuslaw von Michalowicz drängte sich dagegen ungestüm zu dem Schwerte des Nachrichters. Gott will, sagte er, daß wir für die Wahrheit nicht mehr fechten, nur bluten sollen. Dieser Tod sei ihm wünschenswerther, als das Leben und seine Ehren und Würden, wenn er die Unterdrückung der Evangelischen in dem geliebten Böhmen ansehn solle. Auch ihm ward nach der Enthauptung die rechte Hand abgehauen. Der Karlsteiner Burggraf Heinrich Otta von Los empfing den tödlichen Streich voll schwärmerischer Seeligkeit, denn in der Nacht vorher hatte ein Traum ihm den Heiland gezeigt, der einen Tropfen Blut auf sein Herz fallen ließ. Aber der Schloßhauptmann von Prag, Dionys Czerin von Chudinicz, der einzige Katholik unter den Verurtheilten, war höchst unmuthig, daß er mit lauter Männern eines andern Glaubens sterben müsse. Schauder ergriff die Richter, als Johann Jessenius von Jessen zu seiner qualvollen Hinrichtung herauftrat: seinem Ursprung nach ein Unger, und vor allen dem Hofe verhaßt, als solcher, und weil er seine Landsleute zum Verein mit den Böhmen bewogen hatte. Man gedachte seines hohen Ruhmes in der Heilkunde, seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, die er als Rektor der hohen Schule zu Prag, und als Lehrer am Karolinum oft dargethan, und mit Entsetzen der großen Beredsamkeit seiner Zunge. Ehe sie ihm von dem Nachrichter abgeschnitten ward, sprach er die letzten Worte: umsonst sucht Ferdinand durch solche Härte seine Herrschaft zu befestigen. Er wurde dann enthauptet, und am folgenden Tage sein Leichnam unter dem Galgen geviertheilt. Die Stücke desselben steckte man auf Pfählen an verschiedenen Strassen, den Kopf mit noch eilf andern, worunter auch die von Schlick, Budowa, Kaplirz, Dworzeczky, an dem Brückenthurm, so daß sechs auf die Brücke, sechs gegen die Altstadt gerichtet waren. Auch an diesem Tage dauerte noch die Vollziehung der Urtheile. Männer von Ansehn wurden öffentlich ausgepeitscht und auf ewig verwiesen; den Stadtschreiber der Altstadt, Niklas Diwiß, nagelte man mit der Zunge an den Galgen, und eine ganze Stunde mußte er so stehn.

Nur der einzige Sixt von Ottersdorf ward noch auf der

Blutbühne begnadigt. Etlichen andern, worunter Wilhelm Popel von Lobkowitz, denen das Leben auch abgesprochen war, hatte Ferdinand das Urtheil in ewiges Gefängniß verwandelt. Auch ließ er den Wittwen der Hingerichteten, deren Güter sämmtlich verfallen waren, wenigstens das Witthum. Die entflohenen und vor das Gericht geladenen Empörer wurden ihrer Güter verlustig erklärt, und ihre Namen auf schwarzen Tafeln vom Scharfrichter am Galgen aufgehängt. Selbst das Vermögen derjenigen, die für den Pfalzgrafen gewesen, und inzwischen gestorben waren, fiel dem Kaiser anheim.

2. Aus den Memoiren des Freiherrn von S—a.

So war für uns der Tag begonnen, wo die Leiche der Königin, durch das brandenburger Thor, die Linden hinab auf das Schloß gebracht werden sollte. Natürlich war der Entschluß, daß ich aus den Fenstern hier der Feierlichkeit mit zuschaute.

Ich stellte mich so schnell wieder ein, daß die Damen noch mit ihrer Toilette zur schweren Trauer nicht fertig waren. Ich stellte mich allein ans Fenster und sah den Vorbereitungen für den Leichenzug zu. Das Volk stand noch in einzelnen dünnen Gruppen, unter den Linden, auf den Straßen, bis das aufziehende Militär seine Spaliere bildete und den Mittelgang von den Zuschauern frei hielt.

Das Gewirre im Volk mißfiel mir; seltener ein Ausdruck von Trauer in den Gesichtern, müßige Neugier, und vielen, die lebhaft sprachen, sah ich es an, daß sie die Anstalten tadelten. Doch entstand Ernst und Stille, als die Gardedücorps vorüberzogen, der königlichen Leiche entgegen, mit schwarz umflorten Kriegszeichen; man hörte nur den Trab ihrer Pferde, jeder fühlte, sie zögen aus, um das traurigste Geschick in die Hauptstadt einzuführen.

Aber hinter ihnen schwand der Eindruck, ein müßiges Geräusch und Gewirre, ein ungeziemendes Drängen um Plätze ließ kaum den Gedanken aufkommen, warum dieses Treiben wäre.

Bei jedem Geräusch hinter mir sah ich mich voll Sehnsucht um, ob sie endlich hereinträten, und gewiß trug diese Ungeduld in mir selbst viel dazu bei, daß ich an den Menschen draußen die Nüchternheit tadelte. Ich spähte umher an den Fenstern gegenüber, allenthalben eine gewisse unruhige

Bewegung, und so weit ich durch ein Fernglas unterscheiden konnte, nicht die stille schmerzliche Erwartung, wie sie einem solchen Anblick entgegenschauen sollte. Es scheint, daß das menschliche Herz die Trauer nicht als eine öffentliche Feier zu gestatten liebt, je inniger es dieselbe fühlt, so stiller thut sie es mit sich ab, und der Verkehr des Lebens will nicht, daß es sich längere Zeit und öffentlich damit befasse. Ueberhaupt ist der Schmerz nur da stark, wo man gesammelt seyn kann; die Freude dagegen wird immer lebhafter, je mehr sie sich mittheilt, gewinnt in der Zerstreuung, und genießt den Augenblick ohne Ungeduld.

Jetzt erwartete man das schmerzlichste Schauspiel und die feinsten Seelen wurden verdrießlich, daß der Schmerz zögerte und sich mehrte. Da klangen die ersten Glockenzüge, welche verkündeten, der Leichenzug beginne der Stadt zu nahn; und eine merkliche Veränderung war in der ganzen öffentlichen Stimmung vorgegangen, als Rosamunde mit ihrer Freundin hereintrat.

Beide standen zum erstenmal vor mir in der tiefsten Trauer, blühend und schön wie das Leben, an welches die Vergänglichkeit kein Recht hatte. Das Auge der Geliebten war nicht unbefangen und heiter wie in der Frühe, ihr Ton, ihr Wesen waren weniger zärtlich. Es schien eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen uns zu seyn, daß unsere Empfindungen in den öffentlichen Schmerz übergehn sollten; oft habe ich gemerkt, der Mann ist zu roh, wo man allgemein sich betrübt, sich freut, nicht seiner besondern Empfindung nachzugehn; aber die Frauen stimmen ihn für das allgemeine Gefühl, wenn er den Geist der Frauen für das allgemeine Denken stimmt. —

In der Ferne, zwischen die Pfeiler des Thores durch, ward es schwärzer und schwärzer, schon berührte der Zug die Stadt, einzeln hörte man schon die Mißtöne der Trauermusik. Ohne eine Sylbe zu wechseln, sahen wir drei scharf nach dem Thor, gewiß mit derselben Erwartung. In dem Augenblick, wo wir den Sarg auf dem Rüstwagen erblickten, lehnten wir uns unwillkührlich ein wenig zurück, ich hörte einen Seufzer der Freundinnen, und sie säumten, wieder hinzuschauen.

So kam der Zug unter unsere Fenster, die königliche Leiche selbst, und stumm sahen wir Alles vorüberziehn.

XXVIII.

Jacobs.

Friedrich Jacobs, der nicht blos als Sprach- und Alterthumsforscher unter den ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands zu nennen ist, sondern auch als geistreicher Uebersetzer der Alten, als Dichter und Schriftsteller auf die deutsche Literatur bedeutend eingewirkt hat, wurde am 6. Oktober 1764 zu Gotha geboren. Nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt für die klassischen Studien gebildet hatte, bezog er (1782) die Universitäten Jena und Göttingen, wo Schütz und Heyne seine Lehrer wurden und ihn für die Alterthumsstudien völlig gewannen. Bald nach seiner Rückkehr von der letztern Universität ward er am Gymnasium zu Gotha Collaborator, später Professor an demselben (1790). Im Jahre 1807 ward er als K. Baierischer Hofrath und als Mitglied der K. Baierischen Akademie der Wissenschaften nach München berufen, woselbst er außerdem noch ein Lehramt am dasigen Lyceum übernahm. Allein in der Folge wurde er als Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinets nach Gotha zurückberufen (1811), wo er noch jetzt in schriftstellerischer und wissenschaftlicher Thätigkeit, geehrt und geachtet von seinen Mitbürgern, lebt.

Unter seinen Verdeutschungen griechischer Schriftwerke verdienen besonders seine Uebersetzungen der Dichter der griechischen Anthologie (1803) und der Staatsreden des Demosthenes (1805) mit Auszeichnung genannt zu werden. Als deutscher Prosaiker stellte er in seinen Reden Musterwerke der Beredsamkeit auf, wie sie Deutschland bisher noch nicht gehabt hatte. Hierher gehören besonders seine zu München gehaltenen Reden: über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten (1808),

und über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken (1810). Außerdem hat er sich durch seinen gemüthvollen Roman: Rosaliens Nachlaß (1812), und durch seine Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten (1818. ff.) einen ausgezeichneten Platz unter Deutschlands geistreichsten und anziehendsten Darstellern erworben.

---

1. Aus Jacobs Reden.

Ueber die Mundarten der griechischen Sprache.

Es ist von allen, welche die hellenische Bildung mit Aufmerksamkeit betrachtet haben, anerkannt, daß sie sich, wie sonst nirgend, organisch entwickelt, und ihre höchsten Blüthen nicht eher gezeigt habe, als bis sich jeder andre Theil des wundervollen Gewächses auf das vollkommenste entfaltet hatte. Wie in keinem andern Lande, und unter keinem andern Geschlecht, verfolgte in Hellas die Menschheit den natürlichsten Gang ihrer Entwickelung. Als ein heiteres Kind erwachte sie unter dem weichen Himmel Joniens. Hier erfreute sie sich des mühelosen Daseyns bey schönen Festen und in feyerlichen Zusammenkünften, voll Empfänglichkeit, froher Lebenslust, unschuldiger Neugier und kindlichen Glaubens. Der Außenwelt hingegeben, und allem, was durch Neuheit, Schönheit und Größe an sich zog, geneigt, horchten sie hier vornemlich auf die Geschichte der Männer und Helden, deren Thaten, Abentheuer und Irren die Vorwelt mit Ruhm, und, wenn sie in Liedern wiederklangen, die Brust der Hörer mit Entzücken erfüllten. So ergriffen hier die Dichter zuerst jene Helden-Sagen als den günstigsten Stoff, und aus der Sage erwuchs allmählich das epische Gedicht. Die Erzählung war, wie es der Jugendsinn der Zeit und des hörenden Volkes heischte, sinnlich, gestaltvoll, mannichfaltig und ausführlich. Daß sich die That in dem Liede spiegle, daß jede Gestalt klar und lebendig hervortrete, daß auch in dem einzelnen Theile das Ganze sich kund thue, daß, mit einem Worte, die herrliche Heldenwelt sich in voller Würde und heiterm poetischen Glanze bewege, das war das Streben des epischen Dichters, wie eines jeden, in dessen frischer und kräftiger Phantasie ein

beseelter Stoff zur Mittheilung sich drängt. Diesem Streben aber entsprach die jonische Mundart auf das vollkommenste. Wie der Hexameter das eigentliche Versmaaß der Epopöe ist und seyn muß, so kann auch der jonische Dialect als ihr eigenthümliches Organ betrachtet werden; nicht bloß, weil er den größten Reichthum sinnlicher und bildlicher Ausdrücke, sondern auch die größte Mannichfaltigkeit der Formen darbietet. Wie der Hexameter sich unter allen Versmaaßen am freysten innerhalb der Schranken des Gesetzes bewegt, so genießt auch der Jonismus der größten und gemüthlichsten Freyheit in seinen Auflösungen und Zusammenziehungen. Das ganze Wesen desselben ist auseinandergehend, entfaltend, spielend und episodisch, wie das Wesen der Epopöe selbst, die in ihrem freyen episodischen Gang nach nichts so sehr als nach objectiver Entfaltung strebt. Nachdem nun dem empfänglichen Sinne der Griechen diese Angemessenheit einmal durch die homerischen Gesänge in ihrer ganzen Vollkommenheit kund geworden war, hat es ihnen nie einfallen können, das, was zusammen erwachsen war, von einander zu trennen, oder einen organischen Theil mit einem andern willkührlich angebildeten vertauschen zu wollen. Von neuem aber konnte sich in einer spätern Zeit, und in einer minder sinnlichen Sprache das epische Gedicht auf keine Weise gestalten; und was in der Kinderwelt aufgeblüht war, mußte, wenn es bis zum männlichen Alter dauerte, in seiner ersten und ursprünglichen Einfalt verharren. Daher hat es kein attisches, noch dorisches Epos gegeben oder geben können, sondern es blieb, was es in seiner Entstehung gewesen war und seyn mußte, jonisch an Geist, Klang, Sprache und Versmaaß.

Hieraus aber erklärt sich auch ohne Mühe die Erscheinung der jonischen Mundart in den Musen des dorischen Herodotos. So wie die Rhapsodien Homers das Epos der Poesie sind, so ist das wunderbare und reizende Werk Herodots das Epos der Historie. Wie dort die Irren des vielversuchten Odysseus den ganzen Umfang der damals bekannten oder geahndeten Welt, und viel große Thaten der Helden, viele Sitten der Menschen und Völker, Länder und Städte umfaßt, so mischt auch jener in dem reichen und klaren Gemählde, das er uns aufrollt, die Thaten der ältern und neueren Zeit, den Wandel der Völker und ihrer Könige, wunderbare und anmuthige Abentheuer, weise und vielbedeutende Reden, merkwürdige Sitten und Lebensweisen der Völker, und seltne Erscheinungen der Natur und des menschlichen Kunstfleißes. Auch hier

ist alles gestaltvoll, lebendig und ausführlich. Aber diesem epischen Geiste war die dorische Mundart kein passendes Organ; und sie zu diesem Zwecke umzugestalten, mochte zu jener Zeit, wo ihr Character schon fest stand, unmöglich scheinen. So nahm er, was sich von selbst darbot, die dem Epos geweihte, und folglich auch seinem geschichtlichen Epos analoge, jonische Mundart auf. Und nie ist eine Wahl glücklicher gewesen. Wer möchte die Musen Herodots in einer andern Sprache lesen; oder wer ist alles Sinnes für Analogie so beraubt, um Herodots Jonismus, der sein ganzes Werk vom Anfang bis zum Ende durchdringt, in eine andere Sprache, etwa die attische, auflösen zu wollen? Denn auch hier zeigt sich, was überhaupt die griechische Kunst auf eine so herrliche Weise auszeichnet, jener wundervolle Zusammenklang des Inhalts und der Form, jenes Zusammentreffen der innern und äußern Musik, dieser ersten und nothwendigsten Bedingung zur Schönheit, die von den Neuern oft vernachlässigt, häufig verkannt, ja wohl gar mit einer, nur Barbaren zustehenden Gefühllosigkeit abgeläugnet wird. Denn eben darinnen thut der Barbar sich kund, daß er, die Form vernachlässigend, nur an dem Stoffe hängt, beydes vereinzelt, und ihr harmonisches Zusammenseyn weder beachtet, noch würdigt.

Als nun die Periode der Kindheit von Hellas sich in das Jünglingsalter verlohr, und die erste frische Begier nach dem Neuen und Wunderbaren gestillt war, als der Jüngling in sich selbst erwachte und in sein Inneres zu schauen begann, da ward durch die näher liegende, kräftig erregte Welt seiner innern Natur der äußern ein Theil ihres Glanzes entzogen, und die epische Periode machte der lyrischen Raum. Andere Blumen, tiefer gefärbt und von einem kräftigern Wohlgeruch, giengen jetzt in dem Garten der Dichtkunst auf. In den klangreichen Liedern einer Sappho, eines Alcäus, einer Erinna sprach sich das innerste Gemüth tiefer Gefühle aus, die Seele trat in die äußere Gestalt, und auf den Wellen des Wohllauts getragen, strömte das begeisterte Wort in die Herzen der Zuhörer über, und öffnete ihnen, tief bewegend, ihre innerste Welt. Wie nun die Lyrik den Menschen in sich hinab drängt, und eben dadurch über sich selbst erhebt, so bedarf sie auch einer tiefern, gedrängtern und schwebendern Sprache, wie die äolische und dorische war, die eben so das eigenthümliche Organ der Lyrik wurden, wie die jonische das Organ der epischen Poesie. Derselbe Character größerer intensiver Kraft, der sich in den volleren Lauten, den tiefern Tönen und

den härtern Wortformen des Dorismus ankündigt, empfahl ihn auch, wie es scheint, der pythagoräischen Schule, obschon ihr Stifter ein Jonier war; indem ihr hoher und begeisterter Stil eben so der Lyrik entsprach, wie die spielende und phantasirende Physik der jonischen Schule der epischen Poesie.

Aber noch waren die Tugenden dieser frühern Perioden nur eine sehr einseitige Vortrefflichkeit. Das männliche Alter kam mit dem Flore der attischen Zeit, und mit ihm schloß sich der Kreis der Kunst. Hier fanden die einzelnen Strahlen der Vortrefflichkeit ihren Mittelpunkt. Die heitere Ausführlichkeit der jonischen Epik und die tiefe Fülle der dorischen Lyrik trafen im Drama zusammen, in welchem sich der epische Stoff von der Zufälligkeit reinigte, und die subjective Einseitigkeit des lyrischen Gedichts durch seine Vermählung mit dem dramatischen Stoff eine objective Allgemeinheit erhielt. So wie die Poesie in dieser ihrer höchsten Blüthe, so ward in Attica alles und jedes, was in frühern Zeiten und in andern Gegenden von Griechenland begonnen hatte, zur Vollendung gebracht. Hier trat die Prosa mit der Verskunst in die Schranken, und erfand einen eigenthümlichen Sylbentanz, durch welchen zuerst die freye Sprache zur harmonischen Rede, und die Wohlredenheit zur Beredsamkeit ward. Hier wurde zuerst die Kunst der Mittelpunkt aller Bestrebungen, und wie der Altar der Vesta alle Bürger derselben Stadt, so vereinigte der Altar der Kunst alle höheren Geister in jeder Art ihrer Thätigkeit. Hier gründete die Philosophie ein würdigeres Heiligthum, welches die Erde mit dem Himmel verband, wo die Grazien der Ueberredung und Harmonie mit der verschwisterten Dichtkunst, den lachenden Satyrn und dem begeisterten Eros den flammenden Altar der Weisheit umtanzten. So erwuchs auch auf diesem classischen Boden die Geschichte von neuem in einer höhern und würdigern Gestalt. Wie sich die attische Tragödie zu dem jonischen Epos verhält, so verhält sich die attische Geschichte des Thukydides zu der jonischen Herodots. Wie das Trauerspiel, so entsagt auch die Geschichte dem freyen episodischen Gange; sie sucht nicht die Ergötzung des Augenblicks, sondern eine tiefe Belehrung für dauernde Zeiten; sie will nicht mehr die Welt darstellen, sondern den Menschen und die Gottheit der Welt. Wenn die jonische Geschichte und Epopöe dem glatten Spiegel eines stillen und weiten Sees gleicht, dessen Tiefen ein heiterer Himmel mit seinem zarten und sonnigen Gewölb, und die mannichfaltige Natur seiner lachenden Ufer verklärt entstrahlt, so

weilen gezweifelt, ob ich ihm nicht auch diese meine letzte und höchste Freude opfern müßte, um aller irdischen Banden ledig vor seinen Thron zu treten; aber diese Zweifel sind in einem bessern und tröstlicheren Glauben untergegangen. Unsre Liebe war ja sein Werk! Sie hat ja vor den Altären seiner ewigen Liebe begonnen! Sie hat ja unsere Herzen gereinigt und frömmer gemacht. Ach wie oft, wenn ich an Deiner Brust gelegen, wenn ich mich selbst in Dir und Deiner Liebe vergessen hatte, wie oft bin ich da zu der heiligen Stelle zurückgekehrt, wo wir uns, unbekannt, zum ersten Mal gesehen hatten, und habe Gott mit Thränen gedankt für Deine Liebe, und ihn gebeten, sie immer mehr zu segnen, und bin dann froher und seliger aufgestanden, wie nach erhörtem Gebet! Wie oft, wenn dumpfer Unmuth, wie schwere Gewitterwolken, über meinem Herzen brütete, oder wenn sich Bitterkeit und Haß in die Schale meines Lebens ergoß, und mich nichts rettete, und nichts half, — wie oft hat da ein leiser Gedanke an Dich, und die Erinnerung an eines Deiner freundlichen Worte die Stürme beschworen, die mein Inneres zerrissen! Wie ein guter Engel standest Du neben mir, wortlos warnend, durch Dein Daseyn allein. Ach so vieles bin ich Dir schuldig, was Du nicht weißt, und was ich dankbar niederlegte in den Schoos der ewigen Güte; so vieles, was ich mit Entzücken denke, und jetzt, da ich ihm auf immer entsagen muß, mit Wehmuth beweine.

Laß uns denn noch einmal zurückschaun in dieses schnell verblühte Eden unsers seligen Pilgerthums, ehe sich die Pforte des Lebens, durch die kein Blick mehr dringt, auf immer verschließt. Laß mich noch einmal Deine Hand fassen, gute Antonie, und Dich an mein Herz ziehn, und meine Wangen an die Deinigen drücken, hier an dem Rande des Todes, eh' ich in die dunkle Tiefe hinabsinke, und mich einhülle in den Schleyer der düstern Erde. Wie auf meinem Grabe aufrecht sitzend, will ich noch einmal in das helle, sonnige Leben sehen, mich seines Blüthenfrühlings erfreuen, und seines Morgen- und Abendroths, seiner Gestirne und seiner entzückenden Harmonien. Die Jahre meiner Kindheit ziehen vorüber vor mir mit ihren kindischen Spielen, ihren unschuldigen Irrthümern, ihren schnell versiegten Thränen und ihren unerfüllten, aber frohen Erwartungen; das frohe Zusammenseyn mit dem geliebten Bruder, die kleinen Zwiste, die herzlichen Versöhnungen, und der harmlose Wettstreit um die Gunst der Aeltern. Ach indem ich so meine Blicke in die Thäler des stillen Lebens

versenke, dringen die frohen Erinnerungen von allen Seiten auf mich ein, und um alle Blumen und Zweige schweben die Geister glücklicher Tage. Und wie ich heraustrete aus dem Traume der Kindheit in den hellern, bewußtvollern Sonnenschein der Jugend, da kömmst Du mir entgegen, meine Antonie; und wie Du mir die Hand bietest, und die Blüthen der Liebe, die an Deiner Brust aufgegangen sind, an die Meinige drückst, da entfaltet sich mit einemmal das zusammengedrängte Herz, und die Seele schlägt jubelnd ihre Fittiche, und alle Quellen der Freude ergießen sich schäumend und glänzend, und ein schöneres Leben blüht mir aus Deiner Freundschaft auf. Daß ich Muth zum Leben bekam, daß ich mich seiner mit größerer Innigkeit freute — das verdank' ich nur Dir. Durch Dich ist es mir vervielfältigt worden, — und ob ich gleich, nach menschlicher Weise zu reden, allzufrüh davon scheide, so darf ich doch nicht klagen, daß es zu kurz sey. Murre Du auch nicht, Du Gute, gegen den Rathschluß des Himmels, sondern bete in Demuth seinen Willen an, und freue Dich, daß ich den Gefahren des Lebens entnommen bin. Zwar hätt' ich mich gern noch einmal in Deine Arme geworfen, noch einmal gern an Deinem Busen geweint; ich wäre noch freudiger gestorben an Deiner Seite und unter Deinen Gebeten. Jetzt werden Fremde meine gebrochnen Augen schließen; eine fremde Hand wird den Myrtenkranz um meine kalten Schläfe winden, und fremde Stimmen werden zu mir sagen: Ruhe sanft. — Aber so hat es Gott gewollt, damit nicht der Schmerz über Deinen Schmerz mich in dem Leben zurückhielte, oder irgend etwas meine Seele von dem abwendete, was ja in diesen ernsten Augenblicken meine Gedanken ausschließend beschäftigen muß.

Wenn ich gestorben bin, wirst Du meine Papiere erhalten, meine Tagebücher und Briefe, so wie ich alles in diesen letzten Tagen geordnet habe. Du wirst oft Deinen Namen darin lesen, wie Du ihn auch in meinem offnen Herzen lasest, und die Erinnerung unsrer glücklichsten Stunden. Das rothe und schwarze Kreuz, das ich dazu gelegt habe, trage zu meinem Andenken; es ist das letzte Geschenk, das ich aus den Händen meines seligen Vaters empfing, und seit seinem Tode hab' ich es nie abgelegt. Die andern kleinen Geschenke vertheile nach den darauf geschriebenen Namen an unsre ehemaligen Gespielinnen. Der guten, verehrten Constant sind meine Zeichnungen bestimmt. Die letzte, auf der sie sich selbst finden wird, ist nicht ausgeführt. Meine Augen wurden zu dunkel,

meine Hand zu schwach; so mußte ich sie unvollendet lassen, wie so manchen Plan meines Lebens.

Deinen Bruder, gute Antonie, grüße herzlich von mir. Ich habe sein schönes Gemüth erkannt, und in seiner Stimme hörte ich oft den Wiederklang der Deinigen. Ach er liebte mich mehr, als ich mir gestehn durfte; darum mußte ich ihm kalt und lieblos scheinen. Aber zutrauensvoll und freudig hätt' ich ihm gern meine ganze Liebe gegeben, wenn ich, im Scheiden von dem Irdischen, noch ein irdisches Leben hätte knüpfen dürfen. Als ich Abschied von ihm nahm, that es mir weh, ihm mein Inneres verschließen zu müssen. Meine Augen waren trocken, aber mein Herz weinte in mir; er ging traurig von mir und ich sah ihm trauernd nach. Ach, als er mir aus dem Gesichte war, da strömten meine Thränen, und ich fühlte, daß ich ihn mit schwesterlicher Zärtlichkeit liebte.

Auch Deinem Saint-Val sage meine letzten Grüße, und daß er mir verzeihen möge, wenn ich ihn zum Boten meines Todes erkohr. Er wird auch Dein Tröster seyn, und das süße Geschäft, die Thränen der schönsten Seele zu trocknen, wird mir seine Verzeihung schaffen. Laß Deine Trauer Dich nicht hindern, Deinen Bund zu schließen, und das edelste Herz durch Deinen Besitz zu erfreuen. Nimm ihn, den Dir Gott gegeben, noch einmal von Deiner Freundin an, und gib dem Geliebten, was Du der Freundin gegeben hast, die Fülle Deiner heiligen und frommen Liebe. Gott wird euren Bund segnen, und aus den Sitzen der Seligen, wenn mich, wie ich hoffe, seine Gnade zu ihnen eingehn läßt, werde ich Deine frohen Tage zählen, und auf Dich harren, bis uns vereint eine ewige und unvergängliche Seligkeit umfängt. Wie weit auch immer das Ziel Deines Lebens gesteckt seyn mag, so ist es ja doch nur ein augenblicklicher Zwischenraum, und wir werden uns wiederfinden, wenn wir uns kaum verloren haben. Vor diesem Gedanken zerrinnen die Wolken meines Schmerzes in dem Thau einer unendlich süßen Wehmuth, und es geht mir ein so heller Himmel der Seligkeit auf, daß meine Brust zu eng ist der Wonne, die aus ihm herabströmt. Ach, da erscheint mir die Erde nur wie ein düsteres Thal von Nebeln eingehüllt, und von schroffen Klippen umringt, und meine ganze Seele kehrt sich nach den Quellen des Lichts, das den Thron des Höchsten umfließt. In diese heiligen Quellen werde ich mich tauchen; dort werde ich die wiederfinden, die vor mir unter die Erde gegangen sind; dort werde ich Dich erwarten, und wir werden vereint, in das Anschaun der göt-

lichen Herrlichkeit versenkt, die Freuden genießen, die uns Gott verheißen hat, und die, obgleich unnennbar und unaussprechlich, doch hier schon dem frommen Herzen in leisen Ahndungen begegnen.

Zögernd schließe ich diesen Brief, den letzten, den Du von mir empfängst. Oft haben sich meine Augen getrübt, indem ich ihn schrieb; oft hat meine Hand geruht. Meine letzte Kraft ist schwach; bald ist das Oel verzehrt; die letzte Flamme zittert an dem ausgebrannten Docht. Noch wenige Tage, so fällt der Vorhang über dieses bunte Leben, und die Thore der Ewigkeit thun sich mir auf. So lebe denn wohl. Noch einmal reich' ich Dir meine Hand, zum letzten Mal, eh' ich mich niederlege in das kühle Grab, und wenn ich jenseits stehe, werde ich sie Dir auch herüberreichen, und der zarte Faden des Mitgefühls wird sich, ich weiß gewiß, von dieser Welt in die andere spinnen. Gott segne Dich, gute Antonie, und gebe Dir frohe Tage. Mögen die, mit denen Du künftig den Pfad des Lebens gehst, Dir so viele Freuden geben, als Du andern gibst, und wenn er Dir Leiden beschieden hat, so trage sie mit dem frommen Sinn christlicher Ergebung. So ergib Dich auch in dieses kurze Scheiden. Ich sterbe gern und mit der frohen Zuversicht eines schönern und heiligern Lebens. Bis in den Tod

Deine Rosalie.

XXIX.

Manso.

Johann Caspar Friedrich Manso wurde zu Zella im Herzogthum Gotha im J. 1759 geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er im väterlichen Hause von Privatlehrern. Sehr früh schon las er mit Liebe die klassischen Alten, und zeigte Talent für die Dichtkunst in jugendlichen poetischen Versuchen. Im siebzehnten Jahre besuchte er das Gymnasium zu Gotha, und bezog von da die Universität Jena, woselbst er fünftehalb Jahre, zuletzt als Erzieher im Hellfeldschen Hause, lebte, und von dem Studium der Gottesgelehrtheit zur Philosophie und

Alterthumswissenschaft übergieng. Nach Gotha zurückgekehrt, ward er (1783) Collaborator, hierauf Professor, am dasigen Gymnasium. Im Jahre 1790 ward er nach Breslau als Prorektor an das Maria-Magdalenen-Gymnasium berufen, dessen Leitung er drei Jahre später als Rektor und erster Professor übernahm und noch führt. Sein enges freundschaftliches Verhältniß mit Garve, das bis zu dessen Tode fortdauerte, ist bekannt. Während Manso sich als Dichter, Alterthumsforscher, und als geistvoller Uebersetzer der Alten auszeichnete, erwarb er sich als Geschichtschreiber unter Deutschlands Prosaschriftstellern einen ehrenvollen Platz. Hierher gehört sein Werk über die Geschichte und Verfassung von Sparta (1800. f.), sein Leben Constantins des Großen (1817), vor allen aber sein letztes und bedeutendstes Werk, Geschichte des Preußischen Staats seit dem Hubertsburger Frieden (1819. f. 3 Bde.), welches in Hinsicht auf Schönheit und Kunst der Darstellung, so wie durch seinen edlen geschichtlichen Stil leicht zu dem Vorzüglichsten gehören dürfte, was die deutsche Literatur bis jetzt in dieser Art aufzuweisen hat.

Aus Manso's Geschichte des Preußischen Staats.

1. Einleitung.

Es ist öfters gefragt worden, ob man die Geschichte seiner Zeit schreiben, oder lieber Beyträge für sie sammeln und deren Ordnung und Bearbeitung den kommenden Geschlechtern überlassen solle. Welches Sinnes die großen Alten hierüber waren, liegt am Tage. Die meisten von ihnen stellen dar, was sie erlebten, und stellen es nur um desto trefflicher dar. Ihre Empfindungen sind übergegangen in ihre Werke und haben der Schreibart eine lebendigere Farbe und der ganzen Erzählung die Eigenthümlichkeit des Gepräges gegeben, die wir zu bewundern nicht müde werden.

Was uns abhält, ihnen hierin nachzuahmen, ist hauptsächlich das Bestreben alles zu wissen und zu ergründen, und

die Begebenheiten bis in ihre letzten Ursachen zu erforschen, — ein löbliches Ziel, wenn nicht eben dasselbe nur zu leicht ins Kleinliche führte und Träume für Wahrheit gäbe. Auch von der Seite haben uns die Muster der Geschichtschreibung in Beyspielen vorgeleuchtet. Mit weiser Uebergehung alles dessen, was mehr die Lasterhaftigkeit und die Tücke des menschlichen Herzens sammt den Wirkungen verderblicher Leidenschaft, als die versteckten Triebfedern der Handlungen, offenbart, halten sie sich vorzüglich an die Erscheinungen und entwickeln, statt unsichern Gerüchten und nicht erweislichen Veranlassungen nachzuspüren, was mit Bestimmtheit aus der Lage der Staaten, den Gesinnungen der Einzelnen und dem Geiste der Zeit hervorgeht. Der sorgfältige Thucydides kannte gewiß besser, als irgend einer, die Sagen, die von Aspasiens Verhältnissen zu Pericles und ihrem Einfluß auf das Entstehen des Peloponnesischen Krieges umliefen: aber er fand es unter der geschichtlichen Würde, sie seinem Werke einzuverleiben, und überließ sie dem Muthwillen der Lustspieldichter. Nicht anders dachte unser Leibnitz, der bekanntlich auf dem Pfade der Alten wandelte. „Es ist nicht nöthig, urtheilt er, daß die Nachwelt von allen Listen und Ränken, die oft der Mühe nicht lohnen, unterrichtet werde; es ist genug, daß sie das Lehrreichste erfahre. Wenige Geschichtschreiber geben mir, was ich wünsche.“

Solche Ansichten und Grundsätze sind es, die auch mich in der Ausarbeitung dieser Zeitgeschichte geleitet haben. Ich zweifle nicht, daß der jetzt schon überreiche Stoff, den ich benutzen konnte, sich im Laufe der Jahre noch um vieles vermehren werde. Aber ich weiß zugleich aus der Erfahrung, zu wie wenigen Aufschlüssen mir der vorhandne über die vermeintlichen geheimen Ursachen des Geschehenen verholfen hat. Die wahren Ursachen, meist von denen vernachlässigt, die eben das Verborgene enthüllen wollten, leuchten dem Unbefangenen gewöhnlich von selbst ein. Sie und die Begebenheiten fleißig zu prüfen, die kundigsten Männer, zu denen Zutritt vergönnt war, zu befragen und die glaubwürdigsten Berichte und Denkschriften zu vergleichen und nachzuweisen, ist mir, wie ernste Pflicht, so stete Sorge gewesen. — Welche Verschiedenheit übrigens in den Zeugenverhören, den mündlichen wie den schriftlichen, obwalte und wie verwirrend diese Verschiedenheit sey, kann niemand vollständiger würdigen und schmerzlicher empfinden, als der gewissenhafte Geschichtschreiber, der, wenn er in das Einzelne der Ereignisse einzugehn und es

umständlich zu erörtern versucht, dann gerade die größte Gefahr läuft, die Wahrheit zu verfehlen. So trägt sichs nicht selten zu, daß er wenig weiß, wo andre viel wissen, und arm erscheint, wo er am liebsten durch Reichthum erfreuen möchte, ja, daß es oft schon verdienstlich für ihn wird, eine Thatsache dem Wesentlichen nach richtig gefaßt zu haben.

Was von kriegerischen Unternehmungen und wie viel davon in eine Geschichte gehört, die nicht für Krieger geschrieben ist, fühlt sich leicht. Sie soll weder zeitungsmäßig alle unbedeutenden Gefechte aufzählen, noch Schlachten und Belagerungen kunstmäßig beschreiben; sie wird sich beschränken, die Folgen beyder anschaulich zu entwickeln und, wenn sie in wenigen Blättern, wie sie es dann muß, die monatlangen Qualen und die jahrelangen Leiden der Menschheit zusammenfaßt, ihnen in der Schilderung für das Gemüth des Lesers die nöthige Bedeutung und Ausdehnung zu geben. Doch hier, wie gesagt, findet man die Gränze. Schwerer ist zu bestimmen, was und wie viel von der Verfassung und Verwaltung eines Staates, von der Veränderung in den Sitten und von den Fortschritten der Geistesbildung eine allgemeine Geschichte sich aneignen dürfe. Wer möchte von der Seite sich selbst, geschweige andern genug zu thun hoffen? — So viel zur Rechtfertigung eines Entschlusses, den man vielleicht aus bekannten Gründen als voreilig verdammen möchte.

Eines besondern Vorworts bedarf der erste Theil dieser Geschichte so wenig, als das Ganze, dessen Umfang, Absicht und Richtung der Eingang ausspricht. Dieß Einzige sey hier noch zu erinnern erlaubt, daß ich mich im Ausdrucke derjenigen Sprachreinigkeit beflissen habe, nach der die Bessern von uns mit Recht streben, und wie in der Erzählung der Begebenheiten, so in der Würdigung der Personen, jener unbefangenen Mäßigung, zu welcher der Geschichtschreiber von dem sittlichen Standpunkte aus leicht gelangt. Wenn es Pflicht ist, Verächtliches an Lebenden, wie an Todten, zu rügen, und keine schändliche Handlungsweise zu beschönigen, so nöthiget darum nichts, die Verirrungen und Schwächen hervorzuziehn, an denen auch die besseren Naturen, zumahl in den höhern Kreisen des Lebens, kranken; und wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß wir die Nachwelt nicht hintergehen sollen, so dürfen wir ihr dagegen auch zutrauen, daß sie uns nicht schlechter auslegen werde, als wir die Vorwelt. Je bedächtiger der Schriftsteller seinen Tadel abwägt, desto richtiger faßt in der Regel der Leser auch die leisern Andeutungen

auf. Oder schelten wir etwa die Zeichnungen und Gemählde eines Sallustius und Tacitus, die des Maßes und Einhaltes nie vergaßen, partheyisch und unzulänglich? Weit gefehlt, daß ihre Behutsamkeit die Darstellung verdächtige, oder der Wahrheit Eintrag thue, beglaubiget sie vielmehr jene und befördert die Einsicht in diese.

2. Friedrichs des Großen Tod und Charakter.

Schon kränkelnd, war er im August 1785 nach Schlesien zur gewöhnlichen Musterung abgegangen und kam, dem Anscheine nach, gesünder, in der That, weil er hartnäckig dem Sturm und Regen getrotzt hatte, mit dem Keim einer verderblichen Krankheit zurück. Die herbstlichen Kriegsübungen bey Potsdam begann er, ohne ihnen bis ans Ende beywohnen zu können, weil ihn am 18ten September der Anfall eines Stickflusses in seiner Thätigkeit unterbrach. Der Winter verfloß abwechselnd, unter Erleichterung und Beschwerde, und als der Frühling herannahte, trat Geschwulst in die Füße und drückten Beängstigungen die Brust. Späterhin brachte er den größten Theil der Nacht, dann Tag und Nacht, vorwärts gebückt, auf dem Lehnstuhl zu, und sein Schlaf war unruhig, oft ängstlich. Er selbst, wiewohl er sich, in einzelnen Augenblicken, der Gefahr seines Zustandes bewußt war, gab doch die Freude an dem Leben nicht auf, tröstete sich nicht selten mit dem Beyspiel seines Vaters, welcher, obwohl an der Wassersucht leidend, wie er, ihr lange getrotzt hatte, befriedigte, der Aerzte spottend, den alten Hang zu unverdaulichen Speisen und nährte Entwürfe, die auf ferne Hoffnungen deuteten. In allen dem glich er gewöhnlichen Sterblichen. Wodurch er sich aber gar sehr auszeichnete, war die rührende Gewissenhaftigkeit, mit der er, während seiner Krankheit, die Pflichten des Königs ausübte. Nur sein Körper war gebunden, der Geist frey. Mit jedem Morgen besorgte er die gewohnten Geschäfte. Die Schmerzen schienen zu schweigen, so oft ihn seine Bestimmung aufrief, und seine Regsamkeit nicht länger gefesselt. So lebte er dem Staate bis zum 16ten August des 1786sten Jahres, wo ihn die Besinnung zuweilen verließ und Bewußtseyn mit Bewußtlosigkeit wechselte. Am 17ten früh nach zwey Uhr verschied er, seinem Wunsche gemäß, unerwartet und plötzlich, nachdem er

vier und siebenzig und ein halb Jahr gelebt und zwey Monate über sechs und vierzig Jahre geherrscht hatte. — Friedrich kann nicht aus dem kurzen Bruchstück eines langen Lebens begriffen werden. Darum bleibe des reichen Geistes Schilderung unversucht. Nur was er in den letzten Jahrzehenden seines Lebens für Grundsätze befolgte, wie er den Staat verließ, und welches seiner Zeit und seines Volkes Charakter war, heischt Erörterung.

Auch dem wenig Scharfsehenden kann nicht entgehn, daß Friedrichs Staatsverwaltung mit Endigung des siebenjährigen Krieges, und die Art, wie er sein Volk behandelte, von seiner frühern merklich abwich. Die beyden ersten Kriege, die er in Schlesien führte, hatten ihn ganz mit dem Zutrauen erfüllt, das immer den Verwegenen begleitet, dem das Glück wohl will. Er fürchtete wenig, weil ihm das Höchste gelungen war, und blickte heitern Sinns in die Zukunft, weil ihn die Gegenwart selten geängstet hatte. Andre Erfahrungen brachte der dritte Krieg. Er lehrte, wie an des Augenblicks Entscheidung Besitz und Ruhm hänge, der Erfolg nicht immer die Anstrengung lohne und Erhalten schwerer sey als Erringen. Auch nahten bereits die Jahre, in denen der Mann, zumahl, der Lorbeern zu bewahren hat, sorglicher vorwärts schaut und der bittern Erfahrungen Menge leicht Verachtung gegen das Menschengeschlecht erregt und zur Härte verleitet.

Das alles wirkte, seit der Ruhe, die der Friede zu Hubertsburg wieder herstellte, auf Friedrich und floß ein in die Maßregeln, die er wählte. Zwar forderte seine Herrschbegier keine ergiebigern Hülfsquellen. Er wußte sich zu bezähmen und kannte die Mäßigung, die glücklichern Siegern gewöhnlich fremd ist. Aber die Besitznahme Schlesiens hatte seinem Staate zu den übrigen Europa's und vorzüglich gegen Oesterreich eine bedenkliche Richtung gegeben. Preußen war durch ihn eine Mittelmacht geworden, zu kräftig, um sich folgsam an andere hinzugeben, nicht kräftig genug in sich, um ohne Anstrengung neben den kräftigeren zu bestehen. Obwohl in enge Gränzen beschränkt, arm an Einkünften und nicht überflüssig bevölkert, bedurfte es dennoch im Frieden derselben furchtbaren Heeresmacht, durch die es im Kriege erobert hatte, und, damit es schlagfertig überall und immer auftreten möge, eines gefüllten Schatzes: denn dahin war es, seit der Errichtung stehender Heere gekommen, daß jeder neue Krieg eine größere Streitkraft ins Feld rief und der Friede, statt die gebildete zu lösen, sie aufrecht erhielt und erhöhte.

Friedrich arbeitete darum, was die karge Natur seinem Lande versagte, auf künstlichem Wege zu erringen, und nicht umsonst. Seines Heeres Vollzahl gewährten ihm die Werbungen an den Gränzen und in den freyen Städten des Reichs; die Mittel es zu gebrauchen, fand er in der geschickten Benutzung der Staatskräfte. Durch den Krieg, den er gegen billigen Genuß, wie gegen wirkliche Ueppigkeit, mit Lycurgischer Härte in immer neuen Auflagen und Handelsbeschränkungen führte, bereicherte er seine Cassen zur Füllung des Schatzes, und durch Ermunterung des Ackerbaues, Förderung neuer Gewerbe und Belebung des Kunstfleißes strebte er theils zu gewinnen, was er vom Auslande bedurfte, theils selbst zu verdienen, was ihm dieses an Arbeit entzog. Zudem übte er für seine Person löbliche Sparsamkeit, ohne Schmutz, den man seinem Vater mit Recht vorwarf, und wachte streng über die Verwaltungsbehörden. Die ihnen vorstanden, zitterten nicht selten, wenn sie vor ihn gerufen wurden, um Rechenschaft abzulegen. Mehrere hat man bleiches Antlitzes sein Zimmer verlassen sehen.

Daß, nach solchen Grundsätzen verfahrend, der König seine Absicht erreichte, müssen alle bekennen, denen die Geschichte seiner letzten Regierungsjahre nicht fremd ist. Ohne seine Zustimmung ward um und neben ihm nichts entschieden, und Joseph gab kühne Entwürfe auf, weil er bedachte, der Gegner könne und werde mit Nachdruck handeln. Nur so viel weiß und lehrt die Geschichte. Ob derselbe Zweck nicht eben so vollständig und mit größerer Schonung der Menschheit erreicht werden konnte, mag die Staatsklugheit prüfen. Gewiß ist es, daß die Unterthanen Friedrichs seine Ueberzeugung nicht theilten, noch ihre goldenen Tage seit dem Frieden zu Hubertsburg zählten: so wenig leuchtete es ihnen ein, daß das siegende Volk zugleich das beschränkteste seyn sollte. Aber eben diese Unzufriedenen vermögen nicht zu läugnen, daß der Staat bey dem Tode des großen Königs blühender da stand, als jemahls, und keine Vergleichung mit dem ererbten aushielt.

---

3. Der Freiheitskampf der Deutschen gegen Napoleon.

Die Geschichte, welcher die beyden letzten Bücher dieses Werks gewidmet sind, umfaßt einen Zeitraum von mehr nicht als drey Jahren; aber das Gemüth fühlt sich wunderbar ge-

hoben und froh erschüttert, wenn es die Ereignisse überschaut, die sich in der Spanne von Zeit zutrugen. Wie viel Unerwartetes haben wir nicht vernommen, wie viel Unglaubliches erfahren, wie viele erfreuliche Anstrengungen bewundert, erfreulich selbst dann noch, und der geschichtlichen Aufbewahrung werth, wenn kein Erfolg sie gekrönt hätte! Wir sahen ganz Europa und einen großen Theil Asiens in Bewegung für die Sache der Freyheit. Deutschlands Fürsten, durch die Ränke des Auslandes, auf immer, wie man meinte, aus einander gerissen, bothen sich von neuem redlich die Hand, und der am wenigsten von allen Herrschern zu fürchten, nur zu verlieren, nichts zu gewinnen hatte, Rußlands Kaiser, gedachte seiner Freundschaft für Preußen und trug die verwirkte Schuld großmüthig ab. In den Völkern erwachte eine Begeisterung für sich und die Erhaltung ihrer Selbstständigkeit, wie in den Tagen der Kreuzzüge für Gottes Nahmen und Ehre. Zahllose Opfer wurden dargebracht auf dem Altar des Vaterlandes, und das Leben schien nicht mehr der Güter höchstes. Mütter trennten sich ohne Schmerz von ihren Söhnen, Weiber willig von ihren Männern. Jünglinge, im Dienst der Wissenschaften, vertauschten die Stille der Hörsäle mit dem Geräusche des Lagers, und graue Feldherrn verjüngten sich, wenn der Donner des Geschützes zur Schlacht rief. Das Aeußerste zu dulden, wie zu wagen, war nicht mehr unerhört, und der Tod vieler dem Tode der berühmtesten Römer gleich. Bedeutende Unfälle machten nicht verzagt, glänzende Vortheile nicht verwegen und der endlich errungene Sieg nicht übermüthig. Ueber alles erfreute die Eintracht so vieler Feldherrn an der Spitze so vieler Völker, die der Norden und Süden, der Osten und Westen ausgoß, und die freye Anerkennung jedes Verdienstes. Unstreitig ist es ein hohes Glück und ein beseligendes Gefühl sich sagen zu dürfen, daß man für solche Zeiten gewirkt habe: aber auch in ihnen zu leben und Zeuge von den Empfindungen der edelsten seiner Zeitgenossen zu seyn, ist stärkend und des Dankes gegen die Gottheit werth.

4. Napoleon.

Unter den Vorzügen Napoleons sind die unbestrittensten die des Feldherrn. Für seine richtige Auffassung der verschiedenartigsten Oertlichkeiten — eine Folge des ihm von der Natur verliehenen und durch Uebung vielfach gestärkten Ortsinns —, für seine verständigen und wohl berechneten An-

griffe, und für seine Ruhe und Besonnenheit in Gefahren sprechen die Jahre langen Erfolge seiner Waffen und die Zeugnisse der von ihm Ueberwundenen. Es ist eben so parteyisch als unwahr, seine Siege einzig bald der Ueberzahl, bald der schonungslosen Aufopferung der Menschen zuschreiben zu wollen. Die erstere hat wenigstens nicht immer Statt gefunden, und die letztere gereicht in mehr denn einer Schlacht seinen Gegnern zu größerm Vorwurf, als ihm. Eben so unläugbar, obgleich von vielen geläugnet und herbe bespöttelt, ist seine Fruchtbarkeit an weit greifenden großen Entwürfen. Die beabsichtigte Unterwerfung Aegyptens, die versuchte Bewältigung Rußlands und, was er durch beyde erreichen wollte, die Demüthigung Englands sollen nicht nach ihrem Ausgange gewürdiget und, weil sie mißlangen, in die Reihe abentheuerlicher Einfälle gesetzt werden. Die angewandten Mittel standen keineswegs außer Verhältniß zum Zweck und ließen nichts geringeres erwarten, als die in jeder Rücksicht beschränktern, mit denen einst Alexander sich Asien bis an die Ufer des Indus dienstbar zu machen wußte. Aber der kluge Mann wird nach der Wahl der Mittel und der Zulänglichkeit der gewählten beurtheilt, der gerechte und große nach dem Zweck. Frankreich hatte in der That, was es billiger Weise wünschen konnte, nach den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens vollkommen erlangt. Seine Gränze gegen Deutschland war die, welche die Natur vorschrieb. In Italien herrschte es seit der Gründung von Cisalpinien. Im Innern bedurfte es nichts weiter, als wessen es sich erfreute, — der Ruhe. Auch Napoleons Loos war das schönste, das einem Sterblichen fallen kann; sein Wirkungskreis größer, denn irgend einer; seine geistige Kraft hinreichend ihn zu umfassen und auszufüllen; das Zutrauen seiner Bürger das höchste; was er irgend in jugendlichem Uebermuthe verschuldet hatte, zurückgeschoben in den Hintergrund oder vergessen; seine ganze Stellung von der Art, daß er den Staat, nicht der Staat ihn entbehren konnte, jener ihn zu verlieren fürchtete, er ihn ohne Furcht aufgeben durfte.

Allein nicht leicht hat sich die Wahrnehmung, daß der Mensch alles für seine Idee und nichts für die Sache thue, auffälliger bestätiget, als in der Handlungsweise, die Napoleon seit dem bezeichneten Zeitraume einschlug. Unbekümmert um den Frieden und das Leben von Millionen und gleichgültig gegen die Lehren und Warnungen der Geschichte, der so fleißig von ihm gelesenen und dennoch für ihn ungeschrieben

nen, huldigte er einzig der Idee, allmächtig zu werden und verfolgte selbige mit einer Leidenschaft, die ihn aller Achtung der Menschen beraubte, wie sie alle Achtung der Menschen in ihm vertilgte. Es leidet keinen Zweifel, daß alles, was aus dieser Idee geboren worden ist, die erstaunenswürdigen Unternehmungen, die Jahre lang die Welt erschöpft und erschüttert, und die Ungerechtigkeiten, die sie verwirrt und empört haben, als eine Folge des unnatürlichen Stolzes und der verderblichsten Herrschbegierde zu betrachten sind: aber es ist auch keinesweges zu verkennen, daß vielleicht nie ein Mensch lebte, dessen Stolz und Herrschbegierde zu nähren und zu unterhalten, so viele Umstände sich vereinigten, als Napoleon.

XXX.

Alexander von Humboldt.

Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt, der große Reisende und Naturdarsteller, wurde zu Berlin am 14. September 1769 geboren. Nachdem er auf den Universitäten Göttingen und Frankfurt an der Oder studirt hatte, besuchte er die Handelsakademie zu Hamburg, machte dann (1790) eine Reise an den Rhein, nach Holland und England, und ging hierauf (1791) auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er unter Werner die Bergwerkswissenschaften und außerdem noch die Pflanzenkunde mit großem Eifer trieb. Im Jahre 1792 wurde er in Berlin Oberbergwerks-Assessor und bald nachher Oberbergmeister in Baireuth. Sein kühner, lange gehegter Plan, eine große Reise nach den Wendekreisen zu unternehmen, veranlaßte ihn indeß, schon nach wenigen Jahren (1795) diese Stelle wieder aufzugeben. Im Jahre 1797 reiste er mit seinem Bruder nach Paris, um sich dort an die nach Aegypten bestimmten Gelehrten anzuschließen, und über Aegypten nach Ostindien zu gehen. Da die Wendung der politischen Verhältnisse diesen Entwurf vereitelte, so begab sich Humboldt nach Madrid, erhielt vom dasigen Hofe (im

März 1799) die Erlaubniß, die spanischen Besitzungen in Südamerika zu bereisen, und reiste nun mit seinem Pariser Freunde, dem Franzosen Bonpland, nach Südamerika ab, wo er im Juli desselben Jahres landete. Von nun an bereisten beide Freunde in den Jahren 1799 bis 1804 die wichtigsten Gegenden, Gebirge und Punkte des spanischen Süd-Amerika's und Mexiko's, erforschten die Naturbeschaffenheit, die Gebirge, die alten Denkmale, das Klima, und die geographische Lage jener Länder auf eine so gründliche und umfassende Weise, wie vor ihnen noch niemand in irgend einem fremden Erdtheil versucht hatte. Mit neuen Entdeckungen und sehr ansehnlichen Naturaliensammlungen bereichert kehrten beide (im August 1804) nach Europa zurück, und gaben sodann (seit 1810) gemeinschaftlich ihr reichhaltiges, an Umfang und Gehalt fast riesenhaftes Werk über den geographischen und Natur-Zustand jener amerikanischen Länder in französischer Sprache heraus. Unter seinen zahlreichen deutschen Schriften, die fast alle mehr oder weniger naturwissenschaftlichen Inhalts sind, steht seine Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 bis 1804, die er mit A. Bonpland gemeinschaftlich herausgegeben (Stuttgart und Tübingen 1815. f. 3 Bde.), oben an. Was diesem Werke eine seltene Wichtigkeit giebt, ist nicht blos sein reicher wissenschaftlicher Gehalt, sondern auch die tiefe und eigenthümliche Auffassung, und der kraftvolle und gedankenreiche Stil seiner Darstellung.

Aus Alexander v. Humboldt's Reise.

1. Die Ersteigung des Turimiquiri.

Nichts ist dem Eindruck erhabener Ruhe zu vergleichen, den der Anblick des Sternhimmels in dieser Einöde gewährt. Wenn unser Auge beym Eintritt der Nacht diese den Horizont begrenzenden Wiesengründe, die mit Gras bewachsene sanft wellenförmige Ebene überschaute, so glaubten wir von weitem

her, wie in den Steppen des Orenoko, des Himmels gestirntes Gewölbe von der Fläche des Ozeans getragen zu sehen. Der Baum, in dessen Schatten wir saßen, die in der Luft flatternden leuchtenden Insekten, die nach Süden hin glänzenden Sternbilder, alles schien uns an die Entfernung von der Heimath zu erinnern. Wenn alsdann, mitten in dieser fremdartigen Natur, aus einem Thalgrunde her, sich ein Kuhgeläut oder das Brüllen eines Stiers hören ließ, dann erwachte plötzlich die Erinnerung an das Vaterland. Es waren wie ferne Stimmen, die jenseits der Meere ertönten, und deren Zaubermacht uns von einer Halbkugel zur andern versetzte. Wie wunderbar beweglich erscheint die Phantasie des Menschen, als unerschöpfliche Quelle von Freude und Schmerz!

Bey der Kühle des Morgens begannen wir den Turimiquiri zu ersteigen. So nennt man den Gipfel des Cocollar, welcher gemeinsam mit dem Brigantin nur eine Bergmasse bildet, die vormals unter den Landeseingebornen Sierra de los Tageres hieß. Einen Theil des Weges legt man auf Pferden zurück, die frey in diesen Savanen herumirren, von denen jedoch einige zum Reitdienste gewöhnt sind. Wie schwerfällig ihr Aussehen auch ist, so erklettern sie doch mit vieler Leichtigkeit die schlüpfrigsten Rasenabhänge. Den ersten Halt machten wir bey einer Quelle, die noch, nicht aus dem Kalkgebirge, sondern aus einer Schichte quarzigten Sandsteins hervorkommt. Ihre Temperatur zeigte 21°, mithin 1°,5 minder als die Wärme der Quelle von Quetepe; auch betrug der Unterschied der Höhe nahe an zweyhundert und zwanzig Toisen. Ueberall, wo der Sandstein zu Tage kommt, ist der Boden eben und bildet kleine stufenweis über einander stehende Flächen. Bis zur Höhe von siebenhundert Toisen, und noch weiter hinauf, ist dieser Berg, gleich allen seinen Nachbarn, mit Grasarten bewachsen. In Cumana wird der Mangel an Bäumen auf Rechnung der großen Erhöhung des Bodens gebracht; allein, bey auch nur einigem Nachdenken über die Vertheilung der Pflanzen auf den Cordilleren der heißen Zone, wird man einsehen, daß die Berghöhen von Neu-Andalusien bey weitem die obere Baumgrenze nicht erreichen, die in dieser Breite wenigstens zur absoluten Höhe von eintausend achthundert Toisen ansteigt. Der ebene Rasen des Cocollar nimmt bereits schon auf der Höhe von dreyhundert und funfzig Toisen über der Meeresfläche seinen Anfang, und man kann bis zur Höhe von eintausend Toisen auf demselben ansteigen; weiterhin, und jenseits diesem mit Gras bewachsnen

Bergstreif, findet sich zwischen den für Menschen fast unzugänglichen Bergspitzen ein Wäldchen aus Cedrela, Javillo und Acajou. Diese örtlichen Verhältnisse erregen die Vermuthung, es dürften die bergigten Savanen des Cocollar und des Turimiquiri ihr Daseyn der verderblichen Gewohnheit der Eingebornen zu danken haben, welche die Wälder in Brand stecken, wo sie sich Viehweiden bereiten wollen. Wenn alsdann während drey Jahrhunderten Gräser und Alpenkräuter den Boden mit einem dichten Teppich überzogen haben, so können die Saamen der Bäume nicht mehr keimen, noch sich in der Erde befestnen, wenn gleich Wind und Vögel dieselben unaufhörlich aus entfernten Waldungen über die Grasflächen der Savanen ausstreuen.

Das Klima dieser Berge ist so mild, daß in dem Meyerhofe des Cocollar die Baumwollstaude, der Kaffeebaum, und sogar auch das Zuckerrohr wohl gedeihen. Wenn gleich die Küstenbewohner anders sagen, so ist doch zuverläßig, daß unter den 10° Breitegraden, auf Bergen, deren Höhe kaum die des Mont d'or und des Puy de Dome übersteigt, niemals Reif ist gesehen worden. Die Viehweiden von Turimiquiri nehmen an Güte ab, je höher sie liegen. Ueberall, wo zerstreute Felsstücke Schatten gewähren, trifft man Flechten und einige europäische Moosarten an. Die Melastoma Guacito und ein Strauch, dessen großen lederartige Blätter wie Pergament rauschen, wenn sie vom Winde bewegt werden, kommen hin und wieder in der Savane vereinzelt vor. Aber die Hauptzierde des Rasens dieser Berge ist eine Pflanze mit goldfarbener Blume aus der Lilienfamilie, die Marica martinicensis. Man trifft sie überhaupt in den Provinzen von Cumana und Caracas nur über der Höhe von vierhundert bis fünfhundert Toisen an. Die ganze Felsmasse des Turimiquiri ist aus einem Alpenkalkstein, welcher dem des Cumanacoa gleicht, und aus wenig dichten Schichten von Mergel und quarzigtem Sandstein zusammengesetzt. Im Kalkstein finden sich Massen von braunem oxydirten Eisen und spathiges Eisen. Ich habe an mehreren Stellen sehr deutlich wahrgenommen, daß der Sandstein nicht nur über dem Kalkstein liegt, sondern daß öfters auch dieser letztere den Sandstein enthält, indem er mit ihm abwechselt.

Man unterscheidet hier zu Land den abgerundeten Gipfel des Turimiquiri und die langen Bergspitzen oder Cucuruchos, die mit einer dichten Pflanzendecke bewachsen und von Tigern bewohnt sind, auf die man, um der Größe und Schönheit

ihres Fells willen, Jagd macht. Die Höhe des mit Rasen bewachsenen abgerundeten Gipfels bestimmten wir auf 707 Toisen über der Fläche des Weltmeers. Von diesem Gipfel dehnt sich westlich eine steile Felsengräte aus, die in der Entfernung einer Meile durch eine überaus große gegen den Golf von Cariaco absteigende Felsschlucht unterbrochen ist. An der Stelle, wo sich die Fortsetzung der Gräte vermuthen ließe, erheben sich zwey Mamelons oder kalkigte Spitzberge, von denen der nördlich gelegene der höhere ist. Dieser letztere führt annoch den eigenthümlichen Namen Cucurucho de Turimiquiri, und wird für höher gehalten, als der den Seefahrern, welche die Küsten von Cumana besuchen, so bekannte Brigantin. Mittelst Höhewinkeln und einer ziemlich kurzen Grundfläche, die auf dem abgerundeten und baumlosen Gipfel gezogen ward, vermaßen wir die Spitze des Cucurucho, die ungefähr 350 Toisen ob unserem Standpunkt lag, so daß ihre absolute Höhe über 1150 Toisen beträgt.

Die Fernsicht, welche man auf dem Turimiquiri genießt, ist sehr ausgedehnt und ungemein malerisch. Vom Gipfel des Berges bis hinab zum Ozean erblickt man Bergketten, die in paralleler Richtung von Ost nach West gehen und Längethäler einfassen. Weil diese letzteren durch zahlreiche von den Bergströmen ausgegrabene kleine Schluchten rechtwinklicht zerschnitten sind, so werden dadurch die Seitenketten in theils abgerundete theils pyramidenförmige Hügelreihen verwandelt. Bis zum Imposible ist die allgemeine Senkung des Bodens ziemlich sanft; weiterhin werden die Abhänge steiler in ununterbrochener Fortsetzung bis zum Gestade des Golfs von Cariaco. Es erinnert diese Gebirgsmasse durch ihre Gestaltung an die Glieder der Jurakette, und die einzige Fläche, welche sie darbietet, ist das Thal von Cumanacoa. Man glaubt den Boden eines Trichters zu sehen, worin man zwischen zerstreuten Baumgruppen das indianische Dorf Aricagua unterscheidet. Gegen Norden hob sich eine schmale Bergzunge, die Halbinsel Araya, bräunlicht aus dem Meere empor, das, von den ersten Stralen der Sonne beleuchtet, einen hellen Glanz zurückwarf. Jenseits der Halbinsel begrenzte das Vorgebirg Macanao, dessen schwarze Felsen sich wie ein ungemein großes Bollwerk aus dem Wasser emporheben, den Horizont.

2. Die südamerikanischen Llanos.

Unser Eintritt in das Becken der Llanos geschah in der Mesa de Paja, unter $9^\circ\frac{1}{2}$ der Breite. Die Sonne stund beynahe im Zenith; der Boden zeigte überall, wo er öde und von Pflanzenwuchs entblößt war, eine bis auf 48° und 50° ansteigende Temperatur. Kein Windhauch ward auf der Höhe, worauf wir uns mit unsern Maulthieren befanden, verspürt; aber mitten in dieser scheinbaren Ruhe wurden ununterbrochene Staubwirbel durch jene kleinen Luftströmungen empor gehoben, welche nur über die Oberfläche des Bodens hinstreifen und durch die ungleiche Temperatur begründet sind, die der nackte Sand oder die mit Pflanzen bedeckte Erde annehmen. Diese Sandwinde erhöhen die erstickende Wärme der Luft. Jedes Quarzkörnchen, das wärmer ist als die umgebende Luft, strahlt nach allen Richtungen hin, und es hält schwer, die Temperatur der Atmosphäre zu beobachten, ohne daß feine Sandtheilchen gegen die Kugel des Thermometers anschlagen. Rings um uns her schienen die Ebenen zum Himmel anzusteigen, und diese ausgedehnte und stille Einöde stellte sich uns als ein mit Tang oder pelagischem Meergras bedeckter Ozean dar. Je nach der ungleich durch die Atmosphäre vertheilten Dünstemasse und nach der wechselnden Temperatur-Abnahme der übereinander gelegenen Luftschichten erschien der Horizont an einigen Stellen genau abgesondert, an andern zeigte er sich wellenförmig, schlängelnd und gleichsam gestreift. Die Erde floß da mit dem Himmel zusammen. Mitten durch den trockenen Nebel und die Dunstschichten erblickte man fernhin Stämme von Palmbäumen. Ihres Blätterschmuckes und ihrer grünenden Wipfel beraubt, sahen diese Stämme den Mastbäumen der Schiffe gleich, die das Auge am Horizont entdeckt.

Es liegt etwas Imposantes, aber Trauriges und Finsteres in dem einförmigen Anblick dieser Steppen. Alles ist darin gleichsam erstarrt: selten nur mag der Schatten einer kleinen Wolke, die durch den Zenith geht und die Nähe der Regenzeit verkündet, auf der Savane gesehen werden. Ich lasse unentschieden, ob der erste Anblick der Llanos nicht eben so überraschend ist, wie derjenige der Andenkette. Die Gebirgsländer, welches auch die absolute Höhe ihrer höchsten Gipfel seyn mag, besitzen eine gemeinsame Physiognomie; man gewöhnt sich hingegen nicht leicht an das Aussehen der Llanos von Venezuela und von Casanare, an das der Pampas von Buenos Ayres und von Chaco, welche ununterbrochen und

während 20 und 30 Reisetagen des Ozeans ebene Fläche darstellen. Ich hatte die Ebenen oder Llanos der Mancha in Spanien, und die Heiden gesehen, welche sich vom Ausgange Jütlands durch Lüneburg und Westphalen bis in die Niederlande erstrecken. Diese letzteren sind wahre Steppen, von denen der Mensch, seit Jahrhunderten, nur kleine Abtheilungen ertragbar zu machen vermocht hat; allein dieses flache Land des westlichen und nördlichen Europa gewährt nur ein schwaches Bild der unermeßlichen Llanos im südlichen Amerika. Im südöstlichen Theile unseres Festlandes, in Ungarn, zwischen der Donau und Theiß; in Rußland zwischen dem Borysthenes (Dnieper), dem Don und der Wolga trifft man die großen und ausgedehnten Viehweiden an, welche durch langen Aufenthalt der Gewässer verebnet scheinen, und von denen der Horizont überall begränzt wird. Hungarns flache Landschaft beschäftigt die Phantasie des Reisenden, durch ihre fürdauernden Spiele der Luftspiegelung, da, wo ich sie auf der Grenze Deutschlands zwischen Presburg und Oedenburg durchwandert habe; ihre größte Ausdehnung aber stellt sich mehr westwärts, zwischen Czegled, Debreczin und Tittel dar. Es ist ein Meer von grünen Rasen, das zwey Ausgänge hat, den einen in der Nähe von Gran und Waitzen, den andern zwischen Belgrad und Widdin.

Man hat bezeichnende Züge der verschiedenen Welttheile aufzufassen geglaubt, wenn man von dem europäischen Heideland, von den asiatischen Steppen, von Afrika's Wüsten und von den Savanen Amerika's sprach; es stellt aber diese Unterscheidung Contraste auf, die in der Natur der Dinge so wenig als im Geiste der Sprachen liegen. Das Daseyn eines Heidelandes setzt allezeit das Vorkommen von Pflanzen voraus, die der Heidekraut-Familie angehören; Asiens Steppen sind nicht alle mit Salzpflanzen bewachsen; die Savanen von Venezuela bieten, ihren Gräsern zur Seite, kleine krautartige Mimosen, Schotengewächse und andere Dicotyledonen mehr dar. Die Ebenen Songariens, diejenigen, welche sich zwischen dem Don und der Wolga ausdehnen, die ungarischen Pußta sind wahre Savanen, mit reichlichem Graswuchs versehene Viehweiden; während die Savanen im Osten und Westen des Felsengebirgs und Neu-Mexico's mit Pflanzen aus der Chenopodeen-Familie bewachsen sind, welche kohlensaure und salzsaure Soda enthalten. Asien besitzt alles Pflanzenwuchses ermangelnde Wüsten, in Arabien, in Gobi und in Persien. Seitdem man die, von so langem her und so unbe-

stimmt unter dem Namen der Wüste von Sahara (Zahra) vereinbarten Wüsten des inneren Afrika näher kennen gelernt hat, beobachtete man, daß im Osten dieses Festlandes, wie in Arabien, mitten im nackten und unfruchtbaren Lande, Savanen und Viehweiden angetroffen werden. Jene ersteren, die mit Kies überzogenen, und mit keinerley Pflanzen bewachsenen Wüsten sind es, die in der neuen Welt beynahe gar nicht vorkommen. Ich habe solche einzig nur im tieferen Theile von Peru, zwischen Amatope und Coquimbo, an den Gestaden der Südsee gefunden. Die Spanier nennen sie nicht Llanos, sondern desiertos von Sechura und von Atacamez. Es ist diese Einöde nicht breit, aber ihre Länge beträgt 440 Meilen. Der Felsengrund liegt überall zwischen dem beweglichen Sand zu Tag. Nie fällt hier ein Regentropfen; und, wie die Wüste von Sahara, nordwärts von Tombuctou, so bietet auch die peruvianische Wüste in der Gegend von Huaura eine reiche Steinsalzgrube dar. Sonst finden sich in der neuen Welt überall zwar öde Flächen, weil sie unbewohnt sind, aber keine eigentlichen Wüsten.

In den entferntesten Landschaften wiederholen sich die gleichen Erscheinungen; und, anstatt diese weitläuftigen mit keinerley Bäumen besetzten Ebenen durch die auf ihnen vorkommenden Pflanzen zu unterscheiden, mögen sie einfacher in Wüsten und in Steppen oder Savanen, in nacktes Land ohne Pflanzenwuchs und in die mit Gräsern oder kleineren Pflanzen der Dicotyledonen bewachsenen Landschaften getheilt werden. Manche Schriftsteller haben die amerikanischen Savanen, zumal diejenigen der gemäßigten Zone, Wiesengründe genannt; dieser Name dürfte jedoch für die öfters sehr dürren, obgleich mit vier bis fünf Fuß hohen Pflanzen besetzten Viehweiden nicht anwendbar seyn. Die Llanos oder Pampas des südlichen Amerika sind wahre Steppen. Sie sind die Regenzeit hindurch mit schönem Pflanzengrün überdeckt; zur Zeit der großen Trockenheit aber erhalten sie das Aussehen einer Wüste. Die Pflanzen zerfallen alsdann in Staub; die Erde wirft Spalten und Risse; das Krokodil und die großen Schlangenarten bleiben im vertrockneten Schlamme liegen, bis des Frühlings erste Regengüsse sie aus der langen Erstarrung wieder aufwecken. Diese Erscheinungen stellen sich auf dürren, 50 bis 60 Geviertmeilen haltenden Räumen überall dar, wo die Savane von keinen Flüssen durchströmt wird; denn am Ufer der Bäche und um die kleinen Lachen von Sumpfwasser her stößt der Reisende, von Zeit zu Zeit, sogar auch während

der größten Trockenheit, auf Büsche der Mauritia, einer Palmenart, deren fächerförmige Blätter ihr glänzendes Grün nie verlieren.

Die Steppen Asiens liegen alle außer den Tropenländern und bilden sehr hohe Plateaus. Auch Amerika stellt auf dem Rücken der Gebirge von Mexico, Peru und Quito Savanen von bedeutendem Umfange dar, aber seine geräumigsten Steppen, die Llanos von Cumana, von Caracas und von Meta, sind nur wenig über die Meeresfläche erhöhet und gehören alle der Aequinoctial-Zone an. Diese Umstände ertheilen ihnen einen eigenthümlichen Character. Sie besitzen nicht, wie die Steppen des nördlichen Asiens und Persiens Wüsten, jene Seen ohne Abfluß, jene kleinen Systeme von Flüssen, die sich entweder im Sand oder durch ein unterirdisches Einseihen verlieren. Die amerikanischen Llanos sind östlich und südlich eingesenkt, und ihr Wasser fließt dem Orenoko zu.

XXXI.

Schelling.

Friedrich Wilhelm Joseph (von) Schelling wurde am 27. Januar 1775 zu Leonberg im Würtembergischen, wo sein Vater damals Diakonus war, geboren. Er studirte auf der Universität Leipzig, hierauf zu Jena, woselbst er Fichte's Schüler wurde, und nach dessen Abgang (1800) als Lehrer der Philosophie an seine Stelle trat. Hierauf ward er (1802) Doktor der Arzneiwissenschaft, und sodann (1803) ordentlicher Professor der Philosophie zu Wirzburg. Im Jahre 1807 ward er als Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften nach München berufen, und lebte daselbst bis zum Jahre 1820, in welchem er mit Genehmigung des Königs von Baiern nach Erlangen abging, um an der dasigen Universität philosophische Vorlesungen zu halten, wo er sich auch gegenwärtig noch befindet.

Die Einseitigkeit des Fichteschen Idealismus, welcher das Objective aus dem Subjectiven herleitete, veranlaßte ihn,

derselben eine Naturphilosophie entgegenzustellen, in welcher er das Ideelle aus dem Reellen zu erklären versuchte. Eine erschöpfende Darstellung dieser Philosophie und ihres Einflusses auf unser Zeitalter gehört nicht hierher, und würde auch an sich sehr schwierig seyn, da sie bis jetzt noch kein völlig entwickeltes und zur äußern, systematischen Einheit verbundenes Ganze geworden ist. Außer seinen reinphilosophischen Schriften verdienen hier besonders noch seine Vorlesungen über das akademische Studium (1803), seine zu München gehaltene Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur (1807), und seine mythologische Untersuchung über die Gottheiten von Samothrace (1816) erwähnt zu werden.

Von seinen gesammelten philosophischen Schriften ist bis jetzt blos der erste Band (Landshut 1809) erschienen.

Aus Schelling's Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur.

1.

Wer kann sagen, daß Winkelmann die höchste Schönheit nicht erkannt? Aber sie erschien bey ihm nur in ihren getrennten Elementen, auf der einen Seite als Schönheit, die im Begriff ist und aus der Seele fließt, auf der andern als die Schönheit der Formen. Welches thätig wirksame Band bindet nun aber beyde zusammen oder durch welche Kraft wird die Seele sammt dem Leib, zumal und wie mit Einem Hauche, geschaffen? Liegt dieses nicht im Vermögen der Kunst, wie der Natur, so vermag sie überhaupt nichts zu schaffen. Dieses lebendige Mittelglied bestimmte Winkelmann nicht; er lehrete nicht, wie die Formen von dem Begriff aus erzeugt werden können. So gieng die Kunst zu jener Methode über, die wir die rückschreitende nennen möchten, weil sie von der Form zu dem Wesen strebt. Aber so wird das Unbedingte nicht erreicht: durch bloße Steigerung des Bedingten wird es nicht gefunden. Darum zeigen solche Werke, die ihren Anfang von der Form genommen haben, bey aller Bildung von

Seiten der letzten als Merkmal ihres Ursprungs eine unaustilgbare Leere an eben der Stelle, wo wir das Vollendende, Wesentliche, Letzte erwarten. Das Wunder, wodurch das Bedingte zum Unbedingten gehoben, das Menschliche ein Göttliches werden sollte, bleibt aus; der magische Kreis ist gezogen, aber der Geist, der sich in ihm fassen sollte, erscheint nicht, unfolgsam dem Rufe dessen, der eine Schöpfung durch die bloße Form für möglich hielt.

Ferne sey es von uns, hiemit den Geist des vollendeten Mannes selbst tadeln zu wollen, dessen ewige Lehre und Offenbarung des Schönen mehr die veranlassende als die bewirkende Ursache dieser Richtung der Kunst wurde! Heilig wie das Gedächtniß allgemeiner Wohlthäter bleibe uns sein Andenken! Er stand in erhabener Einsamkeit, wie ein Gebirg, durch seine ganze Zeit: kein antwortender Laut, keine Lebensregung, kein Pulsschlag im ganzen weiten Reiche der Wissenschaft, der seinem Streben entgegenkam. Als seine wahren Genossen kamen, da eben wurde der Treffliche hingerafft. Und dennoch hat er so Großes gewirkt! Er gehört durch Sinn und Geist nicht seiner Zeit, sondern entweder dem Alterthum an, oder der Zeit, deren Schöpfer er wurde, der gegenwärtigen. Er gab durch seine Lehre die erste Grundlage jenem allgemeinen Gebäude der Erkenntniß und Wissenschaft des Alterthums, das spätere Zeiten aufzuführen begonnen haben. Ihm zuerst ward der Gedanke, die Werke der Kunst nach der Weise und den Gesetzen ewiger Naturwerke zu betrachten, da vor und nach ihm alles andere Menschliche als Werk gesetzloser Willkühr angesehen und demgemäß behandelt wurde. Sein Geist war unter uns wie eine von sanften Himmelsstrichen herwehende Luft, die den Kunsthimmel der Vorzeit uns entwölkte und die Ursache ist, daß wir jetzt mit klarem Aug und durch keine Umnebelung verhindert die Sterne desselben erblicken. Wie hat er die Leere seiner Zeit empfunden! Ja, hätten wir keinen andern Grund als sein ewiges Gefühl der Freundschaft und die unauslöschliche Sehnsucht ihres Genusses, so wäre diese Rechtfertigung genug für das Wort der Bekräftigung geistiger Liebe gegen den Vollendeten, den Mann klassischen Lebens und klassischen Wirkens. Und hat er außer jener noch eine andere Sehnsucht empfunden, die ihm nicht gestillt wurde, so ist es die nach innigerer Erkenntniß der Natur. Er selbst äußert in den letzten Lebensjahren wiederholt vertrauten Freunden, seine letzten Betrachtungen würden von der Kunst auf die Natur gehen; gleichsam

voremyfindend den Mangel und daß ihm fehlte, die höchste Schönheit die er in Gott fand auch in der Harmonie des Weltalls zu erblicken.

Die Natur tritt uns überall zuerst in mehr oder weniger harter Form und Verschlossenheit entgegen. Sie ist wie die ernsthafte und stille Schönheit, die nicht durch schreyende Zeichen die Aufmerksamkeit reizt, nicht das gemeine Auge anzieht. Wie können wir jene scheinbar harte Form geistig gleichsam schmelzen, daß die lautre Kraft der Dinge mit der Kraft unseres Geistes zusammenfließt, und aus beiden nur Ein Guß wird? Wir müssen über die Form hinausgehen, um sie selbst verständlich, lebendig und als wahrhaft empfundene wiederzugewinnen. Betrachtet die schönsten Formen, was bleibt übrig, wenn ihr das wirkende Princip aus ihnen hinweggedacht habt? Nichts als lauter unwesentliche Eigenschaften, dergleichen Ausdehnung und räumliches Verhältniß sind. Daß ein Theil der Materie neben und außer dem andern ist, trägt dieß irgend etwas zu seiner innern Wesenheit bey, oder trägt es vielmehr gar nichts bey? Offenbar das letzte. Nicht das Nebeneinanderseyn macht die Form, sondern die Art desselben: diese aber kann nur durch eine positive, dem Außereinander vielmehr entgegenwirkende, Kraft bestimmt seyn, welche die Mannigfaltigkeit der Theile der Einheit eines Begriffs unterwirft, von der Kraft an, die im Krystall wirkt, bis zu der, welche wie ein sanfter magnetischer Strom in menschlichen Bildungen den Theilen der Materie eine solche Stellung und Lage unter einander giebt, durch welche der Begriff, die wesentliche Einheit und Schönheit sichtbar werden kann.

Aber nicht bloß als thätiges Princip überhaupt, als Geist und werkthätige Wissenschaft muß uns das Wesen in der Form erscheinen, damit wir es lebendig fassen. Kann doch alle Einheit nur geistiger Art und Abkunft seyn, und wohin trachtet alle Erforschung der Natur, wenn nicht dahin, selbst Wissenschaft in ihr zu finden? Denn das, worin kein Verstand wäre, könnte auch nicht Vorwurf des Verstandes seyn, das Erkenntnißlose selbst nicht erkannt werden. Die Wissenschaft, durch welche die Natur wirkt, ist freylich keine der menschlichen gleiche, die mit der Reflexion ihrer selbst verknüpft wäre; in ihr ist der Begriff nicht von der That, noch der Entwurf von der Ausführung verschieden. Darum trachtet die rohe Materie gleichsam blind nach regelmäßiger Gestalt und nimmt unwissend rein stereometrische Formen an, die

doch wohl dem Reich der Begriffe angehören und etwas Geistiges sind im Materiellen. Den Gestirnen ist die erhabenste Zahl und Meßkunst lebendig eingeboren, die sie, ohne einen Begriff derselben, in ihren Bewegungen ausüben. Deutlicher, obwohl ihnen selbst unfaßlich, erscheint die lebendige Erkenntniß in den Thieren, welche wir darum, sind sie gleich besinnungslos, unzählige Wirkungen vollbringen sehen, die viel herrlicher sind als sie selbst: den Vogel, der von Musik berauscht in seelenvollen Tönen sich selbst übertrifft, das kleine kunstbegabte Geschöpf, das ohne Uebung und Unterricht leichte Werke der Architektur vollbringt, alle aber geleitet von einem übermächtigen Geist, der schon in einzelnen Blitzen von Erkenntniß leuchtet, aber noch nirgends als die volle Sonne, wie im Menschen, hervortritt.

Diese werkthätige Wissenschaft ist in Natur und Kunst das Band zwischen Begriff und Form, zwischen Leib und Seele. Jedem Ding stehet ein ewiger Begriff vor, der in dem unendlichen Verstande entworfen ist: aber wodurch gehet dieser Begriff in die Wirklichkeit und die Verkörperung über? Allein durch die schaffende Wissenschaft, welche mit dem unendlichen Verstande eben so nothwendig verbunden ist, wie in dem Künstler das Wesen, welches die Idee unsinnlicher Schönheit faßt, mit dem, welches sie versinnlicht darstellt. Ist derjenige Künstler glücklich zu nennen und vor allen lobenswerth, dem die Götter diesen schaffenden Geist verliehen haben, so wird das Kunstwerk in dem Maße trefflich erscheinen, in welchem es uns diese unverfälschte Kraft der Schöpfung und Wirksamkeit der Natur wie in einem Umrisse zeigt.

Schon längst ist eingesehen worden, daß in der Kunst nicht alles mit dem Bewußtseyn ausgerichtet wird, daß mit der bewußten Thätigkeit eine bewußtlose Kraft sich verbinden muß, und daß die vollkommne Einigkeit und gegenseitige Durchdringung dieser beyden das Höchste der Kunst erzeugt. Werke, denen dieß Siegel bewußtloser Wissenschaft fehlt, werden durch den fühlbaren Mangel an selbstständigem von dem Hervorbringenden unabhängigem Leben erkannt, da im Gegentheil, wo diese wirkt, die Kunst ihrem Werk mit der höchsten Klarheit des Verstandes zugleich jene unergründliche Realität ertheilt, durch die es einem Naturwerk ähnlich erscheint.

Die Lage des Künstlers gegen die Natur sollte oft durch den Ausspruch klar gemacht werden, daß die Kunst, um dieses zu seyn, sich erst von der Natur entfernen müsse, und nur in der letzten Vollendung zu ihr zurückkehre. Der wahre

Sinn desselben scheint uns kein anderer seyn zu können, als folgender. In allen Naturwesen zeigt sich der lebendige Begriff nur blind wirksam: wäre er es auf dieselbe Weise im Künstler, so würde er sich von der Natur überhaupt nicht unterscheiden. Wollte er sich aber mit Bewußtseyn der Natur ganz unterordnen und das Vorhandene mit knechtischer Treue wiedergeben: so würde er wohl Larven hervorbringen aber keine Kunstwerke. Er muß sich also vom Produkt oder vom Geschöpf entfernen, aber nur um sich zu der schaffenden Kraft zu erheben und diese geistig zu ergreifen. Hiedurch schwingt er sich in das Reich reiner Begriffe; er verläßt das Geschöpf, um es mit tausendfältigem Wucher wiederzugewinnen, und in diesem Sinn allerdings zur Natur zurückzukehren. Jenem im Innern der Dinge wirksamen durch Form und Gestalt nur wie durch Sinnbilder redenden Naturgeist soll der Künstler allerdings nacheifern, und nur insofern er diesen lebendig nachahmend ergreift, hat er selbst etwas Wahrhaftes erschaffen. Denn Werke, die aus einer Zusammensetzung auch übrigens schöner Formen entstünden, wären doch ohne alle Schönheit, indem das, wodurch nun eigentlich das Werk oder das Ganze schön ist, nicht mehr Form seyn kann. Es ist über die Form, ist Wesen, Allgemeines, ist Blick und Ausdruck des inwohnenden Naturgeistes.

Kaum zweifelhaft kann es nun seyn, was von dem so durchgängig gefoderten und so genannten Idealisiren der Natur in der Kunst zu halten sey. Diese Foderung scheinet aus einer Denkart zu entspringen, nach welcher nicht die Wahrheit, Schönheit, Güte, sondern das Gegentheil von dem allem das Wirkliche ist. Wäre das Wirkliche der Wahrheit und Schönheit in der That entgegengesetzt: so müßte es der Künstler nicht erheben oder idealisiren, er müßte es aufheben und vernichten, um etwas Wahres und Schönes zu erschaffen. Wie sollte aber irgend etwas außer dem Wahren wirklich seyn können, und was ist Schönheit, wenn sie nicht das volle mangellose Seyn ist? Welche höhere Absicht könnte demnach auch die Kunst haben, als das in der Natur in der That Seyende darzustellen? oder wie sich vornehmen, die sogenannte wirkliche Natur zu übertreffen, da sie doch stets unter dieser zurückbleiben müßte? Denn giebt sie etwa ihren Werken das sinnlich-wirkliche Leben? Diese Bildsäule athmet nicht, wird von keinem Pulsschlag bewegt, von keinem Blute erwärmt. Beides aber, jenes angebliche Uebertreffen und dieses scheinbare Zurückbleiben, zeigt sich als Folge Eines und desselben

Princips, sobald wir nur die Absicht der Kunst in die Darstellung des wahrhaft Seyenden setzen. Nur auf der Oberfläche sind ihre Werke scheinbar belebt: in der Natur scheint das Leben tiefer zu dringen und sich ganz mit dem Stoff zu vermählen. Belehrt uns aber nicht von der Unwesentlichkeit dieser Verbindung und daß sie keine innige Verschmelzung sey, der beständige Wechsel der Materie und das allgemeine Loos endlicher Auflösung? Die Kunst stellt also in der bloß oberflächlichen Belebung ihrer Werke in der That nur das Nichtseyende, als Nichtseyend dar. Wie kommt es, daß jedem einigermaßen gebildeten Sinn die bis zur Täuschung getriebenen Nachahmungen des sogenannt Wirklichen als im höchsten Grade unwahr erscheinen, ja den Eindruck von Gespenstern machen, indeß ein Werk, in dem der Begriff herrschend ist, ihn mit der vollen Kraft der Wahrheit ergreift, ja ihn erst in die ächt wirkliche Welt versetzt? woher kommt es, wenn nicht aus dem mehr oder weniger dunkeln Gefühl, welches ihm sagt, daß der Begriff das allein Lebendige in den Dingen ist, alles andere aber wesenlos und eitler Schatten? Aus demselben Grundsatz erklären sich alle entgegengesetzte Fälle, welche als Beyspiele der Uebertreffung der Natur durch die Kunst angeführt werden. Wenn sie den schnellen Lauf menschlicher Jahre anhält, wenn sie die Kraft entwickelter Männlichkeit mit dem sanften Reitz früher Jugend verbindet, oder eine Mutter erwachsener Söhne und Töchter in dem vollen Bestand kräftiger Schönheit zeigt: was thut sie anders, als daß sie aufhebt, was unwesentlich ist, die Zeit? Hat nach der Bemerkung des trefflichen Kenners ein jedes Gewächs der Natur nur einen Augenblick der wahren vollendeten Schönheit: so dürfen wir sagen, daß es auch nur Einen Augenblick des vollen Daseyns habe. In diesem Augenblick ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist: außer diesem kommt ihm nur ein Werden und ein Vergehen zu. Die Kunst, indem sie das Wesen in jenem Augenblick darstellt, hebt es aus der Zeit heraus; sie läßt es in seinem reinen Seyn, in der Ewigkeit seines Lebens erscheinen.

2.

Ganz anders scheint es mit der Mahlerei als mit der Skulptur beschaffen. Denn jene stellt nicht wie diese durch körperliche Dinge, sondern durch Licht und Farbe, also selbst durch ein unkörperliches und gewissermaßen geistiges Mittel

dar: auch giebt sie ihre Bilder keinesweges für die Gegenstände selbst, sondern will sie ausdrücklich als Bilder angesehen wissen. Sie legt darum schon an und für sich auf die Materie nicht jenes Gewicht der Plastik, und scheint aus diesem Grunde zwar den Stoff über den Geist erhebend, tiefer als in gleichem Falle die Plastik unter sich selbst zu sinken, dagegen mit desto größerer Befugniß in die Seele ein deutliches Uebergewicht legen zu dürfen. Wo sie dem Höchsten nachstrebt, wird sie allerdings die Leidenschaften durch Charakter veredeln oder durch Anmuth mäßigen, oder die Macht der Seele in ihnen zeigen; dagegen aber sind eben jene höheren Leidenschaften, die auf der Verwandtschaft der Seele mit einem obersten Wesen beruhen, ihrer Natur vollkommen angemessen. Ja, wenn die Plastik die Kraft, wodurch ein Wesen nach außen besteht und in der Natur wirkt, mit der, wodurch es nach innen und als Seele lebt, vollkommen gleich abwägt, und das bloße Leiden selbst von der Materie ausschließt, so mag dagegen die Mahlerei in dieser zum Vortheil der Seele den Charakter der Kraft und Thätigkeit mindern und in den der Hingebung und Duldsamkeit verwandeln, wodurch es scheint, daß der Mensch für Eingebungen der Seele und höhere Einflüsse überhaupt empfänglicher werde.

Aus diesem Gegensatz allein schon erklärt sich nicht nur das nothwendige Vorherrschen der Plastik im Alterthum, der Mahlerei in der neueren Welt, indem jenes auch durchaus plastisch gesinnt war, dieses aber sogar die Seele zum leidenden Organ höherer Offenbarungen macht; auch dieses zeigt sich, daß nach dem Plastischen in Form und Darstellung streben, nicht hinreicht, daß vor allem erfodert würde, auch plastisch, d. h. antik zu denken und zu empfinden. Ist aber die Ausschweifung der Plastik in das Mahlerische ein Verderb der Kunst; so ist die Zusammenziehung der Mahlerei auf plastische Bedingung und Form eine derselben willkührlich auferlegte Beschränkung. Denn wenn jene, gleich der Schwere, auf Einen Punkt hinwirket, so darf die Mahlerei wie das Licht den ganzen Weltraum, schaffend, erfüllen.

Beweis dieser unbeschränkten Universalität der Mahlerei ist die Geschichte selbst und das Beispiel der größten Meister, welche ohne das Wesen ihrer Kunst zu verletzen, jede besondere Stufe derselben für sich zur Vollendung ausbildeten, so daß wir dieselbe Folge, die in dem Gegenstande nachgewiesen werden konnte, auch in der Historie der Kunst wiederfinden können.

Zwar nicht genau nach der Zeit, aber doch der That nach. Denn so stellet sich durch Michel Angelo die mächtigste Epoche der freigewordenen Kunst dar, jene, wo sie in ungeheuren Geburten ihre noch ungebändigte Kraft zeigt: wie nach den Dichtungen sinnbildlicher Vorwelt die Erde nach den Umarmungen des Uranos erst Titanen und himmelstürmende Giganten hervorbrachte, bevor das sanfte Reich stiller Götter hervorging. So scheinet uns das Werk des jüngsten Gerichtes, womit als dem Inbegriff seiner Kunst jener Riesengeist die Sixtinische Halle erfüllte, mehr an die ersten Zeiten der Erde und ihrer Geburten als an ihre letzten zu erinnern. Nach den verborgensten Gründen organischer, besonders menschlicher Gestalt hingezogen, vermeidet er das Schreckliche nicht; ja er sucht es absichtlich, und stört es in den dunkeln Werkstätten der Natur aus seiner Ruhe auf. Mangel der Zartheit, Anmuth, Gefälligkeit wiegt er durch das Aeußerste der Kraft auf, und erregt er durch seine Darstellungen Entsetzen, so ist es der Schrecken, welchen der Fabel zu Folge der alte Gott Pan verbreitet, wenn er plötzlich in den Versammlungen der Menschen erscheint. Die Natur bringt in der Regel durch Sonderung und Ausschließung entgegengesetzter Eigenschaften das Außerordentliche hervor: so mußte in Michel Angelo Ernst und tiefsinnige Naturkraft mehr denn Sinn für Anmuth und Empfindung der Seele walten, um das Höchste rein plastischer Kraft in der Mahlerei neuerer Zeiten zu zeigen.

Nach der Besänftigung der ersten Gewalt und des heftigen Triebs der Geburt verklärt sich in Seele der Naturgeist und die Grazie wird geboren. Zu dieser Stufe gelangte, nach Leonardo da Vinci, die Kunst durch Correggio, in dessen Werken die sinnliche Seele der wirkende Grund der Schönheit ist. Nicht nur in den weichen Umrissen seiner Gestalten ist dieß sichtbar; auch in den Formen, welche denen der rein sinnlichen Naturen in den Werken des Alterthums am meisten ähnlich sind. In ihm blühet das wahre goldne Zeitalter der Kunst, welches der Erde die sanfte Herrschaft des Kronos verlieh: hier lächelt spielende Unschuld, heitre Begier und kindliche Lust aus offnen und fröhlichen Gesichtern; und hier werden die Saturnalien der Kunst gefeiert. Der Gesammtausdruck jener sinnlichen Seele ist das Helldunkel, welches Correggio mehr als irgend ein anderer ausgebildet. Denn das, was dem Mahler die Stelle der Materie vertritt, ist das Dunkel, und dieses ist der Stoff, an den er die flüchtige Erscheinung des Lichts und der Seele heften muß. Je-

mehr also das Dunkel mit dem Hellen verschmilzt, so daß aus beiden nur Ein Wesen und gleichsam Ein Leib und Eine Seele wird, desto mehr erscheint das Geistige körperlich, das Körperliche auf die Stufe des Geistes gehoben.

Nachdem die Schranken der Natur überwunden, das Ungeheure, die Frucht der ersten Freiheit, verdrungen ist, Form und Gestalt durch das Vorgefühl der Seele verschönt sind: klärt sich der Himmel auf, das gemilderte Irdische kann sich mit dem Himmlischen, dieses hinwiederum mit dem sanft Menschlichen verbinden. Raphael nimmt Besitz vom heitern Olymp und führt uns mit sich von der Erde hinweg in die Versammlung der Götter, der bleibenden, seligen Wesen. Die Blüthe des gebildetsten Lebens, der Duft der Phantasie, sammt der Würze des Geistes hauchen vereint aus seinen Werken. Er ist nicht mehr Mahler, er ist Philosoph, er ist Dichter zugleich. Der Macht seines Geistes stehet die Weisheit zur Seite, und wie er die Dinge darstellt, so sind sie in der ewigen Nothwendigkeit geordnet. In ihm hat die Kunst ihr Ziel erreicht, und weil das reine Gleichgewicht von Göttlichem und Menschlichem fast nur in einem Punkte seyn kann, so ist seinen Werken das Siegel der Einzigkeit aufgedrückt.

Von hier aus konnte die Mahlerei, um jede in ihr gegründete Möglichkeit zu erfüllen, nur nach Einer Seite noch sich weiter bewegen, und was auch bey der späteren Wiedererneuerung der Kunst unternommen und nach welchen verschiedenen Richtungen hin sie sich versucht hat, so scheint es doch nur Einem gelungen, den Kreis der großen Meister mit einer Art von Nothwendigkeit zu schließen. Wie den Kreis der alten Göttergeschichten die neue Fabel der Psyche schließt: so konnte die Mahlerei durch das Vorgewicht, das sie der Seele gab, noch eine neue, wenn gleich nicht höhere Kunststufe gewinnen. Zu dieser trachtete Guido Reni und wurde der eigentliche Mahler der Seele. Dahin scheint uns sein ganzes, oft ungewisses und in manchem Werke in's Unbestimmte sich verlierendes Streben gedeutet werden zu müssen, dessen Aufschluß neben vielleicht wenigen andern das Meisterbild seiner Kunst geben möchte, das in der großen Sammlung unsres Königes zur allgemeinen Bewunderung aufgestellt ist. In der Gestalt der gen Himmel erhobnen Jungfrau ist alles plastisch Herbe und Strenge bis auf die letzte Spur getilgt; ja scheint nicht in ihr die Mahlerei selbst, wie die freigelaßne der harten Formen entbundne Psyche auf eignen Fittigen sich zur Verklärung emporzuschwingen? Hier ist kein Wesen, das mit

entschiedner Naturkraft nach außen besteht; Empfänglichkeit und stille Duldsamkeit drückt alles an ihr aus, bis auf jenes leichtvergängliche Fleisch, dessen Eigenschaft die welsche Sprache mit dem Namen der morbidezza bezeichnet, ganz verschieden von dem, mit welchem Raphael die herabkommende Himmelskönigin bekleidet, wie sie dem anbetenden Pabst und einer Heiligen erscheinet. Ist freylich die Bemerkung gegründet, daß das Vorbild der weiblichen Köpfe des Guido die Niobe des Alterthums ist, so liegt der Grund dieser Aehnlichkeit doch gewiß nicht in einer bloß willkührlichen Nachahmung; vielleicht daß ein gleiches Streben auf gleiche Mittel führte. Wenn die florentinische Niobe ein Aeußerstes für die Plastik und die Darstellung der Seele in ihr ist: so ist das uns bekannte Bild ein Aeußerstes für die Mahlerei, welche hier sogar das Bedürfniß von Schatten und Dunkel abzulegen und beinahe mit reinem Lichte zu wirken wagt.

XXXI.

v. Hardenberg.

Friedrich von Hardenberg oder (wie er sich selbst genannt hat) Novalis, war der älteste Sohn des Baron v. Hardenberg, Direktors der Sächsischen Salinen, und am 2. Mai 1772 auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld geboren. Nach einer gefährlichen Krankheit in seinem neunten Jahre erwachte plötzlich sein Geist und entwickelte rasch die seltensten Fähigkeiten. Gedichte wurden früh schon seine liebste Erholung, besonders Mährchen. Die Wissenschaften trieb er bald mit großem Fleiß, vor allen die Geschichte. Im Jahr 1789 besuchte er ein Gymnasium, und im Herbst des folgenden Jahres gieng er, um zu studiren, nach Jena. Hier blieb er bis 1792, und besuchte dann mit seinem Bruder die Universität Leipzig; im folgenden Jahre gieng er nach Wittenberg, und vollendete dort seine Studien. In diesen Jahren lernte er Friedrich Schlegel und Fichte kennen, deren Be-

kanntschaft einen bleibenden Einfluß auf sein ganzes Leben gehabt hat. Nachdem er Wittenberg verlassen, gieng er nach Arnstadt in Thüringen, um sich in praktischen Geschäften unter dem Kreisamtmann Just zu üben. Hier lernte er auf einem benachbarten Landgute das liebenswürdige Fräulein Sophie v. Kühn kennen. Die Liebe zu ihr ward die Seele und der Inhalt seines ganzen Lebens. Doch schon im Spätherbst des Jahres 1795 ward Sophie von einer gefährlichen Krankheit befallen, die, obzwar scheinbar geheilt, den Keim des Todes in der holden Blüthe zurückließ. Am Schluß des Jahres 1795 ward der junge Hardenberg indeß zu Weißenfels als Auditor beim Salinenwesen angestellt, und lebte seitdem daselbst im elterlichen Hause heiter und ruhig. Allein Sophie eilte indeß unbemerkt einem frühen Tode entgegen, der am 19. März 1797 endlich zu Grüningen erfolgte. Seitdem lebte Novalis nur seinem Schmerze. Es ward ihm natürlich, die sichtbare und unsichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten, und Leben und Tod nur noch durch die Sehnsucht nach diesem zu trennen. Zugleich aber ward ihm auch das Leben ein verklärtes, und sein ganzes Wesen zerfloß wie in einen hellen bewußtvollen Traum eines höhern Daseyns, während er selbst sich von nun an als Fremdling auf Erden betrachtete. In diese Zeit, besonders in den Herbst dieses Jahres fallen die meisten jener Aufsätze, die nachher unter dem Titel Fragmente erschienen sind, so wie die Hymnen an die Nacht. Im Dezember 1797 gieng er nach Freyberg, wo durch die Bekanntschaft und Lehre des berühmten Werner's seine Liebe zur Naturwissenschaft und zum Bergbau von neuem erwachte. Im Jahre 1799 kehrte er wieder zu seinem Vater zurück, und wurde unter diesem als Assessor und Amtshauptmann des Thüringischen Kreises angestellt. Jetzt besuchte er wieder Jena fleißig, wo er den genialischen Ritter, so wie Tieck und A. W. Schlegel kennen lernte. Im Herbst dieses Jahres hielt er sich lange an einem einsamen Orte, in der güldnen Aue in Thüringen am Fuße des Kyfhäuser Berges auf, und in dieser Einsamkeit arbeitete er einen großen

Theil des Heinrich von Ofterdingen aus. Zu Anfang des Jahres 1800 war er wieder in Weißenfels, begeistert von Plänen zu künftiger Thätigkeit. Aber seit dem August desselben Jahres zeigte sich bei ihm Blutauswerfen, welches immer bedenklicher wurde, bis endlich am 25. März 1801 ein sanfter Schlaf ihn in das „Land seiner Sehnsucht" hinüberführte.

So starb Novalis, gerade in dem Zeitpunkt, wo sein philosophisches Genie und sein reiches Dichtertalent das Vaterland zu den höchsten Hofnungen berechtigte. Unter seinen hinterlassenen Schriften, welche von Fr. Schlegel und Tieck (Berlin 1802. 2 Bde.) herausgegeben worden, befindet sich sein geistreicher, aber unvollendeter Roman: Heinrich von Ofterdingen; außerdem besitzen wir noch von ihm Hymnen an die Nacht, ferner geistliche Lieder, voll tiefem Andachtsgefühl und in der neueren Zeit noch unübertroffen, und seine Fragmente, ein reicher Schatz tiefsinniger Ahndungen, Andeutungen, Gedanken und Bemerkungen über Leben, Religion, Wissenschaft und Kunst.

---

1. Aus dem Heinrich von Ofterdingen.

1.

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längst einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen sollen. Einige gute Freunde des alten Ofterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeschäften dahin reisen. Da faßte die Mutter den Entschluß, bey dieser Gelegenheit jenen Wunsch auszuführen, und es lag ihr dieß um so mehr am Herzen, weil sie seit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit stiller und in sich gekehrter war, als sonst. Sie glaubte, er sei mißmüthig oder krank, und eine weite Reise, der Anblick neuer Menschen und Länder, und wie sie verstohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin, würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen so theilnehmenden und lebensfrohen Menschen aus ihm machen, wie er sonst

gewesen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maaßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er schon lange, nach den Erzählungen seiner Mutter und mancher Reisenden, wie ein irdisches Paradies sich gedacht, und wohin er oft vergeblich sich gewünscht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden seiner Vaterstadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Gesichte gekommen. Bey der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und still zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürstlichen Lebens dürfte sich schwerlich mit den Annehmlichkeiten messen, die in spätern Zeiten ein bemittelter Privatmann sich und den Seinigen ohne Verschwendung verschaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthschaften und Habseligkeiten, die der Mensch zum mannichfachen Dienst seines Lebens um sich her versammelt, desto zarter und tiefer. Sie waren den Menschen werther und merkwürdiger. Zog schon das Geheimniß der Natur und die Entstehung ihrer Körper den ahndenden Geist an: so erhöhte die seltnere Kunst ihrer Bearbeitung, die romantische Ferne, aus der man sie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da sie sorgfältiger bewahrt, oft das Besitzthum mehrerer Nachkommenschaften wurden, die Neigung zu diesen stummen Gefährten des Lebens. Oft wurden sie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines besondern Segens und Schicksals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine liebliche Anmuth schmückte diese Zeit mit einer eigenthümlichen ernsten und unschuldigen Einfalt, und die sparsam vertheilten Kleinodien glänzten desto bedeutender in dieser Dämmerung, und erfüllten ein sinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr ist, daß erst eine geschickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der sichtbaren Welt offenbart, und sich hier ein neues höheres Auge aufzuthun scheint, so war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthschaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen scheint, wie in einem Zwischenreiche, eine höhere, geistige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unsers Wohnplatzes, die an unterirdischen und überirdischen Schätzen reichsten Gegenden in der Mitte zwischen den wilden, unwirth-

lichen Urgebürgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, so hat sich auch zwischen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunstreichen, vielwissenden und begüterten Weltalter eine tiefsinnige und romantische Zeit niedergelassen, die unter schlichtem Kleide eine höhere Gestalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und also vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte, und itzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegenging. Er nahm Abschied von seinen Gespielen und seinem Lehrer, dem alten weisen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem stillen Gebete entließ. Die Landgräfin war seine Pathin; er war oft auf der Wartburg bei ihr gewesen. Auch jetzt beurlaubte er sich bei seiner Beschützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm schied.

In wehmüthiger Stimmung verließ Heinrich seinen Vater und seine Geburtsstadt. Es ward ihm jetzt erst deutlich, was Trennung sey; die Vorstellungen von der Reise waren nicht von dem sonderbaren Gefühle begleitet gewesen, was er jetzt empfand, als zuerst seine bisherige Welt von ihm gerissen, und er wie auf ein fremdes Ufer gespült ward. Unendlich ist die jugendliche Trauer bei dieser ersten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdischen Dinge, die dem unerfahrnen Gemüth so nothwendig und unentbehrlich, so fest verwachsen mit dem eigenthümlichsten Daseyn, und so unveränderlich wie dieses, vorkommen müssen. Eine erste Ankündigung des Todes bleibt die erste Trennung unvergeßlich, und wird, nachdem sie lange wie ein nächtliches Gesicht den Menschen beängstigt hat, endlich bei abnehmender Freude an den Erscheinungen des Tages, und zunehmender Sehnsucht nach einer bleibenden sichern Welt, zu einem freundlichen Wegweiser und einer tröstenden Bekanntschaft. Die Nähe seiner Mutter tröstete den Jüngling sehr. Die alte Welt schien noch nicht ganz verloren, und er umfaßte sie mit verdoppelter Innigkeit. Es war früh am Tage, als die Reisenden aus den Thoren von Eisenach fortritten, und die Dämmerung begünstigte Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward, desto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekannten Gegenden; und als auf einer Anhöhe die verlassene Landschaft von der aufgehenden Sonne auf einmal erleuchtet wurde, so fielen dem überraschten Jüngling alte Melodien seines Innern in den trüben Wechsel seiner

Gedanken ein. Er sah sich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geschaut, und die er oft sich mit sonderbaren Farben ausgemahlt hatte. Er war im Begriff, sich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume stand vor ihm, und er sah nach Thüringen, welches er jetzt hinter sich ließ, mit der seltsamen Ahndung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher sie itzt reisten, in sein Vaterland zurückkommen, und als reise er daher diesem eigentlich zu.

2.

Menschen, die zum Handeln, zur Geschäftigkeit geboren sind, können nicht früh genug alles selbst betrachten und beleben. Sie müssen überall selbst Hand anlegen und viele Verhältnisse durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerstreuungen vieler und mannichfaltiger Gegenstände gewissermaßen abhärten, und sich gewöhnen, selbst im Drange großer Begebenheiten, den Faden ihres Zwecks festzuhalten, und ihn gewandt hindurchzuführen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer stillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in sich gekehrte Zuschauerin, sie muß unablässig nach Außen gerichtet, und eine emsige, schnell entscheidende Dienerin des Verstandes seyn. Sie sind Helden, und um sie her drängen sich die Begebenheiten, die geleitet und gelöst seyn wollen. Alle Zufälle werden zu Geschichten unter ihrem Einfluß, und ihr Leben ist eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und seltsamer Ereignisse.

Anders ist es mit jenen ruhigen, unbekannten Menschen, deren Welt ihr Gemüth, deren Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leises Bilden ihrer innern Kräfte ist. Keine Unruhe treibt sie nach außen. Ein stiller Besitz genügt ihnen, und das unermeßliche Schauspiel außer ihnen reizt sie nicht, selbst darin aufzutreten, sondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um seiner Betrachtung ihre Muße zu widmen. Verlangen nach dem Geiste desselben hält sie in der Ferne, und er ist es, der sie zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüths in dieser menschlichen Welt bestimmte, während jene die äußeren Gliedmaßen und Sinne, und die ausgehenden Kräfte derselben vorstellen.

Große und vielfache Begebenheiten würden sie stören. Ein einfaches Leben ist ihr Loos, und nur aus Erzählungen und

Schriften müssen sie mit dem reichen Inhalt und den zahllosen Erscheinungen der Welt bekannt werden. Nur selten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall sie auf einige Zeit in seine raschen Wirbel mit hineinziehen, um durch einige Erfahrungen sie von der Lage und dem Charakter der handelnden Menschen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn schon genug von nahen unbedeutenden Erscheinungen beschäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darstellen, und sie werden keinen Schritt thun, ohne die überraschendsten Entdeckungen in sich selbst über das Wesen und die Bedeutung derselben zu machen. Es sind die Dichter, diese seltenen Zugmenschen, die zuweilen durch unsre Wohnsitze wandeln, und überall den alten ehrwürdigen Dienst der Menschheit und ihrer ersten Götter, der Gestirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Gesundheit und des Frohsinns erneuern; sie, die schon hier im Besitz der himmlischen Ruhe sind, und von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdischen Früchte einathmen, ohne sie zu verzehren, und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu seyn. Freie Gäste sind sie, deren goldener Fuß nur leise auftritt, und deren Gegenwart in Allen unwillkürlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läßt sich, wie ein guter König, frohen und klaren Gesichtern nach aufsuchen, und er ist es, der allein den Namen eines Weisen mit Recht führt. Wenn man ihn mit dem Helden vergleicht, so findet man, daß die Gesänge der Dichter nicht selten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen erweckt, Heldenthaten aber wohl nie den Geist der Poesie in irgend ein Gemüth gerufen haben.

---

2. Aus den Fragmenten von Novalis.

Scham ist wohl ein Gefühl der Profanazion. Freundschaft, Liebe und Pietät sollten geheimnißvoll behandelt werden. Man sollte nur in seltnen vertrauten Momenten davon reden, sich stillschweigend darüber einverstehen. Vieles ist zu zart um gedacht, noch mehres um besprochen zu werden.

Alle Zufälle unsers Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans.

Derjenige wird nie als Darsteller etwas leisten, der nichts weiter darstellen mag, als seine Erfahrungen, seine Lieblingsgegenstände, der es nicht über sich gewinnen kann, auch einen ganz fremden, ihm ganz uninteressanten Gegenstand, mit Fleiß zu studiren und mit Muße darzustellen. Der Darsteller muß alles darstellen können und wollen. Dadurch entsteht der große Stil der Darstellung, den man mit Recht an Göthe so sehr bewundert.

Alles, was dem sich bildenden Menschen noch schwer dünkt, das sollte er gerade mit seinen Kräften versuchen, um es mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit heben und bewegen zu können; dadurch gewinnt er es lieb, denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt.

Der Mensch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an sein Daseyn. Vor der Hand giebts kein anderes Mittel der Geisterwirkungen auf dieser Welt. Daher ist es Pflicht, an die Verstorbenen zu denken. Es ist der einzige Weg, in Gemeinschaft mit ihnen zu bleiben. Gott selbst ist auf keine andre Weise bei uns wirksam, als durch den Glauben.

Wünsche und Begehrungen sind Flügel. Es giebt Wünsche und Begehrungen, die so wenig dem Zustande unsers irdischen Lebens angemessen sind, daß wir sicher auf einen Zustand schließen können, wo sie zu mächtigen Schwingen werden, auf ein Element, das sie heben wird, und auf Inseln, wo sie sich niederlassen können.

Die Menschheit ist der höhere Sinn unsers Planeten, der Stern, der dieses Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt.

Krankheiten, besonders langwierige, sind Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemüthsbildung. Man muß sie durch tägliche Bemerkungen zu benutzen suchen. Ist denn nicht das Leben des gebildeten Menschen eine beständige Aufforderung zum Lernen? Der gebildete Mensch lebt durchaus für die Zukunft; sein Leben ist Kampf, seine Erhaltung und sein Zweck Wissenschaft und Kunst. — Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, sondern in Jahren u. s. w. zu leben, desto edler wird man. Die hastige Unruhe, das kleinliche

Treiben des Geistes, geht in große, ruhige, einfache und vielumfassende Thätigkeit über; und die herrliche Geduld findet sich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, diese Grundvesten unsers Daseyns. — Jede Bedrängniß der Natur ist eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur.

Wie der Mahler mit ganz andern Augen, als der gemeine Mensch die sichtbaren Gegenstände sieht, so erfährt auch der Dichter die Begebenheiten der äußern und innern Welt auf eine sehr verschiedne Weise vom gewöhnlichen Menschen. Nirgends aber ist es auffallender, daß es nur der Geist ist, der die Gegenstände, die Veränderungen des Stoffes poetisirt, und daß das Schöne, der Gegenstand der Kunst, uns nicht gegeben wird, oder in den Erscheinungen schon fertig liegt, als in der Musik. Alle Töne, welche die Natur hervorbringt, sind rauh und geistlos, nur der musikalischen Seele dünkt oft das Rauschen des Waldes, das Pfeifen des Windes, der Gesang der Nachtigall, das Plätschern des Baches melodisch und bedeutsam.

Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling so begeistern, es ist der stille weissagende Geist unendlicher Hofnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daseyns so mannichfaltiger Naturen, die Ahndung höherer ewiger Blüten und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der gesellig sich entfaltenden Welt.

Jede künstliche Gestalt, jeder erfundene Charakter hat mehr oder weniger Leben, und Ansprüche und Hofnungen des Lebens. Die Gallerien sind Schlafkammern der zukünftigen Welt. Der Historiker, der Philosoph und der Künstler der künftigen Welt ist hier einheimisch; er bildet sich hier und lebt für diese Welt. Wer unglücklich in der jetzigen Welt ist, wer nicht findet was er sucht, der gehe in die Bücher- und Künstlerwelt, in die Natur, diese ewige Antike und Moderne zugleich, und lebe in dieser Ecclesia pressa der bessern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiß. Sie schlummern, aber weissagenden, vielbedeutenden Schlummer. Einst kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der bessern Welt, wie Pygmalion, seine um sich geschaffene und versammelte Welt mit der Glorie einer

höhern Morgenröthe erwachen, und seine lange Treue und Liebe erwiedern sieht.

Die Natur ist eine Aeolsharfe, ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tasten höherer Saiten in uns sind.

Die Musik redet eine allgemeine Sprache, durch welche der Geist frei, unbestimmt angeregt wird; dies thut ihm so wohl, so bekannt und vaterländisch, er ist auf diese kurzen Augenblicke in seiner Heimath. Alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt sich in ihm, Hofnung und Sehnsucht.

Bücher sind eine moderne Gattung historischer Wesen, aber eine höchst bedeutende. Sie sind vielleicht an die Stelle der Traditionen getreten.

Der wahre Leser muß der erweiterte Autor seyn; er ist die höhere Instanz, welche die Sache von der niedern Instanz schon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelst dessen der Autor die Materialien seiner Schrift geschieden hat, scheidet beim Leser wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leser nach seiner Idee das Buch bearbeiten würde, so würde ein zweiter Leser noch mehr läutern, und so wird dadurch, daß die bearbeitete Masse immer wieder in frischthätige Gefäße kömmt, die Masse endlich wesentlicher Bestandtheil, Glied des wirksamen Geistes. — Durch unpartheiisches Wiederlesen seines Buchs kann der Autor es selbst läutern. Bei Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe so selten ist, völlig in eine fremde Idee hineinzugehn, oft selbst beim Autor. Es ist kein Merkmal größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks ist die größere Schärfe des Sinns ganz natürlich.

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher ist der am meisten gebildete irdische Mensch dem Kinde so ähnlich.

Der vollendete Mensch muß gleichsam an mehreren Orten und in mehreren Menschen leben, ihm müssen beständig ein weiter Kreis und mannichfache Begebenheiten gegenwärtig seyn. Hier bildet sich dann die wahre, großartige Gegenwart des

Geistes, die den Menschen zum eigentlichen Weltbürger macht, und ihn in jedem Augenblicke seines Lebens durch die wohlthätigsten Associationen reizt, stärkt, und in die helle Stimmung einer besonnenen Thätigkeit versetzt.

Man sollte sich schämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte, zu denken, was man wollte. Bitte Gott um seinen Beistand, daß er die ängstlichen Gedanken verjagen helfe. Lerne nur erst einen ängstlichen Gedanken auch gleich als solchen erkennen. Mit innigem Gebet und festem Vorsatz ist vieles möglich. Sobald du ängstlich wirst, und bängliche, traurige Vorstellungen sich dir aufdringen, so fange an recht herzlich zu beten. Gelingt es die ersten Male nicht, so gelingt es gewiß mit der Zeit. Hat man Gott im Herzen, so grübelt man nicht; dann ist nur Eine große erhebende Empfindung in der Seele. Auf dem göttlichen Gesichtspunkt giebt es keine Wolken; da ist nur Ein Glanz, Eine Herrlichkeit.

XXXIII.

Tieck.

Ludwig Tieck, der als Dichter wie als Kunstrichter am meisten für jene neue Richtung in deutscher Poesie und Kunst, welche man wohl die romantische zu nennen pflegt, mitgewirkt hat, wurde am 31. Mai des Jahres 1773 zu Berlin geboren. Nachdem er auf einem Gymnasium seiner Vaterstadt sich für die Wissenschaften gebildet und seine Universitätsjahre zu Halle vollendet hatte, beschäftigte er sich in Berlin nebst seinem, leider zu früh verstorbenen, Jugendfreunde Wackenroder besonders mit dem Studium der bildenden Kunst, der altdeutschen Dichtungen und der gesammten modernen Literatur. Nachdem er durch seine ersten Romane William Lowell (1795) und Peter Leberecht (1795), so wie durch seine Volksmährchen (1797) die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hatte, zeigte sich sehr bald seine pole-

mische Richtung gegen die moderne sogenannte Aufklärung und gegen die gemeine prosaische Ansicht der Poesie. Aus den Papieren seines Freundes Wackenroder gab er die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders (1797) und den Nachlaß desselben, Phantasien über die Kunst (1799), vermehrt mit eigenen Aufsätzen heraus, während er in seinem anziehenden Kunstromane: Franz Sternbalds Wanderungen (1798. 2 Bde.), eine durchaus religiöse Ansicht der Kunst, und eine wahrhaft andächtige Begeisterung für dieselbe entfaltete. Nach seiner Vermählung mit der Tochter des Pastor Alberti zu Hamburg, lebte er eine Zeit lang zu Jena, wo er mit den Brüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel, mit Novalis und andern verwandten Geistern die engste Freundschaft schloß. In diese Zeit fällt seine geistreiche Uebersetzung des spanischen Don Quixote (1799. ff.), ferner seine romantischen Dichtungen (1799. f.) und sein poetisches Journal (1800), in denen einerseits die begeisterte Verehrung für die romantische Poesie so wie andrerseits die Verspottung der gemeinen unpoetischen Ansichten lebendig hervortritt. In Dresden, wo er in den Jahren 1801 und 1802 im befreundeten Umgange Fr. Schlegels lebte, gab er im Verein mit A. W. Schlegel den Musenalmanach auf das J. 1802 heraus, worin sich Tieck als lyrischen Dichter von tiefem Gemüth und einer zarten Auffassung der Natur und des Lebens zeigte. Hierauf lebte er theils in Berlin, theils auf dem Landgute Ziebingen bei Frankfurt a. O. in poetischer Muße, gab in einer freien Bearbeitung eine Auswahl altdeutscher Minnelieder (1803) und sodann seine große romantische Dichtung, den Kaiser Octavianus (1804), heraus. Auf einer Reise nach Italien entwickelten sich seine Kunstansichten zu noch höherer Reife. Nach seiner Rückkehr (1806) lebte er eine Zeit lang, von Krankheitszufällen heimgesucht, in München, bis er sich wieder nach seinem ländlichen Aufenthaltsorte Ziebingen zurückwandte. Hier gab er eine prosaische Bearbeitung von Ulrich von Lichtensteins Frauendienst, einer altdeutschen Ritter-

dichtung, heraus (1812), und sodann eine verbesserte und vermehrte Sammlung seiner früheren Erzählungen, Novellen und dramatischen Spiele in seinem Phantasus (1814. ff. 3 Bde.). Aus seiner fortgesetzten Beschäftigung mit den Dichtungen des Mittelalters gieng sein Altenglisches Theater (1814. ff.), worin er altenglische Dramen aus Shakespeare's Jugendzeit in gelungener Uebersetzung bekannt machte, so wie sein Altdeutsches Theater (1817) hervor, in welchem letzteren er die Anfänge und Erstlingsversuche der dramatischen Dichtung unter den Deutschen (seit Hans Sachs) in einer zweckmäßigen Auswahl zusammenstellte. Gleichwohl verlor er die große Hauptaufgabe, welcher er bereits seit Jahren einen großen Theil seiner Muße gewidmet hatte, das Studium der Werke Shakespeare's, nie aus den Augen. Um dieselbe ihrer Vollendung näher zu bringen, unternahm er (1818) eine Reise nach London, um die dortigen geschichtlichen und handschriftlichen Sammlungen und Schätze für sein großes Werk zu benutzen. Seitdem lebt Tieck in Dresden, amtlos, in wissenschaftlicher Thätigkeit. Eine Sammlung seiner sämmtlichen lyrischen Gedichte ist so eben erschienen (Dresden 1821).

Aus Sternbalds Wanderungen.

1.

So sind wir denn nun endlich aus den Thoren der Stadt, sagte Sebastian, indem er stille stand und sich freier umsah.

Endlich? antwortete seufzend Franz Sternbald, sein Freund. Endlich? Ach nur zu früh, allzufrüh.

Die beiden Menschen sahen sich bei diesen Worten lange an, und Sebastian legte seinem Freunde zärtlich die Hand an die Stirne und fühlte, daß sie heiß sei. — Dich schmerzt der Kopf, sagte er besorgt, und Franz antwortete: Nein, das ist es nicht, aber daß wir uns bald trennen müssen.

Noch nicht! rief Sebastian mit einem wehmüthigen Erzürnen aus, so weit sind wir noch lange nicht, ich will dich wenigstens eine Meile begleiten.

Sie gaben sich die Hände und giengen stillschweigend auf einem schmalen Weg nebeneinander.

Jetzt schlug es in Nürnberg vier Uhr und sie zählten aufmerksam die Schläge, obgleich beide recht gut wußten, daß es keine andere Stunde seyn konnte; indem warf das Morgenroth seine Flammen immer höher und es giengen schon undeutliche Schatten neben ihnen und die Gegend trat rund umher aus der ungewissen Dämmerung heraus.

Wie alles noch so still und feierlich ist, sagte Franz, und bald werden sich diese guten Stunden in Saus und Braus, in Getümmel und tausend Abwechselungen verlieren. Unser Meister schläft wohl noch und arbeitet an seinen Träumen, seine Gemählde stehen aber auf der Staffelei und warten schon auf ihn. Es thut mir doch leid, daß ich ihm den Petrus nicht habe können ausmahlen helfen.

Gefällt er dir? fragte Sebastian.

Ueber die maßen, rief Franz aus, es sollte mir fast bedünken, als könnte der gute Apostel, der es so ehrlich meinte, der mit seinem Degen so rasch bei der Hand war und nachher doch aus Lebensfurcht das Verläugnen nicht lassen konnte, und sich von einem Hahn muste eine Buß- und Gedächtnißpredigt halten lassen, als wenn ein solcher beherzter und furchtsamer, starrer und gutmüthiger Apostel nicht anders habe ansehn können als ihn Meister Dürer so vor uns hingestellt hat. Wenn er dich zu dem Bilde läßt, lieber Sebastian, so wende ja allen deinen Fleiß darauf und denke nicht, daß es für ein schlechtes Gemählde gut genug sei. Willst du mir das versprechen?

Er nahm ohne eine Antwort zu erwarten seines Freundes Hand und drückte sie stark, Sebastian sagte: Deinen Johannes will ich recht aufheben und ihn behalten, wenn man mir auch viel Geld dafür böte.

Mit diesen Reden waren sie an einen Fußsteig gekommen, der einen nähern Weg durchs Korn führte. Rothe Lichter zitterten an den Spitzen der Halme und der Morgenwind rührte sich darin und machte Wellen. Die beiden jungen Mahler unterhielten sich noch von ihren Werken und von ihren Planen für die Zukunft, Franz verließ jetzt Nürnberg seine vaterländische Stadt, um in der Fremde seine Kenntniß zu erweitern und nach einer mühseligen Wanderschaft dann als ein vollendeter Meister wieder zurückzukehren. Sebastian blieb noch bei dem wohlverdienten Albrecht Dürer, dessen Name im ganzen Lande ausgebreitet war.

Die Sonne gieng nun in aller Majestät hervor und Sebastian und Franz sahen abwechselnd nach den Thürmen von Nürnberg zurück, deren Kuppeln und Fenster blendend im Schein der Sonne glänzten.

Die jungen Freunde fühlten stillschweigend den Druck des Abschieds, der ihrer wartete, sie sahen jedem kommenden Augenblicke mit Furcht entgegen, sie wußten, daß sie sich trennen müßten und konnten es doch immer noch nicht glauben.

2.

Wir treffen unsern jungen Freund wieder an vor einem Dorfe an der Tauber. Er hatte einen Umweg gemacht, um hier seine Eltern zu besuchen, denn er war als ein Knabe von zwölf Jahren zufälligerweise nach Nürnberg gekommen und auf sein inständiges Bitten bei Meister Albrecht in die Lehre gebracht, er hatte in Nürnberg einige weitläuftige Verwandten die ihn unterstützten. Jetzt hatte er von seinen Eltern, die Bauern waren, lange keine Nachricht bekommen.

Es war noch am Morgen, als er in dem Wäldchen stand, das vor dem Dorfe lag. Hier war sein Spielplatz gewesen, hier war er oft in der stillen Einsamkeit des Abends voll Nachdenken gewandelt, wenn die Schatten immer dichter zusammenwuchsen und das Roth der sinkenden Sonne tief unten durch die Baumstämme äugelte und mit zuckenden Strahlen um ihn spielte. Hier hatte sich zuerst sein Trieb entzündet, und er betrat den Wald mit einer Empfindung wie man in einen heiligen Tempel tritt. Er hatte vor allen einen Lieblingsbaum gehabt, von dem er sich immer kaum hatte trennen können; diesen suchte er jetzt mit großer Emsigkeit auf. Es war eine dicke Eiche mit vielen weit ausgebreiteten Zweigen, die Kühlung und Schatten gaben. Er fand den Baum und den Rasen am Fuße desselben noch eben so weich und frisch, als ehemals. Wie vieler Gefühle aus seiner Kindheit erinnerte er sich an dieser Stelle! wie er gewünscht hatte, oben in dem krausen Gipfel zu sitzen und von da ins weite Land hineinzuschauen, mit welcher Sehnsucht er den Vögeln nachgesehen hatte, die von Zweig zu Zweig sprangen und auf den dunkelgrünen Blättern scherzten, die nicht wie er nach einem Hause rückkehrten, sondern im ewig frohen Leben von glänzenden Stunden angeschienen, die frische Luft einathmeten und Gesang zurückgaben, die das Abend- und Morgen-

roth sahen, die keine Schule hatten und keinen strengen Lehrer. Ihm fiel alles ein, was er vormals gedacht hatte, alle kindische Begriffe und Empfindungen giengen an ihm vorüber und reichten ihm die kleinen Hände und hießen ihn so herzlich willkommen, daß er heftig im Innersten erschrak, daß er nun wieder unter dem alten Baume stehe und wieder dasselbe denke und empfinde, er noch derselbe Mensch sei. Alle zwischenliegenden Jahre, und alles was sie an ihm vermocht hatten, fiel in einem Augenblicke von ihm ab und er stand wieder als Knabe da, die Zeit seiner Kindheit lag ihm so nah, so nah, daß er alles übrige nur für einen vorbeifliegenden Traum halten wollte. Ein Wind rauschte herüber und gieng durch die großen Aeste des Baums, und alle Gefühle, die fernsten und dunkelsten Erinnerungen wurden mit herübergeweht und wie Vorhänge fiel es immer mehr von Franzens Seele zurück und er sah nur sich und die liebe Vergangenheit. Alle frommen Empfindungen gegen seine Eltern, der Unterricht, den ihm seine ersten Bücher gaben, sein Spielzeug fiel ihm wieder bei und seine Zärtlichkeit gegen leblose Gestalten.

Wer bin ich? sagte er zu sich selber und schaute langsam um sich her. Was ist es, daß die Vergangenheit so lebendig in meinem Innern aufsteigt? Wie konnte ich alles, wie konnte ich meine Eltern so lange, fast, wenn ich wahr sein soll, vergessen? Wie wäre es möglich, daß uns die Kunst gegen die besten und theuersten Gefühle verhärten könnte? Und doch kann es nur das sein, daß dieser Trieb mich zu sehr beschäftigte, sich mir vorbaute und die Aussicht des übrigen Lebens verdeckte.

Er stand in Gedanken und die Mahlerstube und Albrecht und seine Kopien kamen ihm wieder in die Gedanken, er setzte seinen Freund Sebastian sich gegen über und hörte schnell wieder durch, was sie nur je mit einander gesprochen hatten; dann sah er wieder um sich und die Natur selbst, der Himmel, der rauschende Wald und sein Lieblingsbaum schienen Athem und Leben zu seinen Gemählden herzugeben, Vergangenheit und Zukunft bekräftigten seinen Trieb und alles was er gedacht und empfunden, war ihm nur deswegen werth, weil es ihn zur Kunstliebe geführt hatte. Er gieng mit schnellen Schritten weiter und alle Bäume schienen ihm nachzurufen, aus jedem Busche traten Erscheinungen hervor und wollten ihn zurückhalten, er taumelte aus einer Erinnerung in die andere, und verlohr sich in ein Labyrinth von seltsamen Empfindungen.

Er kam auf einen freien Platz im Walde, und plötzlich stand er still. Er wußte selbst nicht, warum er inne hielt und verweilte um darüber nachzudenken. Ihm war, als habe er sich hier auf etwas zu besinnen, das ihm so lieb, so unaussprechlich theuer gewesen sei; jede Blume im Grase nickte so freundlich, als wenn sie ihm auf seine Erinnerungen helfen wollte. Es ist hier, gewißlich hier! sagte er zu sich selber, und suchte ämsig nach dem glänzenden Bilde, das wie von schwarzen Wolken in seiner innersten Seele zurückgehalten wurde. Mit einemmahle brachen ihm die Thränen aus den Augen, er hörte vom Felde herüber eine einsame Schalmeie eines Schäfers, und nun wuste er alles. Als ein Knabe von sechs Jahren war er hier im Walde gegangen, auf diesem Platze hatte er Blumen gesucht, ein Wagen kam dahergefahren und hielt still, eine Frau stieg ab und hob ein Kind herunter, und beide giengen auf dem grünen Platze auf und ab und vor dem kleinen Franz vorüber. Das Kind, ein liebliches blondes Mädchen, kam zu Franz und bat um seine Blumen, er schenkte sie ihr alle, ohne selbst seine Lieblinge zurückzubehalten, indeß ein alter Bedienter auf einem Waldhorne blies, und Töne hervorbrachte, die dem jungen Franz damals äußerst wunderbar in die Ohren klangen. So vergieng eine Zeit, und Franz hatte alles vergessen; dann fuhren die Fremden wieder fort, und er erwachte wie aus einem Entzücken zu sich und den gewöhnlichen Empfindungen, den gewöhnlichen Spielen, dem gewöhnlichen Leben von einem Tage zum andern hinüber. Dazwischen klangen immer die holden Waldhornstöne in seine Existenz hinein, und vor ihm stand wie der Mond das holde Angesicht des Kindes, dem er seine Blumen geschenkt hatte, nach denen er im Schlummer oft die Hände ausstreckte, weil ihn dünkte, er erhielte sie von dem Mädchen wieder. Alles Liebe und Holde entlehnte er von ihrem Bilde, alles Schöne was er sah, trug er zu ihrer Gestalt hinüber; wenn er von Engeln hörte, glaubte er einen zu kennen, und sich von ihm gekannt, er war es überzeugt, daß die Feldblumen einst ein Erkennungszeichen zwischen ihnen beiden sein würden.

Als er so deutlich wieder an alles dieses dachte, als ihm einfiel, daß er es in so langer Zeit gänzlich vergessen hatte, setzte er sich ins grüne Gras nieder und weinte; er drückte sein heißes Gesicht an den Boden und küßte mit Zärtlichkeit die Blumen die dort standen. Er hörte in der Trunkenheit wieder die Melodie eines Waldhorns, und konnte sich vor

Wehmuth, vor Schmerzen der Erinnerung und süßen ungewissen Hoffnungen nicht fassen. Bin ich wahnsinnig, oder was ist es mit diesem thörigten Herzen? rief er aus. Welche unsichtbare Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg, und scheucht alle Träume und Wundergestalten, Seufzer und Thränen und verklungene Lieder aus ihrem fernen Hinterhalte hervor? O mein Geist, ich fühle es in mir, strebt nach etwas Ueberirdischem, das keinem Menschen gegönnt ist. Mit magnetischer Gewalt zieht der unsichtbare Himmel mein Herz an sich und bewegt alle Ahndungen durch einander, die längst ausgeweinten Freuden, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zugeben. Und ich kann es keinem Menschen, keinem Bruder einmahl klagen, wie mein Gemüth zugerichtet ist, denn keiner würde meine Worte verstehen. Daher aber gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menschen verliehen ist, und die uns zum Leben nothwendig bleibt, ich matte mich ab in mich selber und keiner hat dessen Gewinn, mein Muth verzehrt sich, ich wünsche was ich selbst nicht kenne. Wie Jakob seh' ich im Traume die Himmelsleiter mit ihren Engeln, aber ich kann nicht selbst hinaufsteigen, um oben in das glänzende Paradies zu schauen, denn der Schlaf hat meine Glieder bezwungen, und was ich sehe und höre, ahnde und hoffe und lieben möchte, ist nur Traumgestalt in mir.

Jetzt schlug die Glocke im Dorfe. Er stand auf und trocknete sich die Augen, indem er weiter gieng, und nun schon die Hütte und die kleine Kirche durch das grüne Laub auf sich zuschimmern sah. Er gieng an einem Garten vorbei, und über den Zaun herüber hieng ein Zweig voll rother schöner Kirschen. Er konnte es nicht unterlassen, einige abzubrechen und sie zu kosten, weil die Frucht dieses Baumes ihn in der Kindheit oft erfreuet hatte; es waren dieselben Zweige, die sich ihm auch jetzt freundlich entgegenstreckten, aber die Frucht schmeckte ihm nicht wie damals. In der Kindheit wird der Mensch von den blanken, glänzenden und vielfarbigen Früchten und ihrem süßen Geschmacke angelockt, das Leben liebzugewinnen, wie es die Schulmeister in den Schulen machen, die mit Süßigkeiten dem Kinde Lust zum Lernen beibringen wollen; nachher verliert sich im Menschen dieses frohe Vorgefühl des Lebens, er ist der Lockungen gewohnt und dagegen abgestumpft.

Franz gieng über den Kirchhof und las die Kreuze im

Vorbeigehn schnell, aber an keinem war der Name seines Vaters oder seiner Mutter angeschrieben, und er fühlte sich zuversichtlicher. Die Mauer des Thürms kam ihm nicht so hoch vor, alles war ihm beengter, das Haus seiner Eltern kannte er kaum wieder. Er zitterte als er die Thür anfaßte, und doch war es ihm schon wieder so gewöhnlich, diese Thür zu öffnen. In der Stube saß seine Mutter mit verbundenem Kopf und weinte; als sie ihn erkannte weinte sie noch heftiger; der Vater lag im Bette und war krank. Er umarmte sie beide mit gepreßtem Herzen, er erzählte ihnen, sie ihm, sie sprachen durcheinander und fragten sich, und wusten doch nicht recht was sie reden sollten. Der Vater war matt und bleich. Franz hatte ihn sich ganz anders vorgestellt, und darum war er nun so gerührt und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der alte Mann sprach viel vom Sterben, von der Hoffnung der Seligkeit, er fragte den jungen Franz, ob er auch Gott noch so treu anhange, wie er ihn immer gelehrt habe. Franz drückte ihm die Hand und sagte: Haben wir in diesem irdischen Leben etwas anders zu suchen, als die Ewigkeit? Ihr liegt nun da an der Gränze, Ihr werdet nun bald in Eurer Andacht nicht mehr gestört werden, und ich will mir gewiß auch alle Mühe geben, mich von den Eitelkeiten zu entfernen.

Liebster Sohn, sagte der Vater, ich sehe, mein Lehren ist an Dir nicht verlohren gegangen. Wir müssen arbeiten, sinnen und denken, weil wir einmahl in diesem Leben, in diesem Joch eingespannt sind, aber darum müssen wir doch nie das Höhere aus den Augen verliehren. Sei redlich in Deinem Gewerbe, damit es Dich ernährt, aber laß nicht Deine Nahrung, Deine Bekleidung den letzten Gedanken Deines Lebens sein; trachte auch nicht nach dem irdischen Ruhme; denn alles ist doch nur eitel, alles bleibt hinter uns, wenn der Tod uns fordert. Mahle, wenn es sein kann, die heiligen Geschichten recht oft, um auch in weltlichen Gemüthern die Andacht zu erwecken.

Franz aß wenig zu Mittage, der Alte schien sich gegen Abend zu erholen. Die Mutter war nun schon daran gewöhnt, daß Franz wieder da sei; sie machte sich seinetwegen viel zu thun, und vernachläßigte den Vater beinahe. Franz war unzufrieden mit sich, er hätte dem Kranken gern alle glühende Liebe eines guten Sohns gezeigt, auf seine letzten Stunden gern alles gehäuft, was ihn durch ein langes Leben hätte begleiten sollen, aber er fühlte sich so verworren und

sein Herz so matt, daß er über sich selber erschrack. Er dachte an tausend Gegenstände die ihn zerstreuten, vorzüglich ein Gemählde von Kranken, von trauernden Söhnen und wehklagenden Müttern, und darüber machte er sich dann die bittersten Vorwürfe.

Als sich die Sonne zum Untergange neigte, gieng die Mutter hinaus, um aus ihrem kleinen Garten, der etwas entfernt war, Gemüse zu hohlen zur Abendmahlzeit. Der Alte ließ sich von seinem Sohn mit einem Sessel vor die Hausthür tragen, um sich von den rothen Abendstrahlen bescheinen zu lassen.

Es stand ein Regenbogen am Himmel, und in Westen regnete der Abend in goldnen Strömen nieder. Schaafe weideten gegenüber, und Birken säuselten, der Vater schien stärker zu sein. Nun sterb' ich gerne, rief er aus, da ich Dich doch noch vor meinem Tode gesehen habe.

Franz konnte nicht viel antworten, die Sonne sank tiefer und schien dem Alten feurig ins Gesicht, der sich wegwendete und seufzte: Wie Gottes Auge blickt es mich noch zu guter letzt an und straft mich Lügen; ach! wenn doch erst alles vorüber wäre! Franz verstand diese Worte nicht, aber er glaubte zu bemerken, daß sein Vater von Gedanken beunruhigt würde. Ach! wenn man so mit hinuntersinken könnte! rief der Alte aus, mit hinunter mit der lieben Gottes Sonne! O wie schön und herrlich ist die Erde, und jenseit muß es noch schöner sein; dafür ist uns Gottes Allmacht Bürge. Bleib immer fromm und gut, lieber Franz, und höre mir aufmerksam zu, was ich Dir jetzt noch zu entdecken habe.

Franz trat ihm näher, und der Alte sagte: Du bist mein Sohn nicht, liebes Kind. — Indem kam die Mutter zurück; man konnte sie aus der Ferne hören, weil sie mit lauter Stimme ein geistliches Lied sang, und der Alte brach sehr schnell ab und sprach von gleichgültigen Dingen. Morgen, sagte er heimlich zu Franz, morgen!

Die Heerden kamen vom Felde mit den Schnittern, alles war fröhlich, aber Franz war sehr in Gedanken versunken, er betrachtete die beiden Alten in einem ganz neuen Verhältnisse zu sich selber, er konnte kein Gespräch anfangen, die letzten Worte seines vermeintlichen Vaters schallten ihm noch immer in den Ohren, und er erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Es ward finster, der Alte ward hineingetragen, und legte sich nieder schlafen; Franz aß mit der Mutter. Plötzlich

hörten sie nicht mehr den Athemzug des Vaters, sie eilten hinzu und er war verschieden. Sie sahen sich stumm an, und nur Brigitte konnte weinen. Ach! so ist er denn gestorben ohne von mir Abschied zu nehmen? sagte sie seufzend; ohne Priester und Einsegnung ist er entschlafen! — Ach! wer auf der weiten Erde wird nun noch mit mir sprechen, da sein Mund stumm geworden ist? Wem soll ich mein Leid klagen, wer wird mir sagen wenn die Bäume blühen, und wenn wir die Früchte abnehmen? — Ach! der gute alte Vater, nun ist es also vorbei mit unserm Umgang, mit unsern Abendgesprächen, und ich kann gar nichts dazu thun, sondern ich muß mich nun so eben darein finden. Unser aller Ende sei eben so sanft!

Die Thränen machten sie stumm, und Franz tröstete sie. Er sah in Gedanken betende Einsiedler, die verehrungswürdigen Märtyrer, und alle Leiden der armen Menschheit giengen in mannichfaltigen Bildern seinem Geiste vorüber.

XXXIV.

Hoffmann.

E. T. A. Hoffmann, ausgezeichnet als humoristischer Darsteller und als geistvoller Romandichter, wurde im J. 1778 zu Königsberg in Preußen geboren. Sehr früh zeigte sich in ihm eine überwiegende Neigung und zugleich ein seltnes Talent für Musik, das sich durch den Unterricht des Organisten Podbielsky in Königsberg bedeutend entwickelte, und seinem ganzen innern Leben eine entscheidende Richtung gab. Nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt in den Wissenschaften vorbereitet hatte, bezog er die dasige Universität, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Nach seinem Abgange von da arbeitete er eine Zeit lang an der Oberamtsregierung zu Großglogau in Niederschlesien, sodann bei dem Kammergericht in Berlin, an welchem letzteren Orte er durch den Umgang und die Anleitung des Kapellmeister Reichardt

noch tiefer in seine Lieblingskunst, die Musik, eingeführt wurde. Im Jahre 1800 ward er Assessor bei der Regierung in Posen, im J. 1802 Rath bei der Regierung in Plozk; drauf (1803) wurde er in gleicher Eigenschaft nach Warschau versetzt. Hier unterbrach der Einfall der Franzosen seine bisherige Laufbahn und beraubte ihn seines Amtes (1806). Seine Lieblingskunst, der er bisher alle Nebenstunden mit Eifer und Liebe gewidmet hatte, wurde nun für ihn Mittel des Erwerbs und des Unterhalts. Er folgte im Jahre 1808 einem Rufe nach Bamberg als Musikdirektor an das dortige Theater. Da dies indeß sehr bald wieder geschlossen ward, lebte er sofort von Musikunterricht und von Schriftstellerei für die Leipziger musikalische Zeitung. Endlich berief ihn die Joseph Seconda'sche Gesellschaft als Musikdirektor. Er begab sich demgemäß zu Ostern 1813 nach Dresden, und blieb hier in einer durch den Krieg sehr beunruhigten Lage, bis er im J. 1815 in seine frühere Laufbahn zurücktrat und demzufolge als Rath bei dem Kammergericht zu Berlin (1816) angestellt wurde, in welchem Wirkungskreise er noch jetzt lebt. Eine Aufforderung, die von ihm in der musikalischen Zeitung erschienenen Aufsätze zu sammeln, veranlaßte ihn zur Herausgabe der **Fantasiestücke in Callot's Manier** (Bamberg 1814. f. 4 Bde.), worin er seine Ansichten über Musik niedergelegt und einen Theil seines innern geistigen Lebens geschildert hat. Ihnen folgten eine Reihe anderer Romane, die **Elixire des Teufels** (1816); **Klein Zaches**, ein Märchen (1819); die **Serapionsbrüder**, gesammelte Erzählungen und Märchen (1819. f. 4 Bde.); **Lebens-Ansichten des Kater Murr**, nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler (1820); **Prinzessin Brambilla** (Breslau 1820); in denen allen sich eine eigenthümliche Weltansicht, ein lebendiger Humor, und eine kühne, oft bis ins Wilde und Phantastische hinausschweifende Phantasie ausspricht.

Aus den Phantasiestücken in Callot's Manier.

1. Ombra adorata *).

Wie ist doch die Musik so etwas höchst wunderbares, wie wenig vermag doch der Mensch ihre tiefen Geheimnisse zu ergründen! — Aber wohnt sie nicht in der Brust des Menschen selbst und erfüllt sein Inneres so mit ihren holdseeligen Erscheinungen, daß sein ganzer Sinn sich ihnen zuwendet und ein neues verklärtes Leben ihn schon hienieden dem Drange, der niederdrückenden Qual des Irdischen entreißt? — Ja, eine göttliche Kraft durchdringt ihn und mit kindlichem frommen Gemüthe sich dem hingebend, was der Geist in ihm erregt, vermag er die Sprache jenes unbekannten romantischen Geisterreichs zu reden und er ruft, unbewußt, wie der Lehrling, der in des Meisters Zauberbuch mit lauter Stimme gelesen, alle die herrlichen Erscheinungen aus seinem Innern hervor, daß sie in strahlenden Reihentänzen das Leben durchfliegen und Jeden, der sie zu schauen vermag, mit unendlicher unnennbarer Sehnsucht erfüllen.

Wie war meine Brust so beengt, als ich in den Conzertsaal trat. Wie war ich so gebeugt von dem Drucke aller der nichtswürdigen Erbärmlichkeiten, die wie giftiges stechendes Ungeziefer den Menschen und wohl vorzüglich den Künstler in diesem armseeligen Leben verfolgen und peinigen, daß er oft dieser ewig prickelnden Qual den gewaltsamen Stoß vorziehen würde, der ihn diesem und jedem andern irdischen Schmerze auf immer entzieht. — Du verstandst den wehmüthigen Blick, den ich auf dich warf, mein treuer Freund! und hundertfältig sey es dir gedankt, daß du meinen Platz am Flügel einnahmst, indem ich mich in den äußersten Winkel des Saals zu verbergen suchte. Welchen Vorwand hattest du denn gefunden, wie war es dir denn gelungen, daß nicht Beethovens große Sinfonie in Cmoll, sondern nur eine kurze unbedeutende Ouverture irgend eines noch nicht zur Meisterschaft gelangten Komponisten aufgeführt wurde? — Auch dafür sey dir Dank gesagt aus dem Innersten meines Herzens. Was wäre aus mir geworden, wenn beinahe erdrückt von all dem irdischen Elend, das rastlos auf mich einstürmte seit kurzer Zeit, nun Beethovens gewaltiger Geist auf mich zuge-

*) Eine bekannte Arie, welche Crescentini zu Zingarelli's Oper Romeo e Giulietta komponirte.

schritten wäre, und mich wie mit metallnen glühenden Armen umfaßt und fortgerissen hätte in das Reich des Ungeheuern, des Unermeßlichen, das sich seinen donnernden Tönen erschließt. Als die Ouverture in allerley kindischem Jubel mit Pauken und Trompeten geschlossen hatte, entstand eine stille Pause, als erwarte man etwas recht wichtiges. Das that mir wohl, ich schloß die Augen, und indem ich in meinem Innern angenehmere Erscheinungen suchte, als die waren, die mich eben umgaben, vergaß ich das Conzert und mit ihm natürlicherweise auch seine ganze Einrichtung, die mir bekannt gewesen, da ich an den Flügel sollte. — Ziemlich lange mochte die Pause gedauert haben, als endlich das Ritornell einer Arie anfing. Es war sehr zart gehalten und schien in einfachen aber tief in das Innerste dringenden Tönen von der Sehnsucht zu reden, in der sich das fromme Gemüth zum Himmel aufschwingt und alles Geliebte wiederfindet, was ihm hienieden entrissen. — Nun strahlte wie ein himmlisches Licht die glockenhelle Stimme eines Frauenzimmers aus dem Orchester hervor:

Tranquillo io sono, fra poco teco sarò mia vita!

Wer vermag die Empfindung zu beschreiben, die mich durchdrang! — Wie löste sich der Schmerz, der in meinem Innern nagte, auf in wehmüthige Sehnsucht, die himmlischen Balsam in alle Wunden goß. — Alles war vergessen und ich horchte nur entzückt auf die Töne, die wie aus einer andern Welt niedersteigend mich tröstend umfingen. —

Eben so einfach wie das Rezitativ ist das Thema der folgenden Arie: Ombra adorata gehalten; aber eben so seelenvoll, eben so in das Innerste dringend spricht es den Zustand des Gemüths aus, das von der seeligen Hoffnung in einer höheren besseren Welt bald alles ihm verheissene erfüllt zu sehen, sich über den irdischen Schmerz hinwegschwingt. — Wie reiht sich in dieser einfachen Komposition alles so kunstlos, so natürlich an einander; nur in der Tonika und in der Dominante bewegen sich die Sätze, keine grelle Ausweichung, keine gesuchte Figur, der Gesang fließt dahin wie ein silberheller Strom zwischen leuchtenden Blumen. Aber ist dieß nicht eben der geheimnißvolle Zauber, der dem Meister zu Gebote stand, daß er der einfachsten Melodie, der kunstlosesten Struktur, diese unbeschreibliche Macht der unwiderstehlichsten Wirkung auf jedes empfängliche Gemüth zu geben vermochte? In den wundervoll hell und klar tönenden Melismen fliegt die Seele mit raschem Fittig durch die glänzenden Wolken — es ist der jauchzende Jubel verklärter Geister. — Die Kompo-

sition verlangt wie jede, die so tief im Innern von dem Meister gefühlt wurde, auch tief aufgefaßt und mit dem Gemüth, ich möchte sagen mit der rein ausgesprochenen Ahndung des Uebersinnlichen, wie die Melodie es in sich trägt, vorgetragen zu werden. Auch wurde, wie der Genius des italiänischen Gesanges es verlangt, sowohl in dem Rezitativ als in der Arie auf gewisse Verzierungen gerechnet; aber ist es nicht schön, daß wie durch eine Tradition die Art, wie der Komponist, der hohe Meister des Gesanges, Crescentini, die Arie vortrug und verzierte, fortgepflanzt wird, so daß es wohl Niemand wagen dürfte, ungestraft wenigstens fremdartige Schnörkel hineinzubringen? — Wie verständig, wie das Ganze belebend hat Crescentini diese zufälligen Verzierungen angebracht — sie sind der glänzende Schmuck, der der Geliebten holdes Antlitz verschönert, daß die Augen heller strahlen und höherer Purpur Lippe und Wangen färbt.

Aber was soll ich von dir sagen, du herrliche Sängerin! — Mit dem glühenden Enthusiasmus der Italiäner rufe ich dir zu: Du von dem Himmel Gesegnete! Denn wohl ist es der Seegen des Himmels, der deinem frommen innigen Gemüthe vergönnt, das im Innersten empfundene hell und herrlich klingend ertönen zu lassen. — Wie holde Geister haben mich deine Töne umfangen und jeder sprach: „Richte dein Haupt auf, du Gebeugter! Ziehe mit uns, ziehe mit uns in das ferne Land, wo der Schmerz keine blutende Wunde mehr schlägt, sondern die Brust wie im höchsten Entzücken mit unnennbarer Sehnsucht erfüllt.“ —

Ich werde dich nie mehr hören; aber wenn die Nichtswürdigkeit auf mich zutritt, und mich für ihres Gleichen haltend den Kampf des Gemeinen mit mir bestehen, wenn die Albernheit mich betäuben, des Pöbels eckelhafter Hohn mich mit giftigem Stachel verletzen will, dann wird in deinen Tönen mir eine tröstende Geisterstimme zulispeln:

Tranquillo io sono; fra poco, teco sarò mia vita!

In einer nie gefühlten Begeisterung erhebe ich mich dann mächtigen Fluges über die Schmach des Irdischen; alle Töne, die in der wunden Brust im Blute des Schmerzes erstarrt, leben auf und bewegen und regen sich und sprühen wie funkelnde Salamander blitzend empor; und ich vermag sie zu fassen, zu binden, daß sie wie in einer Feuergarbe zusammenhaltend zum flammenden Bilde werden, das deinen Gesang — dich — verklärt und verherrlicht.

2. Haydn, Mozart und Beethoven.

Mozart und Haydn, die Schöpfer der jetzigen Instrumental-Musik, zeigten uns zuerst die Kunst in ihrer vollen Glorie; wer sie da mit voller Liebe anschaute und eindrang in ihr innigstes Wesen, ist — Beethoven! — Die Instrumental-kompositionen aller drey Meister athmen einen gleichen romantischen Geist, welches in dem gleichen innigen Ergreifen des eigenthümlichen Wesens der Kunst liegt; der Charakter ihrer Kompositionen unterscheidet sich jedoch merklich. —

Der Ausdruck eines kindlichen heitern Gemüths herrscht in Haydn's Kompositionen. Seine Sinfonien führen uns in unabsehbare grüne Hayne, in ein lustiges buntes Gewühl glücklicher Menschen. Jünglinge und Mädchen schweben in Reihentänzen vorüber; lachende Kinder, hinter Bäumen, hinter Rosenbüschen lauschend, werfen sich neckend mit Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seeligkeit wie vor der Sünde, in ewiger Jugend; kein Leiden, kein Schmerz, nur ein süßes wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Gestalt, die in der Ferne im Glanz des Abendrothes daher schwebt, nicht näher kommt, nicht verschwindet, und so lange sie da ist, wird es nicht Nacht, denn sie selbst ist das Abendroth, von dem Berg und Hayn erglühen.

In die Tiefen des Geisterreichs führt uns Mozart. Furcht umfängt uns, aber ohne Marter ist sie mehr Ahndung des Unendlichen. Liebe und Wehmuth tönen in holden Geisterstimmen; die Nacht geht auf in hellem Purpurschimmer und in unaussprechlicher Sehnsucht ziehen wir nach den Gestalten, die freundlich uns in ihre Reihen winkend, im ewigen Sphärentanze durch die Wolken fliegen.

So öffnet uns auch Beethovens Instrumental-Musik das Reich des Ungeheuern und Unermeßlichen. Glühende Strahlen schießen durch dieses Reiches tiefe Nacht und wir werden Riesenschatten gewahr, die auf- und abwogen, enger und enger uns einschließen und uns vernichten, aber nicht den Schmerz der unendlichen Sehnsucht, in welcher jede Lust, die schnell in jauchzenden Tönen emporgestiegen, hinsinkt und untergeht, und nur in diesem Schmerz, der Liebe, Hoffnung, Freude, in sich verzehrend aber nicht zerstörend unsere Brust mit einem vollstimmigen Zusammenklange aller Leidenschaften zersprengen will, leben wir fort und sind entzückte Geisterseher! —

Der romantische Geschmack ist selten, noch seltener das romantische Talent, daher giebt es wohl so wenige, die jene Lyra, deren Ton das wundervolle Reich des Romantischen aufschließt, anzuschlagen vermögen.

Haydn faßt das Menschliche im menschlichen Leben romantisch auf; er ist kommensurabler, faßlicher für die Mehrzahl.

Mozart nimmt mehr das Uebermenschliche, das Wunderbare, welches im innern Geiste wohnt, in Anspruch.

Beethovens Musik bewegt die Hebel der Furcht, des Schauers, des Entsetzens, des Schmerzes, und erweckt eben jene unendliche Sehnsucht, welche das Wesen der Romantik ist. Er ist daher ein rein romantischer Komponist, und mag es nicht daher kommen, daß ihm Vokalmusik, die den Charakter des unbestimmten Sehnens nicht zuläßt, sondern nur durch Worte bestimmte Affekte als in dem Reiche des Unendlichen empfunden darstellt, weniger gelingt.

XXXV.

Arndt.

Ernst Moritz Arndt, einer der kräftigsten und einflußreichsten Volksschriftsteller Deutschlands, wurde am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren. Nachdem er sich in seinen Reisen durch Schweden, Italien, Frankreich, Deutschland und Ungarn (1804. ff.), so wie durch seine Fragmente über Menschenbildung (1805) der größeren Lesewelt als einen trefflichen Beobachter der Welt und der Menschen bekannt gemacht hatte, wurde er (1806) außerordentlicher Professor an der Universität Greifswald. Während Deutschlands Unterjochung durch die Franzosen ward er entschiedener Gegner Napoleons und des Franzosenwesens. Als solcher schrieb er sein Werk über den Geist der Zeit (1806), das er in den folgenden Jahren fortsetzte, und das nicht blos die überraschendsten Ansichten, sondern auch den reichsten Stoff für die Beurtheilung der neu sich entwickelnden und gestaltenden

Zeit darbot. Der französische Einfluß nöthigte ihn indeß aus Deutschland zu entweichen. Er hielt sich (1808) eine Zeit lang zu Stockholm auf, und kehrte erst im Jahre 1813 nach Deutschland zurück. Während der deutschen Freiheitskriege verfaßte er eine große Zahl kräftig anregender Volks- und Flugschriften, deren feurige Beredsamkeit ihre Wirkung auf das deutsche Volk nicht verfehlte, und lebte hierauf als Privatmann zu Cölln, bis er (1818) an der neuerrichteten Rheinuniversität zu Bonn als ordentlicher Professor der Geschichte angestellt wurde, wo er auch jetzt noch lebt.

Außer den schon genannten Schriften sind seine Briefe an Freunde (1810), seine Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte (1814), und seine Mährchen und Jugenderinnerungen (1818) leicht das Anziehendste und Gelesenste, was von ihm bekannt geworden ist.

---

1. Aus Arndt's Geist der Zeit.

Der Schreiber.

Die Natur gab den Menschen die Thränen und die Rede, sie von den Thieren zu unterscheiden. Die Thränen sollen sie ermahnen, freundlich und mild zu seyn gegen alles, was lebendigen Athem und Gefühl hat, die Rede soll sie erinnern, daß Herrschaft, Kühnheit, Verstand sie den Göttern gleichen, sie soll sie erinnern an ihre Würde und an ihre Kraft.

Rede, heiliges Geschenk der Natur, womit ich alles Größte und Herrlichste nenne, den hohen Vorrang der Menschenmajestät vor allen anderen Lebendigen — Rede, ohne dich würden wir stumm und lieblos neben einander hinstarren, wie die Thiere des Waldes und die Bestien der Wüste, an [illegible] niedrigen Genuß des Bauches und an die räuberischen [illegible] gefesselt; ohne dich hätte nie ein Hermes und Archimedes [illegible] Himmel gemessen, kein Kolon und Cook die Erde ums[illegible] kein Homer das Leben, das Schicksal, die Götter gesu[illegible] kein Phidias und Rafael die Mysterien der [illegible] offenbart; kein Brutus wäre in das Schr[illegible]

kein Winkelried in die Speere der Reisigen gestürzt, kein Demosthenes und Luther hätte ein faules und blindes Zeitalter aus dem Todesschlafe der Sklaverei und des Aberglaubens aufgedonnert, kein Guttenberg und Faust hätten die Aufblitzungen erhabener Naturen auf geflügelten Lettern durch die Länder geschickt — Rede, Geist Gottes, zartes, wehendes Licht des Unendlichen über dem nächtlichen, brütenden Chaos, wodurch alle Gestalt, alle Schönheit und alles Leben geworden ist — Rede, Schwerdt in des Mannes tapferer Hand, ich bebe, wie ich dich fasse; denn fürchterlich ist der Kampf, kleiner die Kraft als der Muth.

Ich habe Thränen geweint über die Zeit und das Geschlecht, des Gedankens und des Gefühls zerstörender Reitz will mir ringend die Brust zersprengen. Ich muß reden, das Herz zu erleichtern. Durch die Augen geht zart zurück, was zart kam: das Gewaltige gebiert die Brust, die Zunge spricht es aus.

Ich war einst jung und bin ein Mann geworden ohne Männer. Ein waidlicher, lustiger Bub war ich mit tiefem, fröhlichen Muth. Glückliche Zeit, als die fromme Mutter mich lesen lehrte und ich die fünf Bücher Moses und die lustigeren der Könige las! Bei den Heerden meiner Kühe, um die Teiche, in den Büschen lebte ich mit den Erzvätern des Alterthums und die ewigen Geschichten der Fabel wurden wieder würkliche Geschichten, der kindische Sinn bildete sich in einer früheren Welt. Ich ward größer, andere hüteten die Kühe und Pferde meines Vaters, und Nepos und Cäsar, Herodot und Xenophon folgten auf die Hebräer. Gewaltiger Menschen Thaten und Missethaten lehrten mich das erste Schicksal und die Allgewalt ahnden, göttlicher Genien Worte und Ausblitzungen entzündeten mir die Brust: ich weinte mit Timoleon vor dem erschlagnen Bruder, mit Brutus bei Cäsars Leiche, sah mit Themistokles glühendem Blicke zu Miltiades Stein auf. Leben und Kraft, Vaterland und Gesetz, die herrlichsten und menschlichsten Dinge wurden mir dunkel verständlich. Was träumte der Knabe nicht? ein glorreiches Zeitalter, ein herrliches Volk, ein siegreiches Leben voll Lust und Kampf. Es war eine schöne Zeit teutscher Nation; sie stand nicht vollkommen; aber sie schien im frischen und freien Streben. Barden fingen an vaterländisch zu singen, schöne Genien trugen die entflohenen Geister der Vorwelt in rüstiger Einfalt und Tapferkeit zurück; man fing an von Volk, Vaterland und Freiheit zu sprechen: von teutscher Tapferkeit und

Edelmuth sprach man wohl lange schon zu laut. Ein großer und weiser Fürst saß auf einem teutschen Thron, Europens Völker sahen nach ihm als nach ihrem Vorbilde, und Könige nannten seinen Namen mit Ehrfurcht. Die Teutschen sprachen den Namen Friedrich als einen Namen aller Teutschen, der Enthusiasmus machte das Große noch größer, als es war. Muthig begeistert blickte man in die Zukunft und weissagete; aber ach! die Sprüche waren kassandrisch, sie konnten nicht wahr werden, weil die Kommenden sie für Lügen erklärten. Friedrich starb, ich ward ein Jüngling. Die Zeit, die jung zu seyn schien, als ich ein Knabe war, war nun einem kindischen Greise gleich geworden.

S p a n i e n.

Ueppig und lustig ist die Natur, doch weht schon ein halber Geist des Morgenlandes darüber, eine sinnliche Fülle der Kraft, vom Ernst gehalten, der die tiefe Lebensflamme mild bedeckt. Die Spanier sind die südlichsten von allen Europäern, und ihr Land schon konnte ihnen geben, was ihnen die Mohren nicht gegeben haben, obgleich viele so meinen. Man gehe ein paar Jahrtausende zurück, man wird denselben Sinn der Menschen finden. Wo sie nicht ausgeartet sind, sieht man hohe, schlanke und nervigte Leiber, beweglich und fest zugleich; die freie und ernste Physiognomie zeigt eine breite stolze Stirn, große schwarze funkelnde Augen, schöne Nase und einen männlich vollen Mund zum Löwenkinn; die Farbe ist braun, wie die Sonne heiß ist, aber die Weiber der Gebildeten sind in manchen Gegenden wunderschön, wie die Schönheit und der Wuchs der Männer zum fröhlichen Muthwillen, zur schwärmerischen und religiösen Sinnlichkeit, leicht und lieblich und weiß wie Schnee. — Der Sinn des Volks, — ich meine den allgemeinen spanischen Sinn, denn des großen Landes Art und hie und da des Landes Nation und Sprache ist verschieden — arm, rauh, tapfer und frei wohnt der Gallicier, Asturier, Biskayer in seinen Bergen, und spricht noch oft in den alten Tönen der Basken; der Katalane und Navarrese hat viel von dem Provenzalischen und Italischen, womit er im Mittelalter sehr zusammenhing; der Arragone ist rasch und edel, der Kastillane stolz und ritterlich, der Andalusier und Valencier leicht, lustig und romantisch — der Sinn des Volks, aus diesem allen zusammenfließend, muß immer ein schöner seyn, und so sehr die einzelnen Länder

Verschiedenheiten zeigen, sind doch folgende die Grundzüge des spanischen Characters.

Die Spanier haben die glückliche Haltung zwischen Leichtfertigkeit und Schwerfälligkeit, welche die edelsten Naturen bezeichnet, die nur in so glücklichen Klimaten entstehen: eine herrliche Mischung von Feuer und Ernst, von Hoheit und Liebenswürdigkeit. Daher hat das Schönste, was die neuere Bildung erzeugen konnte, hier gelebt. Lies die alten Annalen des Volkes, höre die alten mohrischen und spanischen Balladen und Romanzen zum Saitenspiel singen, dringe ein in den tiefen und heroischen Geist ihrer Ritterorden — ist ein Volk in Europa, das solche Religiosität, Ritterlichkeit und Liebe in Werken und Thaten aufzuweisen hätte, das die romantische und religiöse Schwärmerei der Liebe und des Christenthums so geistig und so frisch in einander verbrüdert, und das mehr Thaten des Edelmuths und des Heroismus durch solche Vereinigung gethan hätte? Lebendig weht dieser hohe Geist in ihren alten Liedern, und man braucht nur sie, um den stolzen Character des Spaniers zu finden. So waren die Mohrenbezwinger, so die großen Feldherren in Italien und die Abentheurer in Indien. Unsre kleine Zeit sieht zu solchem Leben wie zu einem schönen Traum, wie zu einer lange vergangenen uralten Zeit hin, denn leider ist sie für uns uralt geworden. Bei dem spanischen Ritter, wie er ernst und fürchterlich da stehe, ist die Lust des Herrschens für Hoheit und Liebe, dann für Gold, bei den Andern für Gold oder noch für Kleineres. Es läßt sich das tiefste Daseyn eines Volks nicht klarer machen: aber siehe Kortez, Pizarro, Guasco, Albuquerque, die wilden Abentheurer und Eroberer, und stelle Englands und Hollands Seeritter dagegen. Fühlst du dann keinen Unterschied, so fühlst du nie einen. Die ersten waren die Ritter des goldnen Fließes, die andern phönicische Schiffer; die ersten suchten Gold und Weihrauch, die andern Kartoffeln und Taback. Höre den Ton ihrer Sprache; hat die süßeste Liebe, die stolzeste Majestät höhere Klänge erfunden? Und die Herrlichen in Karls des Fünften und Philipps des Zweiten Zeit, wie weit waren sie in Sprache, Poesie, in jeder Kunst, Wissenschaft und Anmuth des Lebens den meisten Europäern voraus! Gieb mir den einzigen Don Quixote des Cervantes, wo die Natur alles Lieblichste, Süßeste un[illegible] scheste der Menschheit, alle zartesten Empfindungen, a[illegible] tern und sinnvollen Verstand de[illegible] wie einen f[illegible] Frühling voll Gesang und [illegible] hat

mir das einzige Buch und den einzigen göttlichen Menschen, der solches machen konnte; gieb mir die erhabene Schwärmerei, den heiligen Geist ewiger Liebe des Ponce di Leon — und ich bete das Volk an, welches so Großes und Würdiges aus sich erzeugen konnte.

2. Aus den Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte.

Das deutsche Mittelalter.

„Bei der Geistlichkeit war auch der Unterricht und die Unterweisung der Menge; die Klosterschulen, die Universitäten, kurz alles, was zur Gelehrsamkeit und Bildung gehört, war größtentheils in ihren Händen. Daß der Kenntnisse weniger, daß der Unterricht steifer und träger, daß die ganze Art und das Ziel der Erziehung nicht die lustigsten waren, darüber ist das spätere Geschlecht nur Einer Meinung; und es kann wirklich nicht geleugnet werden, daß es so war. Aber so leer, so arm, und geistlos konnte es nicht sein, als viele meinen; denn wie sollten so viele gelehrte, geschickte, geistreiche Männer in der Kirche und im Regiment, viel tüchtigere, lebendigere, und kühnere Männer, als dieses sich hochgebildet und aufgeklärt nennende Zeitalter hat, aus jenen Anstalten hervorgegangen sein, wenn alles so gar todt und dürftig gewesen wäre? Nein, das war es gewiß nicht. Jene glückliche Zeit hatte etwas, was dieser unglücklichen fehlt, und was Frische und Saft auf das Dürreste und Lebloseste goß und es mit Geist und Athem beseelte: sie hatte einen lebendigen Glauben, eine tiefe Liebe zu Gott, die Religion war von Kind auf in das ganze Leben und in all sein Thun und Leiden geflochten, eine kindliche und unbewußte Religion; und diese höchste Macht und Gewalt des Herzens gab ihnen Muth, Kühnheit und Geschicklichkeit zu allem: Gott war in ihnen, und wirkte aus ihnen heraus schöne und liebliche und große Werke für die Welt, und die treuen und gläubigen Menschen folgten ihrem Triebe, [illegible] und Ameisen und Sch[illegible] die ihre Woh- [illegible] nd ihre Häuser [illegible] icht wissen, [illegible] e es thun.

[illegible] äftige, un[illegible] Fröm- n [illegible] Liebe b[illegible] chen

Verschiedenheiten zeigen, sind doch folgende die Grundzüge des spanischen Characters.

Die Spanier haben die glückliche Haltung zwischen Leichtfertigkeit und Schwerfälligkeit, welche die edelsten Naturen bezeichnet, die nur in so glücklichen Klimaten entstehen: eine herrliche Mischung von Feuer und Ernst, von Hoheit und Liebenswürdigkeit. Daher hat das Schönste, was die neuere Bildung erzeugen konnte, hier gelebt. Lies die alten Annalen des Volkes, höre die alten mohrischen und spanischen Balladen und Romanzen zum Saitenspiel singen, dringe ein in den tiefen und heroischen Geist ihrer Ritterorden — ist ein Volk in Europa, das solche Religiosität, Ritterlichkeit und Liebe in Werken und Thaten aufzuweisen hätte, das die romantische und religiöse Schwärmerei der Liebe und des Christenthums so geistig und so frisch in einander verbrüdert, und das mehr Thaten des Edelmuths und des Heroismus durch solche Vereinigung gethan hätte? Lebendig weht dieser hohe Geist in ihren alten Liedern, und man braucht nur sie, um den stolzen Character des Spaniers zu finden. So waren die Mohrenbezwinger, so die großen Feldherren in Italien und die Abentheurer in Indien. Unsre kleine Zeit sieht zu solchem Leben wie zu einem schönen Traum, wie zu einer lange vergangenen uralten Zeit hin, denn leider ist sie für uns uralt geworden. Bei dem spanischen Ritter, wie er ernst und fürchterlich da steht, ist die Lust des Herrschens für Hoheit und Liebe, dann für Gold, bei den Andern für Gold oder noch für Kleineres. Es läßt sich das tiefste Daseyn eines Volks nicht klarer machen: aber siehe Kortez, Pizarro, Guasco, Albuquerque, die wilden Abentheurer und Eroberer, und stelle Englands und Hollands Seeritter dagegen. Fühlst du dann keinen Unterschied, so fühlst du nie einen. Die ersten waren die Ritter des goldnen Fließes, die andern phönicische Schiffer; die ersten suchten Gold und Weihrauch, die andern Kartoffeln und Taback. Höre den Ton ihrer Sprache; hat die süßeste Liebe, die stolzeste Majestät höhere Klänge erfunden? Und die Herrlichen in Karls des Fünften und Philipps des Zweiten Zeit, wie weit waren sie in Sprache, Poesie, in jeder Kunst, Wissenschaft und Anmuth des Lebens den meisten Europäern voraus! Gieb mir den einzigen Don Quixote des Cervantes, wo die Natur alles Lieblichste, Süßeste und Frischeste der Menschheit, alle zartesten Empfindungen, allen heitern und sinnvollen Verstand des Lebens wie einen fröhlichen Frühling voll Gesang und Blüthen ausgegossen hat — gieb

mir das einzige Buch und den einzigen göttlichen Menschen, der solches machen konnte; gieb mir die erhabene Schwärmerei, den heiligen Geist ewiger Liebe des Ponce di Leon — und ich bete das Volk an, welches so Großes und Würdiges aus sich erzeugen konnte.

2. Aus den Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte.

Das deutsche Mittelalter.

„Bei der Geistlichkeit war auch der Unterricht und die Unterweisung der Menge; die Klosterschulen, die Universitäten, kurz alles, was zur Gelehrsamkeit und Bildung gehört, war größtentheils in ihren Händen. Daß der Kenntnisse weniger, daß der Unterricht steifer und träger, daß die ganze Art und das Ziel der Erziehung nicht die lustigsten waren, darüber ist das spätere Geschlecht nur Einer Meinung; und es kann wirklich nicht geleugnet werden, daß es so war. Aber so leer, so arm, und geistlos konnte es nicht sein, als viele meinen; denn wie sollten so viele gelehrte, geschickte, geistreiche Männer in der Kirche und im Regiment, viel tüchtigere, lebendigere, und kühnere Männer, als dieses sich hochgebildet und aufgeklärt nennende Zeitalter hat, aus jenen Anstalten hervorgegangen sein, wenn alles so gar todt und dürftig gewesen wäre? Nein, das war es gewiß nicht. Jene glückliche Zeit hatte etwas, was dieser unglücklichen fehlt, und was Frische und Saft auf das Dürreste und Lebloseste goß und es mit Geist und Athem beseelte: sie hatte einen lebendigen Glauben, eine tiefe Liebe zu Gott, die Religion war von Kind auf in das ganze Leben und in all sein Thun und Leiden geflochten, eine kindliche und unbewußte Religion; und diese höchste Macht und Gewalt des Herzens gab ihnen Muth, Kühnheit und Geschicklichkeit zu allem: Gott war in ihnen, und wirkte aus ihnen heraus schöne und liebliche und große Werke für die Welt, und die treuen und gläubigen Menschen folgten ihrem Triebe, wie die Bienen und Ameisen und Schwalben, die ihre Wohnungen aufbauen und ihre Häuser mauern, und nicht wissen, wodurch noch warum sie es thun.

Dieser lebendige, geschäftige, und einfältige Geist der Frömmigkeit und der göttlichen Liebe blühete in jenen herrlichen

jetzt vergangenen Menschengeschlechtern, und nur die Ahndung davon erfüllt unsere Sündlichkeit mit einer tiefen Sehnsucht und innigen Wehmuth, wie der Erwachsene an die früheſten Tage seiner Jugend zurückdenkt und der vielerfahrne Mann vor der Unschuld des Kindes anbetet. Durch diese Kraft schufen sie ihre Freiheit und verwalteten das Regiment ohne viele und künstliche Gesetze; durch diese waren sie Dichter und Saitenspieler und Bildner und Baumeister, und wußten nicht, daß sie es waren, sondern hielten sich für gemeine Menschen gleich allen anderen. Es war aber dieses Heilige und Fromme in dem teutschen Volke uralt, und weil das Volk so rein und einfältig war, darum trug es so liebliche Früchte. Hier auf diesem Boden, wo ihre rauhen Altvordern in Wäldern und Bergen das Elenn und den Auer gejagt hatten, wo die hundertjährigen Eichen und Buchen die einzigen hohen Denkmäler des Ewigen gewesen, wo keine frühern Völker Zeichen und Bilder zurückgelassen hatten, woran die späteren sich erwecken und entzünden konnten, hier ohne Meister als Gott, ohne Bücher als die Natur, ohne Antriebe als ihr Herz, schufen, bildeten, und erfanden sie, was uns als etwas Unbegreifliches und Ueberschwängliches erstaunt. Auch das ist eine Ehre unsers Volkes und ein Beweis für diese Behauptung, daß, wo in Italien und Burgund ein treffliches Werk von unbekannter Hand gezeigt wird, die Leute dem Wanderer erzählen: man weiß den Meister und Erbauer nicht, aber die Sage geht, es war ein Teutscher. Und wer will alle die Erfindungen und Künste herzählen, die dieses sinnvolle, geduldige, und fromme Volk ersonnen und den andern Europäern gelehrt und wodurch es das Leben verschönert und die Sitte befestigt hat?

Das ist aber klar, wenn man diese Zeit aus ihren Werken und Schöpfungen erklären und erkennen will, daß man dabei nicht stehen bleiben darf. Ein tapferer und höherer Lebensgrund, in der frühesten Zeit geworfen, eine uralte, geistreiche und seelenvolle Religion und Gottesglaube, die aus Asien in die Wälder Germaniens eingewandert waren, die innigste und tiefste Weltanschauung und Weltdurchdringung, die sich in tausend Zeichen und Bildern in der frühesten Sprache wiederspiegelt, einer Sprache, welche die Geister des Lichts erfunden haben — alles dies muß man glauben, wenn man begreifen will, wie ein Volk, das sie im neunten Jahrhundert noch Barbaren nannten, im zwölften und dreizehnten schon so herrliches schaffen und bilden konnte. Woher ist alles das Na-

menlose und Unendliche, was jene früheste Zeit geboren hat? aus welcher Brust klang zuerst das herrliche Nibelungenlied und so viele süße Volksgesänge, die, mit dem Volke geboren, nur verhallen werden, wann das Letzte teutschen Sinnes und teutscher Tugend ausgestorben ist? wer hat die Dome in Mailand, Ulm, Cöln, Wien, Strasburg, Auxerre, Pisa gebaut? woher entsprangen die unendlichen Bilder, gleichsam aller Weltkräfte Spiegel, die in tausend Gestalten uns wie Träume und Dämmerungen aus einer lange vergangenen oder wie Andeutungen und Weissagungen aus einer fernhin zukünftigen Zeit zu umflattern scheinen? Wahrlich diese Werke und Bilder sind beides, denn diese freudigen Menschen lebten mitten in Gott, und er selbst schuf aus ihnen.

Ein Wunder bleibt dies immer, wie alles höhere Dasein ein Wunder ist. Darum nennen die einen es eine Narrheit und die andern eine Herrlichkeit; die einen mögten vor Entzücken hinfallen vor einem hohen Dome oder einem kindlichen Bilde; die andern schreien: dummes mystisches und mönchisches Zeug! nichts als Verworrenheit und Gestaltlosigkeit! Das ist aber wahr und bleibt wahr, wer nicht durch das Christenthum und seine unendliche Tiefe und Einfalt jene Zeit und ihre Werke erkennen kann, dem bleiben sie ein verschlossenes Räthsel oder eine bunte Albernheit; viele stellen sich aber, als verständen sie es, und verstehen es doch nicht, sondern sind nur Stauner und Nachbeter. Und wer nur das klare und heitere Heidenthum erkennt und darin gelebt hat, dem ist der Sinn oft so zugeschlossen, in diese Heiligthümer einzudringen, daß, wenn sie ihm auch lieblich dünken, sie ihn doch immer bänglich und halb verworren und fast mit einem Gefühl von Sünde gehen lassen. Das ist aber der Sinn, womit es allein gefaßt werden kann, daß man einfältig sei und lebendig und gläubig in dem Christenthum, so daß es, wiewohl in einer andern Gestalt, noch in uns lebet und wirket; dann sehen wir in diesen großen Werken und in der kleinen Bildnerei das ganze Leben jener Zeit, die Hierarchie, das Kaiserthum, die weltliche Waidlichkeit, und die geistliche Demuth, und es steht eine lebendige, volle, und mächtige Welt vor uns, wie keine Geschichtbücher sie mahlen, die immer nur das Einzelne und dieses nur nach einander zeigen können. Wer baut jetzt solche Mauren, wölbt solche Pfeiler und Dome, und treibt solche Thürme in die Luft? Das kann kein Mensch, sondern allein Gott, durch welchen die Herzen jener Frommen so hoch in die Lüfte zum Himmel emporschlugen. Wer schnitzelt

und meisselt und gräbt und mahlt solche frommte, freundliche, und kindliche Bilder? aus wessen Herzen strömen solche Weltfantasien? Wahrlich, nicht aus dem Herzen eines der Jetztlebenden. Daß einer fromm sei und kindlich und einfältig, thut es nicht, sondern es ist die Seele des ganzen Volkes, die solche Werke schaffet; denn was kann auch der herrlichste und göttlichste Mensch, es sei denn des ganzen Volkes Sinn oder Gott in ihm, die ihn treiben? Wie aber, wenn ein Volk keinen Sinn hat und an keinen Gott glaubt?

Das ist aber die ganze Erklärung der Kunst dieser Zeit, die von Kunst nichts wußte: sie war ein Bild des Christenthums, das blühende Christenthum hatte sich in ihr ordentlich abgedruckt, und war verkörpert in die Welt getreten. Kindlichkeit, Unbefangenheit, Bewußtlosigkeit — diese Zeichen tragen alle Werke jener Menschen; aber wo das Herz höher streben und die Fantasie mannigfaltiger spielen durfte, da fällst du vor der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Christenthums in den Staub. Jenes Geheimnißvolle, Dunkle, Ueberschwängliche, das keinen irdischen Glanz noch weltlichen Schein, noch irgend eine äußere Bedeutung will, in den Tempeln Gottes hingebaut: in den Spielen und Scherzen aber das, was der Reichthum der unermeßlichen und unergründlichen Gottheit in tausend Bildern und Blüthen hinwehet, und doch nirgends in Gestalt schließet noch bestimmt: die Blüthenzeit des Frühlings, die Blüthenzeit des Christenthums, alles kraus, bunt, durch einander gewebt; was man das Romantische genannt hat. Wie willst du diese Schnörkel und Zierrathen, diese Mannigfaltigkeit von Natur- und Fantasiegestalten, dieses bedeutungsvolle Bedeutungslose, dieses alles, worin tausend Gestalten sich zu bilden scheinen und worin keine ist — wie willst du es erklären, nicht in den Bildern allein, sondern aus dem Gemüthe, woraus es hervorging, wenn du nicht glaubest, es ist wie ein musikalisches Vorspiel aller Welt und aller Schöpfung und Gestaltung der Welt, das der Seele des Frommen von Engeln eingehaucht ward, ein zartes und nach allen Gestalten hinspielendes Vorbild jenes Christenthums, das wie das Heidenthum nie in einer geschlossenen klaren Gestalt aufhören und erstarren soll, sondern wie ein lebendiger Strom aller Geister und aller Gestalten und wie eine Fluth aller Bilder von Geistern und Gestalten fortfließen soll von Ewigkeit zu Ewigkeit? Sieh, wie die Kinder vor dir spielen im dritten oder fünften Jahre, und du hast ein Bild dessen, was jene Menschen waren und was ihr Wirken und Bilden bedeutete.

Wie klar und besonnen ist die eine Seite der Kleinen! wie ruhig, friedlich, klug, und geschickt leben sie mit einander, wenn sie das Bedürfniß der Gesellschaft haben! wie umgehen sie sich, weichen einander aus, belauschen was jedem gefällt mit einer Kunst, die allein Gott ihnen gelehrt hat! sie leben so gescheut und tüchtig mit einander, als hätten sie das Weltwesen und seine Anstöße und Triebe schon einige Jahrhunderte mit durchgelebt. Aber die andere Seite ist verhüllt und eingeschlossen, wie die Keime der Frucht von Blüthen und Blättern umhüllt sind; da ist ein dunkles und dämmerndes Land der Träume und Fantasien. Dahin stelle dich, und horche, wenn du die geheimen Götter erkennen willst. Welche wunderbare Andeutungen und Anspielungen, welche Fantasien wie aus fernen Landen und Zeiten! welche Spiele mit Begriffen und Gedanken, die das Kühnste und Leichteste der Erwachsenen oft überfliegen! Solche Kinder waren jene Menschen, hell, klar, besonnen, frisch, und fröhlich im Leben, dunkel, mystisch, verhüllt, romantisch im Glauben und in der Kunst. Eine arme Zeit begreift nicht, wie beides bei einander sein kann.

XXXVI.

Dräseke.

Johann Heinrich Bernhard Dräseke, einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner des neunzehnten Jahrhunderts, wurde zu Braunschweig, wo sein Vater damals Herzoglicher Revisor am Intelligenz-Comtoir war, am 18. Januar 1774 geboren. Nachdem er sich (seit 1778) auf den Lehranstalten seiner Vaterstadt, der Waisenhausschule, dem Catharineum und dem Martineum, in den Wissenschaften vorbereitet hatte, bezog er (1789) das dasige Collegium Carolinum, wo Ebert's und Eschenburg's Vorlesungen ihn besonders anzogen, und endlich (1792) die Universität Helmstädt, wo er unter Henke und Sextro sich der Gottesgelehrtheit widmete, und zugleich G. E. Schulze's philosophische und J. A. Remer's geschichtliche Vorlesungen besuchte. Nach seinem Abgange von dieser

Universität (1794) wurde er Hauslehrer in der Familie des Superintendenten Eggers zu Ratzeburg. Im Sommer des Jahres 1795 erhielt er die Stelle eines Diakonus zu Mölln im Lauenburgischen, und wenige Jahre darauf (1798) die mit dem Scholarchat verbundene Hauptpredigerstelle daselbst; im Herbst des Jahres 1804 gieng er nach Ratzeburg als Pastor einer sehr zahlreichen Landgemeinde zu St. Georg; und folgte später (1814) einem Rufe an die Hauptkirche zu St. Ansgar in Bremen. Am Reformationsfeste (1817) empfieng er „wegen seiner Verdienste um die christliche Kirche" von der theologischen Facultät zu Jena den Grad eines Lizentiaten der Theologie, und gegen Ende des J. 1819 von der Universität Rostock bei Gelegenheit ihrer vierhundertjährigen Stiftungsfeier die theologische Doctorwürde. Im Jahre 1821 wurden ihm die Aemter eines Generalsuperintendenten, Consistorialrathes, Oberpfarrers an der Hauptkirche St. Moriz und Professor's primarius am Kasimirianum zu Coburg wiederholt angetragen, und er ist gegenwärtig im Begriff, diesem ehrenvollen Rufe zu folgen.

Unter seinen zahlreichen, seit 1796 theils einzeln, theils in Sammlungen erschienenen Predigten und Reden sind mit besonderer Auszeichnung zu nennen: Predigten für denkende Verehrer Jesus, Lüneburg 1804—12. 5 Bde. mit des Verf. Bildniß. — Religion in ihrer Bedeutung für den Menschen und das Zeitalter, ebend. 1808. — Hinweisungen auf das Eine, was Noth ist; in Predigten aus der neuesten Zeit; ebend. 1812. — Glaube, Liebe, Hoffnung; Handbuch für junge Freunde und Freundinnen Jesu; ebend. 1813. — Teutschlands Wiedergeburt, verkündigt und gefeiert durch eine Reihe evangelischer Reden; Lübeck 1814. 3 Bde. — Predigtentwürfe über freie Texte; Bremen 1815. 2 Bde. — Predigten über die letzten Schicksale unsers Herrn, Lüneburg 1816. — Ueber Ideale und ihre Bedeutung für Lebensgenuß und Lebensfrieden; Bremen 1816. — Predigten über freigewählte Abschnitte der h. Schrift; Lüneburg 1817—1818. Erster und zweiter Jahrgang; 4 Theile. — Betrachtungen über den Heimgang

unseres Herrn nach Johannis Evangelium; Lüneburg 1818. — Christus an das Geschlecht dieser Zeit; Lüneburg 1819. — Die Gottesstadt und die Löwengrube; Lüneburg 1820. — Der Fürst des Lebens und sein neues Reich; ebend. 1820. — Die höchsten Entwickelungen des Gottesreichs auf Erden; ebend. 1820. — Der Weg durch die Wüste; Lüneburg 1821. — Blikke in die letzten Lebenstage Jesu; Lüneburg 1821. —

Dräseke's Kanzelreden haben nicht jene strenge und regelrechte Form und Anordnung, wie man sie an Musterpredigten zu finden gewohnt ist; aber was sie vor allen auszeichnet, ist der Reichthum an Ideen, die Eigenthümlichkeit und Neuheit der Behandlung, die lebendige Beziehung auf die herrschenden Ansichten, Bestrebungen und Ereignisse der Zeit, und besonders die Tiefe des Gefühls und die feurige, Herz und Gemüth ergreifende und hinreißende Darstellung und Sprache.

Aus Dräseke's Predigten für denkende Verehrer Jesus.

Der Christ kommt nimmer vom Tempel.

Was ist des Christen höchste Liebe, meine Brüder? Wo findet er sein Ziel? Wohin geht seine Sehnsucht? Woher stammt seine Freude? Womit bringt er sein Leben, Thun und Dulden vor Allen in Beziehung? Gott! ist die einzige Antwort, die es hierauf giebt. Kann daher unter allen Plätzen der Erde irgend einer sein Herz mächtiger anziehen, als der Tempel?

Was ist ihm denn der Tempel? Nicht, wie dem Leichtsinn, ein Haus, gleich andern Häusern. Nicht, wie der Neugier, ein bloßes Werk des Fleißes und der Kunst, das, geht man einst vorüber, auch wohl einmal beachtet werden mag. Nicht, wie der Unwissenheit, ein Ort, darin der Allgegenwärtige wohne, und wo er nur allein zu finden sei. Nein! Ein Bethaus ist er ihm. Der ists ihm, dessen Prachtbau in die Wolken ragt; auch du bists, niedre Kirche armer Hüttner. Ein Haus, darin er sich mit den Brüdern, den Kindern desselben Vaters, vereinigt zu gleichen Bekenntnissen, gleichen Entschließungen, gleichem Danke, gleicher Bitte, gleicher Lehre aus des Meisters seligmachendem Worte. Ein

Haus, das seine heiligsten Gefühle weckt, und wo er seine schönsten Stunden lebt; das weiser ihn und edler und zufriedener und jedem Werk und jeder Noth gewachsener an seinen Kreis zurückgiebt. Eine wahre Werkstatt des heiligen Geistes, darin er gebildet wird für den Himmel. Eine Hütte des Friedens, die ihn zur Aufnahme in die „ewigen Hütten" bereitet. — O saget, „muß er denn nicht seyn in dem, das seines Vaters ist"? Muß es nicht lauten, wie Ton aus seinem eigenen Innersten, wenn er dort lieset: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang und schauen die schönen Gottesdienste und seinen Tempel besuchen." — So liegt es im Wesen des Christen, daß er wünscht, nimmer vom Tempel zu kommen. Er müßte erst, von Innen aus, ein ganz Anderer werden, wenn er dies nicht mehr wünschen sollte. —

Es schwebe uns hier das Bild früherer Zeiten vor; jener Zeiten, von welchen unsre Greise so oft noch mit Entzükken erzählen.

Ach! was galt da der Sonntag, und seine bedeutungsvolle, heilige Feier! Hatte sich, die Woche hindurch, der Hausvater mit den Seinigen auf diesen Genuß gefreuet; so wurde der stille Vorabend, wo früher als gewöhnlich das Geräusch irdischer Thätigkeit schwieg, zu Betrachtungen und Uebungen, die den Tag des Herrn würdig einleiten sollten, benutzt. Gerufen dann vom ehrwürdigen Geläut der Glokken, und durch sie schon versenkt in frommen Ernst, eilte Alles in die Wohnungen der Andacht. Gottesfürchtige Schaaren bedeckten den Weg. Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Landmann und Städter, Herrschaft und Gesinde, der Vater, und der Knabe an seiner Hand, die genußlustige Jugend, und das Alter, bereit in Frieden zu fahren, auf Gottes Ruf, — Alles, Alles fühlte dasselbe Bedürfniß; und neben dem geringsten seiner Unterthanen erschien gern auch der Fürst, um in tiefster Demuth anzubeten, vor dem König aller Könige. Die Stunden der Weihe waren geendet. Im stillen Familienkreise verlebten fromme Hausgenossen nun den Rest des Tags; und auch da noch, so wie in den folgenden Wochentagen, stand, bei Arbeit und Spiel, der Gedanke an das, was sie in den Hallen der Religion vernommen, wie ein Wegweiser durchs Leben, vor ihnen da.

Diese Liebe zum Gotteshause, und zu allem, was dort vorfiel und damit in Verbindung stand, sprach sich zugleich durch mancherlei Einrichtungen und Sitten aus. — Es fan-

den mehrere öffentliche Andachten an jedem Sonntage statt; und schon in der Frühe des beginnenden Morgens lud, bei feierlichem Kerzenschein, die Religion ihre Freunde zu den geliebten Altären. Jeder einzelne Wochentag hatte außerdem noch seine besondern Gottesdienstlichen Versammlungen. Hohe Feste vorzüglich meinte man möglichst verlängern zu müssen, und dehnte sie daher zu drei Tagen aus. Auch die Gedächtnißtage merkwürdiger Personen aus der heiligen Geschichte begieng man, statt daß sie hernachmals auf Sonntage verlegt wurden, einen jeden für sich, wann er einfiel.

Wie sehr man sodann den Werth dieser Zeiten schätzte, das bewies die Pünktlichkeit, mit welcher man jedesmal, noch vor dem Anfange der Gottesverehrung, im Tempel sich einfand, und die Liebe und Lust, mit welcher man blieb bis zum verhallenden Segenswunsch; — das bewies die Sorgfalt, womit man, aus Ehrfurcht für die Stätte des Herrn, auch sein Aeußeres schmückte; — das bewies die Stille, die, während der heiligen Zusammenkünfte, überall herrschen mußte, und die Strenge, mit welcher man sich alles Kaufens und Verkaufens, aller Arbeiten und Verrichtungen, sowohl in den Häusern, als auf den Gassen, sowohl in der Werkstatt, als auf dem Felde enthielt; — das beweiset noch jetzt, als Nachhall gleichsam aus jenen Zeiten her, die Versicherung frommer Einfalt: es sei ihr gar nicht sonntäglich zu Muthe, wenn sie das Gotteshaus nicht besucht habe.

Und, Ihr wisset es, nicht bloß auf den Sonntag wurden die Uebungen der Andacht beschränkt. Wo wäre ein christlicher Hausvater Morgens erwacht, ohne die Seinigen zu Gebet und Loblied um sich her versammelt, — wo wäre er von der Mahlzeit aufgestanden, ohne mit ihnen den Geber aller Güter aus innig gerührtem Herzen gepriesen, — wo wäre er, Abends, mit ihnen zur Ruhe gegangen, ohne dem höchsten Schutze sich und die Geliebten empfohlen, — wo hätte er einen Sonntagsnachmittag verstreichen lassen können, ohne das Glauben und Wissen seiner Kinder geprüft, ohne mit seinem Hausgesinde die Predigt wiederholt, ohne fromme Lehren an jedes Einzelnen Herz gelegt, und sich selbst, wie sie, im Guten befestigt zu haben? — Ueberall, meine Brüder, in den goldenen Pällästen der Großen, wie in den Strohbedeckten Hütten der Armuth, überall baute sich die Andacht, neben den öffentlichen Bethäusern, ihr stilles Heiligthum; und so mogte man wohl sagen: „die Menschen kamen nimmer vom Tempel: und dieneten Gott Tag und Nacht.“

Ja, um mitten in den Zerstreuungen des irdischen Geschäftslebens einen Erinnerer an das Ewige zu haben, und wenigstens im Geiste täglich mehrmals, und zu gleichen Zeitpunkten, um den gemeinschaftlichen Vater sich sammeln zu können, verabredete man ein Zeichen, das öffentlich und aller Orten, beim Anbruch, und in der Mitte, und am Schlusse des Tages hiezu gegeben würde, und nannte dies: Betglokke.

Halten wir uns blos an die Außenseite, geliebte Brüder: wie schneidend tritt dann der Unterschied zwischen solcher und der gegenwärtigen Zeit hervor! Wer erkennet jetzt noch eine regelmäßige Theilnahme an den sonntäglichen Gottesverehrungen für heilige Pflicht, oder hohen Genuß? Wer siehet jetzt noch in festlichem Gedränge die Menschen dem Hause des Herrn entgegenströmen? Wer weiß jetzt noch etwas vom dritten Festtage, von Frühmetten, von Wochenpredigten, von Hausandachten, von Bibellesen, von geistlichen Liedern, von Betstunden, von der Bedeutung, oder gar Benutzung gewisser Glokkenschläge, bei welchen der fromme Vorfahr sein Haupt entblößte, und seine Augen aufhob, und seine Hände faltete, und sein Herz vor Dem reden ließ, der über den Wechsel der Stunden erhaben ist und der Jahrtausende? — „Hilf, Herr! möchte man rufen, die Heiligen haben abgenommen, und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern!"

Lasset uns aber auch nicht voreilig seyn im Urtheil. Ach! das Schöne, was sie hatte, die gute alte Zeit der Einfalt und der Gottesfurcht, wer empfände dessen Verlust nicht mit innigster Wehmuth! Wer trüge nicht eine Sehnsucht darnach, daß er wieder umkehren mögte, und in ihr sein Leben erneuern. — Doch hat eine jede Sache zwei Seiten.

Bedenket auch die mancherlei unrichtigen Begriffe, die über Christenthum und Gottesverehrung damals herrschend waren, und erst vor dem helleren Lichte späterer Zeiten verschwunden sind. Bedenket den unverständigen, den bittern, den oft so lieb- und heillosen, und auf Verdammen und Verfolgen ausgehenden Eifer, den Vorurtheile gewekt hatten und unterhielten, und der nicht selten das Blut unschuldiger Tausende, bald in offener Feldschlacht, und bald in Gefängnissen und auf Gerichtsplätzen vergoß. Bedenket den Stolz, womit der eingebildete rechte Glaube daherschritt; den Eigensinn, der, ohne sich bedeuten lassen zu wollen, seine einmal genommene Ansicht hartnäkkig beibehielt; die Scheinheiligkeit, die hinter täglichen Andachtsübungen und regelmäßigen Kirchenbesuchen einen lasterhaften Sinn und Wandel verbarg; die

entsetzliche Verblendung, die, während sie das Wichtigste im Gesetze, das Thun voll Liebe, vergaß, durch Beten und Singen den Richter der Welt abfinden zu können wähnte. Gewiß ist es, daß bei einem großen Theile der Menschen jener Zeit das, was wie Religiosität glänzte, im Grunde nur diesen schwarzen Charakter hatte, und folglich nicht die Bewunderung und die Sehnsucht und die Wünsche einer erleuchteteren Nachwelt, sondern unsre Verachtung verdient.

Man mußte dies einsehen, meine Brüder, sobald man den eigentlichen Geist des Evangeliums Jesu reiner und vollkommener auffassen lernte. Das Christenthum verlangt nicht einen Herrndienst, der sich in leiblichen Uebungen abmattet, — diese sind „wenig nütze"; — es zielt auf Beförderung jener freiwilligen, fröhlichen, heitern Gottesfurcht, die den Namen der „Gottseligkeit" trägt, und die „Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens" hat. Es will nicht eine Reihe todter, mit Sklavensinn abgemessener Werke veranlassen; es will einen Sinn wekken, einen lebendigen und lebendigmachenden, dessen Element und Wonne das Gute ist. Es begnügt sich nicht, die Außenseite unsers Wesens mehr abzuglätten, oder anständiger zu verhüllen; das Gemüth begehrt es zu reinigen von den Lüsten der Erde, zu läutern im Kampf gegen die Sinnlichkeit, zu erheben über den Knechtsstand des Lasters in die selige Kindschaft der Heiligen und Geliebten des Himmels. Darum bindet es sich denn auch an zufällige Umgebungen nicht. Es gehört nicht ausschließend Einem Lande, Einem Volke, Einem Himmelsstriche, Einer Zeit, Einer Stufe der Bildung, sondern allen Jahrhunderten und dem ganzen Geschlechte der Menschen. Es bedarf, um sich kund zu thun, nicht nothwendig eines Hauses, von Menschenhänden gemacht, und eines Altars, mit menschlicher Kunst geziert; in jedem schönen Gefühle, in jeder frommen Bestrebung, in jedem Erguß reiner Herzen, es sei durch Wort oder That, spricht es sich aus. „Wisset Ihr nicht, daß Ihr selbst Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in Euch wohnet"? ruft ein Bote des Evangeliums. O sie hatten es endlich gefaßt, diese Trefflichen, das Beginnen ihres erhabenen Meisters. Sie hatten ihn endlich ergründet, in der Tiefe des sich veredelnden Herzens hatten sie ihn gefunden, den Sinn jenes Wortes: „Glaube mir, es kommt die Zeit, daß man weder auf der Höhe Garizin nur, noch zu Jerusalem, den Vater wird meynen anbeten zu können; sie kommt, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten

auch Ihr den Herrn, weil er zu finden ist, rufet ihn an, weil er nahe ist". Wendet sie ihm zu, die von ihm erkaufte Seele. Liebt ihn über alles, und in allem nur ihn. Wollet nichts anderes und nie anders als seinen Willen thun und seine Wege gehen, was er auch fordre und wohin er führe. Machet das Wort, das von ihm kommt, zum Mittelpunkt Eures Denkens, zur Grundlage Eures Thuns, zur Richtschnur Eures Strebens, zur belebenden Seele Eures Daseyns; daß es Euch sammle, wenn Ihr zerstreut werden, und leite, wenn Ihr den Pfad verlieren, und stärke, wenn Ihr in Muthlosigkeit versinken wollet, und den Sieg Euch verkünde, wenn Ihr „in der Welt Angst" habt. So fühlet, so lernet fühlen die Nähe des Unendlichen, und hören seinen Fußtritt, und fassen seine Vaterhand, und schauen sein Angesicht: die Welt wird dann zum Tempel auch für Euch, und was Ihr thut, und was Ihr anrührt, empfängt eine himmlische Weihe. Eure Gedanken werden Gebete. Eure Handlungen werden Opfer. Eure Entwürfe werden Zurüstungen zu irgend einem hohen Feste. Eure Freuden werden Lobgesänge. Ihr selbst seid, auch mit der Grabscheit, oder hinter dem Pfluge, des Ewgen Priester. Schauet Ihr von einem Hügel hinab, mit dem Gefühle: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! so wird die Anhöhe Eurem Herzen ein Zion. Fallet Ihr nieder auf Eure Kniee, um Gott für Hülfen zu preisen, die Euch gerettet haben: so wird die Stätte Eurer Freudenthränen für Euch ein Dankaltar. Höret Ihr den Wintersturm brausen durch die Lüfte, oder die Lerchen besingen des Frühlings Rückkehr, oder den Donner rollen durch die Wetterumzogene Sommernacht, oder den Sichelnklang und Erndtejubel fernher tönen über die Herbstflur: Euch ist feierlich, aber heimisch. Ihr möget Euch niederwerfen, aber auch laut aufjauchzen. „Die Stimme des Herrn gehet mit Macht, rufet Ihr, die Stimme des Herrn geht herrlich". Alles, alles verwandelt in Heiligthümer Euer kindliches Herz. Sogar wenn dem Scheine nach alle Eure Thätigkeit aufgehört hat, dienet Ihr, ruhend, dem Gott der Ordnung. Euer Schlummer, indem er Euch erneuert, verherrlicht ihn. Das Lager des Friedens und der Erquikkung umwachen Engel. Die Sterne der Nacht sind Kerzen, die Euch freundlich hinauf leuchten. Und geht Ihr endlich hinüber, so zerreißt, wie bei Jesu Abschied, des Tempels Vorhang; Euer Tod führt Euch ins Allerheiligste.

Ende des ersten Theils.

Verzeichniß

der

Druckfehler und Berichtigungen

zum ersten Bande

des

Handbuchs der deutschen Literatur.

Vorrede. S. III. Z. 10. st. Ueberstcht l. Uebersicht.

— S. IV. Z. 9. v. u. st. Lesekreis l. Leserkreis.

— S. IX. in der Mitte, hinter „aus Wilhelm Meister's Lehrjahren" schalte man ein: Mignon. — Der Saal der Vergangenheit.

Seite 7. Z. 21. v. u. in dem l. in den.

— 17. in der Mitte st. Rheinchronik l. Reimchronik.

— 24. Z. 10. st. Schweitzer l. Schweizer.

— 27. — 2. st. Janur l. Januar.

— 40. — 8. v. u. st. 1774 l. 1764.

— 46. — 18. v. u. st. Nüssen l. Nüstern.

— 54. — 4. v. u. der ganze Satz: „Die ganze Zeit u. s. w. bis S. 55. Z. 8. ist auszustreichen.

— 55. der Satz: „Der Christ allein . . . . ausmacht," ist zu streichen.

— 129. Z. 9. st. vvn l. von.

— 133. Z. 13. v. u. setze man: „Im Herbst des Jahres 1764 wurde er Lehrer an der Domschule zu Riga, und bald darauf (1767) Prediger daselbst.

— 134. — 12. v. u. st. Volkslieder l. Volkslieder.

— 182. — 1. v. u. st. Hallwyll l. Hallwyl.

Seite 185. Z. 8. v. o. st. unter welche l. unter welchen.
— 190. — 6. v. u. st. Gras l. Grab.
— 265. — 2. v. u. st. Gewölke l. Gewölbe.
— 269. — 17. v. u. st. Spinnetkinder l. Spinnerkinder.
— 276. — 2. v. u. st. Feutach l. Feuchte.
— 303. — 4. v. o. st. Privatstunden l. Privatstudien.
— 303. — 11. v. u. st. ihn l. ihm.
— 322. — 9. v. o. st. Leben l. Band.

